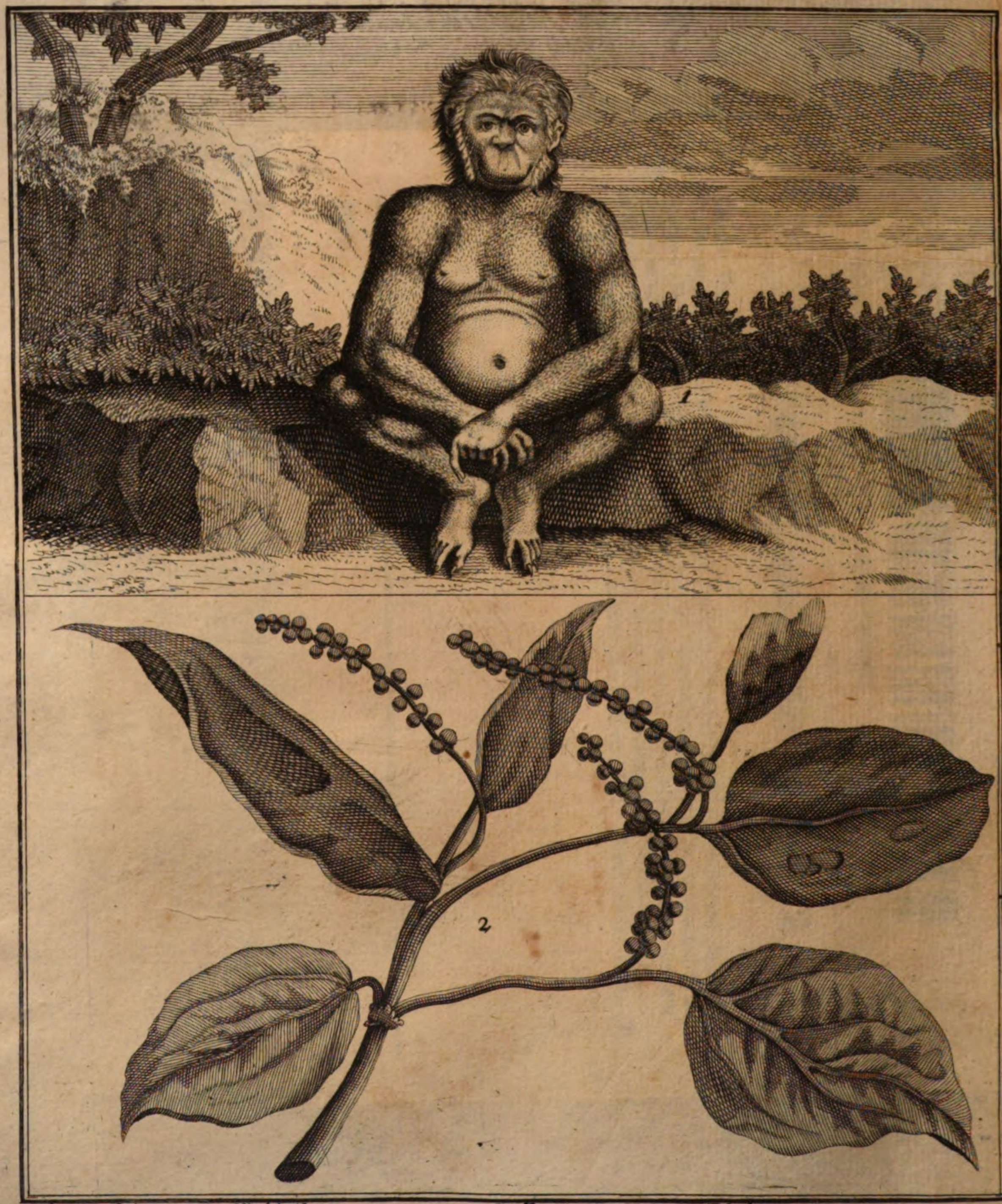

1. Orang-Oetang, oder Wald-Mann.

2. Zweig von einen Pfeffer-Baum

angeb. 2

Die Heutige Historie, Oder der Gegenwärtige Staat der Sundaischen Insuln, Als Borneo, Java und Sumatra,

Nebst einem

Doppelten Anhang

von dem

Gegenwärtigen Staat

I. Der Nicobarischen und Andomanischen Insuln,

und

II. Des Landes der Papuas, nebst den umliegenden Insuln,

Aus dem Englischen Original

des Herrn Capitain SALMON,

Nebst den

Holländischen Anmerckungen und Zusätzen

des

Herrn M. van GOCH, M. D.

Ins Teutsche übersetzt

von

A. H.

Verlegt von Jonas Korte, Buchhändler in Altona. 1733.

A H

SOCH' W D

Der Gegenwärtige Staat der Sundaischen Insuln.

Das erste Capitel.

Von der Lage, Handlung, Gewächsen der Insul *Borneo*, wie auch von der Einwohner Sitten und Gewohnheiten.

Borneo, *Sumatra* und *Java* sind die vornehmsten unter den Sundaischen Insuln, welche also von der Meer-Enge oder Strasse von *Sunda*, an welcher sie liegen, benennet werden.

Borneo erstrecket sich von dem 7 Grad 30 Minuten Norder-Breite bis an den 4 Grad Süder-Breite, und von dem 107 bis 117 Grad der Länge, und ist ohngefehr 700 Englische Meilen lang und zweytausend fünfhundert im Umkreis groß. „Wo wir aber dem Herrn *Valentyn* folgen wollen, so „muß *Borneo* vom 4 Grad Süder-Breite bis auf den 8 Nordlicher Breite sich „erstrecken, und von dem 150 Grad der Länge bis an den 158 gehen. Nach „*de L' Isle* seinen Carten aber liegt *Borneo* auf dem 125 bis an den 135 Grad: „welches sich auf die letztere Entdeckungen gründet, nach welchen *China* und andere dasige Länder uns weit näher zu seyn sind befunden worden, als man vorher „gemeynet. Diese Rechnung kömmt auch mit des Herrn *Salmon* seinem *Calculo* „bey nahe überein, weil letzterer nach der Weise aller Engelländer seinen ersten

„Meridianum über die Stadt *London* setzet.“ Weil die Insul *Borneo* bey nahe rund ist, fasset sie vermuthlich weit mehr Land in sich, als eine andere von denen bis anhero entdeckten Insuln. Gegen Osten hat sie die Insul *Celebes* oder *Macassar*, gegen Süden die Insul *Java*, gegen Westen die Insul *Sumatra* und die Küste von *Malacca*, gegen Norden die Länder *Cambodia* und *Chiampa*, und gegen Nord-Osten endlich die *Philippini*schen Insuln.

Die Lufft ist in dieser Insul nicht gar zu übermässig heiß, weil sie, gleichwie in allen andern Ländern, die accurat unter der Linie liegen, fast alle Tage durch die Regen-Schauern und kühle Winde erfrischet wird. Weil die Gegenden, so an der See-Küste liegen, auf etliche hundert Meilen weit, gantz flach und eben seyn, so werden sie jährlich etliche Monath lang, (wie an andern Orten in diesen heissen Ländern) überschwemmet. Wenn aber das Gewässer wieder abläufft, liegt das Erdreich allenthalben mit einem gewissen Schlamm, oder dünnen Leimen bedeckt, welcher von der Sonnen-Hitze gekocht (als welche hier zu Lande sehr groß ist, weil die Sonne ihnen über den Kopff stehet, und ihre Strahlen recht gerade in rechtsenckigter Linie herabschiesset) einen entsetzlich stinckenden Nebel verursachet, der des Morgens nicht vor 9 oder 10 Uhr in die Höhe ziehet, und diese Gegenden sehr ungesund macht. Dazu kömmt noch dieses, daß der unerträgliche Gestanck von todten Fröschen und andern Ungeziefer, die nach Ablauf des Wassers auf dem Lande zurück bleiben und sterben, bey der grossen Sonnen-Hitze die Lufft sehr verdirbet und anstecket. Wenn man zu diesen noch die kalte schneidende Winde und Ausdünstungen des Erdreichs hinzufüget, welche sich nach den heissesten Tagen einstellen: so kan man leichtlich abnehmen, daß das Land für Menschen, und sonderlich für Europäer, gar zu gesund nicht seyn müsse; wovon uns auch das starcke Sterben unter unsern Landes-Leuten, welche jährlich dahin fahren, überzeuget. Das Geld aber und die kostbaren Edel-Gesteine, welche hier in Uberfluß zu haben seyn, verursachen, daß unsere Wag-Hälse lieber den Todt in allerhand Gestalten vor ihren Augen sehen, als die Gelegenheit, sich zu bereichern, fahren lassen wollen; gleich als wann es besser wäre todt zu seyn, als sonder grossem Reichthum und Ansehen zu leben. Ja ich glaube, daß das Ufer des Styx selbst nicht würde unbesucht bleiben, wenn man nur dasiges Orts Schätze finden, und leichtlich dahin kommen könnte. Was die *Mousons* oder zu gewissen Zeiten stehende Winde anlanget, so bleiben solche von dem October bis an den April gemeiniglich im Westen stehen, und so lange dauret die Regen-Zeit auch, währender welcher das Wasser fast beständig fort mit einem gewaltigen Schlag- und Platz-Regen, der mit hefftigem Stürmen, Donner-Schlägen und Blitzen vergesellschafft-

sellschafftet ist, vom Himmel herunterstürtzet. An der Süd-Küste, woselbst sich die Europäer gemeiniglich gerne auf halten, ist es recht etwas seltsames, wenn man um diese Jahr-Zeit zwey Stunden nach einander gut Wetter hat.

Die trockene Jahr-Zeit fängt gemeiniglich gerne im April an, und stehet bis in den October hinein: doch gehet auch in der Zeit selten ein Tag ohne Regen-Schauern hin, vornehmlich um die Stunde, da die See-Winde eintreten.

Die vornehmste Havens, in welchem die Europäer anländen, sind *Banjar-Massin*, *Succadana*, und *Borneo*, doch fahren sie mehr nach *Banjar-Massin*, als sonst einem andern Ort, weil nahe bey dem Ursprung dieses Stroms, der auf dem 3 Grad 18 Minuten Süder-Breite sich ins Meer ergiesset, der meiste Pfeffer wachsen soll. Die Stadt *Banjar* lag vormals an dem Strom ungefehr 12 Meilen Landwerts hinein von seiner Mündung, und war zum Theil auf Pfälern, zum Theil auf Holtz-Flössen gebauet, itzunder aber findet man daselbst nicht einmal einige Uberbleibsele von einer Stadt, weil die Einwohner nach *Tatas* ungefehr 6 Meilen weiter hinauf gezogen seyn.

Die Stadt *Borneo*, die vormalige Residentz des vornehmsten Sultans, oder Königes auf dieser Insul, liegt auf der Nord-West-Spitze der Insul 4 Grad und 30 Minuten Norden der Linie, und hat einen artigen und recht bequemen Haven. Der Haven von *Succadana*, welcher an der West-Küste der Insul auf 15 Minuten [oder wie Herr *Valentyn* schreibet 1 Grad 15 Minuten] Südlicher Breite lieget, ist in vorigen Zeiten von den Europäern sehr fleißig besucht worden. An der gegenüber liegenden Ost-Küste des Landes lieget auf 15 Minuten [*Valentyn* sagt 1 Grad 15 Minuten] nordlicher Breite ein anderer See-Haven, welchen man *Passeir* nennet, der Ort aber hat keine sonderliche Handlung.

Caytongie [oder *Cajoe Tenga*] ist eine der vornehmsten Städte, die mitten im Lande liegen. „Herr *Valentyn* giebet diesen Ort für die hauptsächlichste „Meyerey (oder Plantage) in *Benjan* aus: welches auch wohl so zu seyn scheinet, wenn man die Klage des Sultans an den Herrn *Beekmann* ansiehet, von „welcher wir unten reden werden.“ Der Sultan dieses Orts ist gegenwärtig der mächtigste Fürst in der gantzen Insul. Diese Stadt liegt ungefehr 100 Meilen Landwärts hinein an dem Fluß *Banjar*, und 200 Meilen ungefehr höher hinauf stehet die Stadt *Negaree*, woselbst ein andrer Sultan residirt. Die Nahmen der übrigen ansehnlichen Städte sind *Tanjong buoro*, *Sedang*, *Tanjongdatoo*, *Sambas*, *Landa*, *Pisagadan*, *Cota-panjang*, *Sampit*, *Tanjong*, *Selatan*, *Gonwarengen* und *Pomanoocan*. Bisanhero hat niemand von den Voyageurs

sich unterstanden uns eine Nachricht von der Grösse und den Gräntzen der unterschiedlichen Königreiche zu geben: Denn es scheinet, daß selbige continuirlichen Veränderungen unterworffen seyn, und bald erweitert, bald aber enger eingeschräncket werden, nachdem der eine oder andre Regente dem Meister spielet. Ich werde aber suchen dem Leser davon ein mehrers Licht zu geben, wenn ich unten von ihrer Regierung reden werde; und gehe anitzo zu der Beschreibung des Strohms *Banjar* über, auf welchem unsere Europäische Schiffe gemeiniglich gerne liegen.

Der Strohm *Banjar* ist bey seiner Mündung so breit, als die *Themse* bey *Gravesend*, und längst dem Ufer hin mit dicken immer-grünenden Bäumen besetzt; daherv es auf diesem Strohm sehr angenehm zu fahren ist. Ein wenig innerhalb der Mündung des Strohms liegen drey Insuln, unter welchen die vorderste mit einer ungeheuren Menge grosser Bäume bewachsen ist, welche man weit in die See hinein sehen kan, und daher denjenigen, welche über die Sand-Banck in den Strohm hinein passiren sollen, statt einer Backe, oder Zeichen, ihren Cours darnach zu richten, dienen. Denn vor dem Strohm liegen grosse gewaltige Sand-Bäncke, welche nach der Nord- und Süd-Seite am meisten hinschiessen, und sehr gefährlich seyn: denn wo ein Fahr-Zeug auf dem Grund besitzen bleibet, so ist die Ebbe, oder der Ablauff des Wassers, welche die Uberströhmungen des Landes verursachen, so starck, daß es Gefahr läufft in Stücken zerschlagen zu werden: welche Gefahr durch die grosse starcke Bäume, so der Strohm immerfort mit sich aus dem Lande wegreisset, und in die See hineinführet, nicht wenig vergrössert wird: Ungefehr eine Englische Meile oder zwey innerhalb der Mündung trifft man den besten Ancker-Grund an: und wenn ein Schiff über die vorderste Insul herübergekommen ist, müssen sie ungefehr so weit, als ein Schiff lang ist, das Steuer-Ruder nach der rechten Hand hinhalten. Man muß die Fluth-Zeit in acht nehmen, wenn man den Strohm hinauf seegeln will, denn die Ebbe geht zu gewissen Zeiten so starck, und der Wind wird durch das Gehöltze so aufgehalten und gebrochen, daß das Schiff nicht gar weit fortkommen kan, wenn es bey der Mündung des ersten Strohms auf die Seite zur rechten Hand kömmt, welche die *Chinesische* Seite genennet wird, weil daselbst immerfort viel Chinesische Schiffe beständig auf- und niederseegeln. Die Fluth steiget hier ungefehr 12 Fuß hoch, und kömmt nur einmahl in vier und zwantzig Stunden und zwar bey Tage. Bey der Nacht wächst das Wasser nicht über einen halben Fuß, ohne wenn sie ein sehr trocknes Jahr haben. Solches aber rühret von der grossen Gewalt der Ströhme und der Land-Winde her, welche letztere bey

Nacht weit stärcker, als bey Tage wehen. Auf dem also genannten *Chinesischen* Strohm kan man bis an die Stadt *Tams* und noch höher mit den schwersten Schiffen hinaufseegeln: die Europäische Schiffe aber liegen ein wenig höher hinauf auf dem grossen Strohm: gegen den Platz über, da die Englische Factorey gestanden hat, welche an einem andern kleinern Strohm, der kleine Fluß von *Tams* genannt, an zur rechten, wenn man dem Strohm hinanfähret, angeleget gewesen. Dieser Fluß ist für Böte und kleine Fahrzeuge der kürtzeste Weg nach der Stadt zu.

Die Städte, auf welchen die Europäer Handlung treiben, sind meistentheils auf Holtz-Flössen in ihren Ströhmen gebauet, und machen eine lange Gasse aus. Sie wohnen alle in einem Stockwerck: ihre Häuser aber werden nach der Grösse der Familien in Gemächer vertheilet. „*Jacob de Rooy* „erzehlet, daß in einigen Häusern wohl 100 Familien wohnen sollen. Es fragt „sich aber, ob man ihm glauben zustellen darff.

Die Scheide-Wände machen sie von gespaltenem Rohr oder *Bambos*-Holtz, die Dächer aber der Häuser bestehen, nach Art der *Maleyer*, aus Palmen-Blättern. Die Häuser sind von einer mittelmäßigen Höhe, die Scheppen aber hangen bis auf vier oder fünff Fuß von der Erden ab an den Seiten herunter, um die Maur gegen die brennende Hitze der Sonnen zu schützen. Einige von ihren Häusern sind auf dem Morast gebauet, und stehen auf *Bambos*-Pfählen. Wenn das Wasser niedrig ist, gehen sie über ein Stück Holtz von einem Hause zum andern, wenn es aber hoch ist, gebrauchen sie ihre Böte. Die Ebbe geht unterweilen zu *Tatas* so starck, daß die Häuser, welche auf Flössen gebauet seyn, von den Thauen, mit welchen sie befestigt seyn, loßreissen, und in die See hinein treiben. Vor dem Pallast des Sultans zu *Cayongie* stehet ein Gebäude, das aber aus einem eintzigen grossen Zimmer bestehet, in welchem sie ihre gerichtliche Versammlungen halten, und die Fremden tractiren. Selbiges ist auf Pfählen 7. bis 8. Fuß über das Erdreich erhöhet, an allen Seiten offen, aber mit einem Dach bedeckt. Das Zimmer ist vollenkommen 50 Englische *Yards* [oder etwa 12 Ruthen nach unserer Maasse] lang, und dreißig *Yards* [oder $7\frac{1}{2}$ Ruthen] breit. In der Mitten stehet der Thron des Sultans, welcher aus einem höltzernen vergöldeten Stuhl, der mit einem Himmel von göldenen und silbernen Stoffen bedeckt ist, bestehet. Um dieses Hauß herum haben sie 7. oder 8. grosse Canonen auf zerbrochenen Lavetten hin gepflantzt. Selbige sind auch sonst sehr schlecht geziert, und können weder zum Zierath, noch zur Defension dienen.

Matapora liegt ohngefehr zehn Meilen von *Caytongie* auf einem Stücke Landes, das niemals überschwemmet wird. Hier liegt der Pallast des Fürsten von *Negarié*, welcher ein gutes Zeug-Haus hat, und mit Schieß-Gewehr wohl versehen ist. Vor dem Thor seines Schlosses stehen unterschiedliche Stücke von groben Geschütz, die aber mehr zum Staat, als zum Gebrauch dienen.

Die Einwohner dieser Insuln seynd theils Mahometaner, theils Heyden. Die Mahometaner wohnen an der See-Küste und in allen den vornehmsten Handel-Städten. Die Heyden aber, welche daselbst *Byayos* genannt werden, haben die innere Gegenden des Landes inne. Die Römische Missionarii, die sich unter ihnen aufgehalten, und an ihrer Bekehrung mit einigem Fortgang gearbeitet haben, versichern uns, daß die *Byayos* weit tractabler und williger seyn, den Christlichen Glauben anzunehmen, als die Mahometaner. Es ist auch sehr natürlich zu glauben, daß solche zwey Nationen, die eine Insul bewohnen, und so sehr in ihren Sitten und Religion unterschieden seyn, immer einander wechselsweise als Barbaren abmahlen werden, wie friedfertig und wohlgesittet sie sonst den Ausländern vorkommen mögen, welche von solchen Vorurtheilen nicht eingenommen seyn. Die *Byayos*, welche mitten im Lande in Wäldern und Gebürgen wohnen, legen sich weder auf die Handlung, oder auf Künste und Wissenschafften. Sie sind, wie die Reisende vermelden, ein starck kriegerisches Volck, welches seine Zeit vornehmlich mit der Jagd und Viehzucht hinbringet, und wenig mit Fremden umgehet. Aus diesen Ursachen kan man schwerlich eine rechte Nachricht von ihnen geben. Es kan also vielleicht kommen, wenn wir etwa einmahl eine bessere Nachricht von dieser Nation kriegen, daß alle Erzehlungen von ihrem ungezogenen barbarischen Wesen gantz wegfallen, und sich hingegen befindet, daß sie, wie andere Menschen von der Art, ein wenig rohe und uncivilisirt seyn, weil sie in den Wäldern und Wildnissen wohnen, aber auch vielleicht an Aufrichtigkeit und Edelmüthigkeit ihre weit unmanierlichere Nachbarn weit übertreffen, welche der Umgang mit den *Chinc*sern nur in der Kunst Leute zu betriegen, und zu beschnellen, erfahrner gemacht hat. „Wenigstens berichtet *Valentyn* nach „dem Munde des Herrn *de Rooy*, daß sie weit ein besser Gemüth, als die Ma„hometaner, die an den See-Küsten wohnen, haben sollen.

(*) Derselbige Herr aber, welcher mir von der Verwüstung der Englischen Factorey auf *Banjar* Nachricht gab, sagte mir auch, daß er die *Byayos*, oder Berg-

(*) Die folgende Nachricht von den *Byayos* steht bey dem Herrn *Salmon* in der Beschreibung von *Java*. Der Herr van *Goch* aber hat sie hier an ihrem rechten Ort eingerücket.

Berg-Leute von *Borneo* für eben so barbarisch hielte, als sie durchgehends beschrieben werden, ja daß ihre Minen selbst etwas wildes in sich haben. Er habe die gantze sieben Jahre hindurch, so lange er im Lande gewesen, sie nicht [illegible] wegen können, mit den Engelländern einigen Umgang zu pflegen, ob sie gleich offt bis an *Banjar* hinab kamen, und ihm Schweine und andere Provision brachten. Er erzehlte auch, daß sie selten, wenn auch nur ein Fischer auf dem Strohm in ihre Hände verfällt, selbigen mit seinem Kopff wieder nach Hause ziehen lassen, denn sie putzen allen Leuten, die sie in ihrer Gewalt bekommen, gerne die Köpfe weg, weil es in ihrem Lande für die gröste Ehre gehalten wird, viel Köpfe der Feinde mit sich nach Hause zu bringen. Die Engelländer wären auch immer auf ihrer Hut gegen die *Byayos*, und geriethen mannigmahl in ein Gefecht mit ihnen. Solches geschehe aber gemeiniglich gerne in Wäldern und kleinen Gebüschen, woselbst man ihnen schwerlich beykommen kan. Denn wenn sie den Europäern an der Zahl nicht sehr weit überlegen seyn, laufen sie immer vor ihnen, oder schleichen, wo sie ihnen auf einem Strohm begegnen, in eine kleine Bucht oder Bach hinein. Ja wenn sie zu Wasser nicht entrinnen können, verlassen sie ihre *Prouwen*, und fliehen in die Wälder. Ihre Waffen sind, nach seinem Bericht, ein *Crits* oder Dolch, und ein *Sampit*, oder Blas-Rohr, so ungefehr sechs bis acht Fuß lang ist, und mit einem Stück Eisen am Ende beschlagen, wie etwa unsere Bajonetten seyn. Aus diesem Blas-Rohr schiessen sie ihre vergifftete Pfeile, von welchen sie etwa 60 bis 80 in einem kleinen Köcher an der Seiten tragen. Ihre *Sampits* gebrauchen sie auch als eine Lantze, und werffen damit mannigmahl sehr weit; Unterweilen dringen sie auch mit denselben auf den Feind hinein, gleichwie unsere Soldaten mit ihren Piequen oder mit der Bajonette auf der Flinte thun. Wäre ihre Courage so groß, und wüsten sie eben so gut Ordnung zu halten, als ihr Gewehr brauchbar und gut ist, so hätten sie nicht nöthig vor ein Geschwader von Europäern zu lauffen. Sie suchen allezeit den Feind plötzlich zu überrumpeln: und wenn sie ja ein wenig Stand halten, geschieht solches nur auf einen Stoß, oder wenn sie etwa hinter Bäumen oder Erd-Hügeln vor unserm Geschütz sicher stehen können. Wenn unsere Leute sie in den Gebüschen verfolgt haben, sind sie öffters mahlen von ihren vergifften Pfeilen verwundet worden. Unsere Barbierer pflegen diejenigen, welche also verwundet worden seyn, zu schröpfen, welches ihnen gemeiniglich gerne wohl bekömmt. Mein Referente aber hat mir erzehlet, daß er einstmahl einen Engels-Mann gesehen habe, der mit diesen Pfeilen verwundet worden, und kurtz hernach gestorben. Er versicherte auch, daß sie diese Pfeile mit solchem Nachdruck abschiessen, daß

sie

sie einen Daum breit tieff durch die Kleider ins Fleisch hinein dringen. Weil sie auch gemeiniglich gerne von Kupffer mit einem Wiederhacken an jeder Seite [illegible] kan man sie nicht sonder grosser Pein heraus ziehen. Diese Völcker gebrauchen [illegible] mehr Kleider, als ein Stück Leinwand, ihre Scham damit zu bedecken, und eine kleine Binde ums Haupt. Sie kommen mannigmahl bis *Tatas* hinab, und vertauschen ihr Gold, Bezoar, Reiß, Wachs und andere Waaren mit den *Banjaren* gegen solche Dinge, deren sie nothwendig bedürfftig seyn. Nach der Meynung der *Banjaren* soll die Regierung unter den *Byayos* eine Aristocratie seyn. Denn sie haben bemercket, daß ihre Vorsteher sammt den Vornehmsten bey wichtigen Vorfällen zu Rathe versammlet werden, von welchen bald einer bald der andere das Præsidium führet, wie diejenigen, welche weit ins Land hinauf gereiset haben, berichten.

Sie erzehlen ebenfalls, daß die *Banjaren* sich den *Byayos* niemahls anvertrauen, ohne wenn sie einige von ihnen, als Geissel für ihre Sicherheit, in ihrer Gewalt haben. Ich finde aber nicht, daß die *Byayos* gleiche Vorsichtigkeit gebrauchen, wenn sie nach *Tatas* hinunter kommen; Dahero jemand gedencken möchte, daß sie sich eines barbarischen Verfahrens gegen die *Banjaren* nicht bewust wären: Denn wenn dem also, könten sie ja nichts anders als eine rechtmäßige Vergeltung erwarten, wenn sie sich der Gewalt der *Banjaren* anvertrauen wollten.

Was die *Banjaren* und andere Mohren, die an der See-Küste wohnen, anlanget, so sind sie ein Volck von einem hurtigen Begriff, ungemein Lehrbegierig, und können sehr leichtlich etwas fassen. Wie der Capitain *Reekmann* erzählet, so haben ihrer etliche, durch den blossen Umgang mit seinen Leuten, und durch das Achtgeben auf ihre Manier zu rechnen, in der kurtzen Zeit, da er unter ihnen gelebt, schon ziemlich in dieser Wissenschafft zugenommen. Sie haben auch den Ruff, daß sie ein sehr friedfertig Volck seyn sollen, und selten oder niemals unter einander Zwistigkeiten haben. Wenn sie aber einmahl recht aufgebracht seyn, soll ihre Rache nicht anders, als durch den Tod ihres Widersachers gesättiget werden können. Gegen Fremde handeln sie mannigmal treuloß und mörderisch, wie *Valentyn* berichtet, welches mit demjenigen übereinstimmet, was *Jacob* de *Rooy* aus seiner Erfahrung von ihnen erzählet, woraus auch erhellet, daß sie von Natur blutdürstig seyn. Der Capitain *Hamilton* aber führet ein sonderbares Exempel von ihrer Gutthätigkeit an, welche sie etlichen Schiffbrüchigen zu *Sampas* erwiesen haben: Dergleichen ich nicht weiß, ob man in Europa, oder wenigstens in verschiedenen Ländern daselbst, antreffen wird". Ihre Rache üben sie immer heimlich aus, und sind nicht

so

so brav, daß sie ihr Leben in einem Duell wagen; und an statt einer würcklichen Vergnügung ihrer Rache, sich noch mehr Ungelegenheit über den Hals ziehen. Obgleich auch die Manier, sein Recht durch einen Zwey Kampf auszuführen, bey uns für ein Zeichen eines braven Kerls angesehen wird, so daß man denjenigen für eine feige Memme hält, welcher nicht erscheinet, wenn er ausgefordert wird: so ist diese doch eine von den unmenschlichen und barbarischen Gewohnheiten, welche wir von unsern barbarischen Vor-Eltern den Sachsen übrig behalten haben, denn diese haben vormals ihre Streitigkeiten wegen gantzer Reiche und Lande eben so ausgemacht, als wie heutiges Tages eine querelle über das sogenannte point d' honneur ausfechten: weil sie den Schluß machten, daß der Himmel immerfort der sieghafften Parthey beystehe, und daß derjenige, der im Gefecht den kürtzern zöge, nohtwendig auch unrecht haben müsse. Diese ihre Meynung aber ist allerdings närrisch und recht auslachens wehrt, weil wir keine Zusage haben, daß GOtt in solchen Fällen allezeit denjenigen, der unschuldig ist, beschützen, und die gerechte Sache mit dem Sieg krönen wolle. Was ist auch wohl unvernünfftiger und gottloser, als ein solcher Zwey-Kampff, vornehmlich weil wir wissen, daß die Victorie in einem Duell nicht nur von der Geschicklichkeit, Stärcke und Muth der schlagenden Partheyen, sondern auch von zehntausend andern Zufällen dependiret, die man nicht alle vorher sehen kan, wogegen uns die Gerechtigkeit der Sache nicht allezeit zu schützen vermag. Ich sage dieses nicht in der Meynung, daß es besser sey, seinen Feind mit einem Dolch übern hauffen zu stossen. Bey weiten nicht: letzteres ist noch weit schnöder und gottloser, als das erstere. Der gröste Vortheil vor das menschliche Geschlecht würde Zweifels ohne seyn, wenn alle solche Privat-Rache aufgehoben würde. Denn wenn die Mode sich selbst zu rächen durchgängig gelten sollte, würde es in kurtzen mit der allgemeinen Sicherheit, und mit allem weltlichen Regiment zum Ende gehen. Unter den alten Römern, welche die tapfersten Leute auf der Welt waren, findet man schwerlich ein Exempel von einem Duell zwischen Privat-Leuten, wegen ihrer Privat-Injurien, und doch gehet dem rühmlichen Andencken ihrer Tapferkeit dadurch nichts ab, daß sie dergleichen Beschimpfungen, ohne sich zu rächen, eingeschlucket haben. Es wird eine weit grössere Edelmüthigkeit erfordert, dergleichen Hohn und Affront zu verachten, als zu rächen, noch eine erhabenere Großmuth aber ist es, wenn wir unsern Feinden selbst Gutes thun.

Hamilton behauptet, daß *Borneo* nicht sehr starck bewohnet sey. Die Inwohner sind, gleich andern gerade unter der Linie wohnenden Nationen, aus

der maassen schwartz. Daher haben einige Voyageurs Gelegenheit genommen alle diejenigen, welche unter der Linie wohnen, Schwartzen zu nennen. Es ist aber zwischen ihnen und den Negers ein grosser Unterscheid, wie wir schon bemercket haben. Denn die Hitze des Climatis kan zwar die Menschen gelb machen; davon alleine aber werden sie nicht schwartz, wie schon ist gezeiget worden.

Die *Banjaren* haben lange glänzende schwartze Haare, und sind wohl gebildet, aber nur klein von Statur. Ihre Gestalt ist zwar nicht gar zu lieblich, doch kommen sie den Europäern nicht noch so gräßlich vor, als die Mohren aus *Africa*. Die Weiber sind klein und artig gebildet, und schöner von Farbe und Gestalt, als die Männer. Ihre Minen sind sehr reitzend, und wenige Leute wissen den Bewegungen ihres Leibes mehr Annehmlichkeit zu geben, als sie. Die *Byayos*, welche in den Gebürgen wohnen, sind weit länger und stärcker von Leibe, als die *Banjaren*: welches man sowohl dem Ort ihres Aufenthalts, als ihrer Lebens-Art zuschreiben muß. Sie liegen immer auf der Jagd, und werden durch vieles Ungemach und Arbeit gehärtet. Die Bewohner des flachen Landes haben fast keine andere Leibes-Ubung, als das Rudern, welches gemeiniglich im Sitzen verrichtet wird. Weil sie wenig gewohnt seyn zu reiten, oder zu gehen, sollen sie beydes nur ungerne thun. Das Fischen selbst kostet ihnen nicht viel Mühe. Denn wenn sie nur vor ihrer Thüre ein Netz ausstecken, fangen sie soviel Fische, als sie an einem Tage gebrauchen. Weil es ihnen also so leicht wird, ihre Haushaltung zu beköstigen, sind die meisten unter ihnen überaus faul.

Was die Kleidung der *Byayos* anlanget, finde ich nicht, daß sie einige anlegen. Sie gehen gantz nackt, ohne daß sie die Theile bedecken, welche die Ehrbarkeit zu verbergen befiehlet. Sie mahlen ihren Leib blau an, welches fast so aussiehet, als wenn sie blau gekleidet giengen. Die Einwohner beschmieren sich durchgehends mit einem stinckenden Oel, und da ihr Leib ohnedem immerfort einige unangenehme Dünste ausdämpfet, sind sie gnugsam capable einen Europäer zu ersticken, der unter ein Gedränge von diesen Leuten geräth. Wie starck die Macht der Gewohnheit sey, und welch eine Tyranney die Mode und Landes-Manier über die Menschen führe, kan man auch an den *Byayos* sehen, als unter welchen man schwerlich einen eintzigen finden wird, welcher nicht nach ihrer Mode sich die vordersten Zähne ausziehen, und an deren statt andere von Gold einsetzen lässet. Ihr gröster Zierath bestehet in einer Schnur von Tieger-Zähnen, welche sie um den Hals hängen. Ihre Vorsteher aber tragen an deren Stelle eine göldene Kette.

Der gemeine Mann unter den *Banjaren* ist nicht besser gekleidet, als die *Byayos*. Ihre Fürsten und Magnaten aber tragen gemeiniglich gerne eine Art von Westen und engen Röcken, von blauer oder rother Seide, und unterweilen von Europäischen Leinwand, worüber sie ein Stück Seide oder *Betilje* loß hin schlagen, in welches sie sich zwey bis dreymahl einwickeln, und es bis an die Knie herabhängen lassen. Sie tragen auch Hosen, aber keine Hemder, und ihre Beine und Füsse sind immer nackt. Ihre Haare binden sie hinten auf dem Haupt zusammen, und tragen ein Stück Nessel-Tuch oder Cattun darüber, das etwas kleiner ist, als ein Turban. Ihre *Crits* oder Dolche tragen sie in einem Gehänge an der lincken Seiten, und sehen solche, als ein Stück ihrer Zierahten und Kleidung an. Die *Banjaren* sind sehr gastfrey und freundlich. Ihre Häuser stehen ihren Freunden immer offen. Ihre Speise bestehet vornehmlich in gekochtem Reis, Vögeln, harten Eyern, Fisch und Wild, welche Speisen an den Tafeln der Vornehmsten in göldenen und silbernen Schüsseln oder Näpfgen aufgetragen werden. Leute von geringerm Stande gebrauchen Schüsseln von Kupfer, oder Thon. Bey der Mahlzeit sowol als sonsten sitzen sie auf Matten mit creutzweis über einander geschlagenen Beinen. Man trifft sie selten in einer andern Gestalt an. Ihr gemeiner Tranck ist Wasser, oder Thee. Ob wohl ihre Religion ihnen alles starcke Getränckе verbietet, sind ihrer doch sehr wenige, welche, wenn sie unter die Europäer kommen, nicht einen Trunck Wein oder *Arak* Bescheid thun, ja wohl noch mehr als einige andre Leute davon zu sich nehmen solten. Nach der Mahlzeit, und fast den gantzen Tag hindurch, haben sie kleine Tafeln bey sich stehen, welche fast wie ein Thee-Bret aussehen, und verfertiget seyn. Auf selbiger steht ihr *Betel* und *Arak* in göldenen, silbernen oder kupffernen Schüsseln, von welcherley Metallen auch die Tafel selbst nach eines jeden Stand gemacht ist. Den *Betel* und *Arak* aber kauen sie immerfort, wie die übrigen Indianer: ohne wenn sie Toback rauchen, welches sowohl unter Manns- als Frauens-Personen sehr gemein ist. Ihren Toback vermengen sie gemeiniglich gerne mit *Opio*, welches also zubereitet wird: Sie lassen eine Portion Opium so lange in Wasser sieden und kochen, bis es ziemlich dick geworden ist, und machen hernach Pillen davon, deren eine sie in eine Pfeiffe Toback stopffen. Sie haben nur eine Tobacks-Pfeiffe im Hause, welche der Haus-Vater gemeiniglich gerne erst anzündet, und wenn er zwey bis drey Züge daraus gethan hat, seinem Nachbarn hinreichet. Von diesen kommt sie an den dritten Mann in der Compagnie, und gehet also fort aus einer Hand in die andre, bis sie durch die gantze Tobacks-Gesellschafft, welche sich in einem Kreis mit über einander geschlagenen Beinen auf Matten gelagert hat, herum

gekommen ist. Wenn sie ein wenig geraucht haben, werden sie ungemein frölich und munter; halten sie aber lange an, so nimmt es ihnen den Kopf ein, und macht sie gantz taumelnd. Derowegen halten sie auch den unmäßigen Gebrauch des Opii eben sowohl für ungesund, als die Europäer. Sie nehmen auch selten soviel als die *Javaneser*, welche mannigmal soviel davon nehmen, daß sie dadurch in eine solche Raserey gerahten, als etwa die alten Heyden bey ihren Bacchus-Festins empfunden haben. Sind sie einmal in dem Zustand, so ruffen sie *Moka*, und machen alles nieder, was ihnen vorkömmt, bis sie endlich selbst von einem caputirt, und in das Paradieß ihres vermeinten Propheten Mahomets, wie sie glauben, versetzet werden.

Die *Banjaren* haben auf *Borneo* unterschiedliche Portugiesische und Holländische Colonien verwüstet. „Bey dem Herrn *Valentyn* aber findet man „nur eine von solchen Passagen angeführt, daß nehmlich der Vorsteher des „Contoirs zu *Succadana* An. 1607. sich für Ungelegenheit fürchtend, geflohen „sey, und daß die Einwohner von *Banjar* um selbige Zeit ein Holländisches „Schiff überrumpelt, und das Schiffs-Volck ermordet haben. An. 1712 „sandten die Einwohner von *Banjar* eine Gesandtschafft an die Holländische „Compagnie, um sie zu nöthigen, daß sie wieder dahin handeln sollte; aus dem „Erfolg aber zeigte sich genugsam, daß solches nur deswegen geschehen, damit „sie sich durch eine Alliantz mit der Compagnie wider die von *Borneo* stärcken „möchten.“ Doch es mag mit der Verwüstung der Holländischen und Portugiesischen Colonien auf *Borneo* beschaffen seyn, wie ihm immer wolle, so meynet der Herr *Salmon*, daß sie darin weiter nichts gethan, als eine jede Nation würde gethan haben, die ihre Freyheit ein wenig lieb hat. Denn, wie er saget, so haben die Portugiesen, und nach ihnen die Holländer, eine rechte Tyranney über alle Indianische Völcker ausgeübet, welche erstlich die Schwachheit begangen, und ihnen erlaubet haben, eine Factorey in ihrem Lande aufzurichten. Ja sie haben so gar auf *Banda* und den Moluckischen Insuln, wie auch auf *Macassar* und *Java*, welche Insuln gantz nahe an *Borneo* liegen, gantze Völcker mit Strumpf und Stiel ausgerottet. Niemand kan derowegen den *Borneensern* übel deuten, daß sie, da ihnen das traurige Schicksal ihrer Nachbaren vor Augen schwebet, so jaloux auf die Holländer seyn, und fast auf alle andere Europäische Nationen ebenfalls ein scheeles Auge werffen, welche die Holländer ihnen also beschrieben haben, als wenn sie eben solche Räuber wären, als sie selbst. Man hat kein Exempel, daß die Engelländer jemals getrachtet haben, eine Nation in Indien zu überwältigen, und ihnen an ihrer Freyheit Abbruch zu thun, und bemercket im Gegentheil, daß alle Völcker, welche

mit ihnen umgehen und Handlung treiben, grosse Lust bezeugen, mit ihnen in Alliantz zu treten, und sich unter ihren Schutz zu begeben. Dem ungeachtet aber hegen einige Völcker eben so groß einen Haß gegen uns als gegen die Holländer, welches auch kein Wunder ist, theils weil sie keine Gelegenheit haben uns besser kennen zu lernen, theils weil die Holländer gemeiniglich gerne die List gebrauchen, uns übel abzumahlen, und auch mannigmal unsere Flaggen führen, und unter dem Schein, als wenn sie Engelländer wären, allerhand See-Raubereyen und Gewaltthätigkeiten ausüben, wie sie unter andern damahls thaten, als sie die Chinesische Schiffe angriffen und aufbrachten, wo sie selbige nur funden. Aus der gütigen Aufnahme aber, welche man letzthin unsern Kauffleuten zu *Borneo* hat wiederfahren lassen, stehet gar sehr zu hoffen, daß diese Nation von ihrem Irrthum befreyet worden, und nicht ungeneigt sey, uns zu erlauben, daß wir uns bey ihnen niederlassen.

Sie ergötzen sich, nach der Weise aller Orientalischen Völcker, mit Tantzen und Comödien, von welchen Ergötzlichkeiten wir allbereits gehandelt haben, und dahero an diesem Ort nicht weiter davon reden wollen. Von den *Chinesern* haben sie auch das Spielen gelernet. Der Zeitvertreib der Männer bestehet im Ziel-Schiessen und Jagen, welches Letztere auf die Art, wie sie es angreiffen, nicht viel Mühe erfordert. Denn, wenn sie erstlich ein Stück Wild aufgejagt haben, umringen sie es, und tödten es in kurtzen mit unzählich vielen Wunden; Weil ein jeder, der dabey ist, ihm eins mit seinem Speer versetzet, und etliche wohl gar, wenn es schon getödtet ist, darauf loß hauen, damit sie nur an der Ehre, das Thier erlegt zu haben, Antheil bekommen mögen.

Wenn sie einander grüssen, falten sie die Hände, und legen solche an die Brust oder ans Haupt, und beugen den Leib ein wenig dabey. Wenn sie aber vor einem vornehmen Mann erscheinen, erheben sie ihre gefaltene Hände, bis an das Haupt, und fallen auf die Knie und auf ihr Antlitz nieder. Sollen sie gar vor einem Fürsten erscheinen, so fangen sie schon in der Ferne an, zu ihm hinzu zu kriechen, und wenn sie ihre Abfertigung bekommen haben, begeben sie sich in derselben Positur zurück. Wer von der Gelegenheit profitiren will, an seinen Fürsten eine Bitte zu thun, bleibt in dieser unterthänigen Stellung liegen, biser seine Antwort erhält, welches unterweilen sich ziemlich lange verzieht. Niemand redet seinen Fürsten an, ehe und bevor selbiger ihn erstlich angesprochen hat, und ihm befohlen, seine Sache vorzutragen.

Die *Banjaren* reisen gröstentheils in verdeckten Böten, und zwar bey der Nacht um der kühlen Lufft willen. Weil diese Fahr-Zeuge sehr spitzig und

schmal seyn, seegeln sie unglaublich geschwind. Die Grossen reisen auch wohl zu Lande auf Elephanten und zum theil auf Pferden; der gemeine Mann aber muß zu Fusse gehen.

Nachdem die Engelländer von dem Contoir dieser Nation auf *Borneo* sich ein wenig trotzig gegen den Sultan von *Caytonge* aufgeführet haben, ist die Englische Ost-Indische Compagnie von den *Banjaren* mit scheelen Augen angesehen worden. Sie wollen sogar mit den Kauff-Leuten der Compagnie, wenn sie selbige dahin sendet, keinen Handel treiben, obgleich sie den Privat-Kauffleuten den Auffenthalt in ihren Haven nicht verwegern: Dahero haben die Schiffe der Compagnie, nach der Zerstörung ihres dasigen Contoirs sich genöthiget gesehen, gantz und gar zu leugnen, daß sie von der Compagnie abgesandt wären. Sie haben sonst mit der Englischen Nation überhaupt keinen Streit, sondern nur mit der Compagnie allein: Sonst sagen sie, daß sie die Engelländer für ein braves edelmüthiges Volck, und für aufrichtige Handels-Leute halten. Diese Compagnien sind selten mit gar zu vieler Ehrlichkeit und Gewissenhafftigkeit versehen. Unterschiedliche von ihren Mitgliedern würden vermuthlich ein jeder vor sich ins besondere sich schämen etwas Ungebührliches zu thun, sie lassen sich aber mannigmahl über Bord werffen, und mit dem Strohm fortreissen, in der Meynung, daß unter der Menge niemand auf sie die Augen werffen, oder daß der Haß wegen ihres unrechtmäßigen Verfahrens auf die vornehmsten Häupter, die ihre Sachen dirigiren, allein fallen werde: Oder auch bilden sie sich ein, daß sie, wenn sie ihre Macht und Rechte einmahl an eine Committèe von Schelmen, welche für nichts hafften können, mit gehöriger Vollmacht übertragen haben, alsdenn nicht gehalten seyn, die in ihrer Abwesenheit gemachte Schlüsse zu verantworten, oder daß sie wenigstens an der daher entspringenden Schande nicht Antheil nehmen dürffen. Ja einige meynen, daß wenn die Handlung allen Unterthanen des Königes frey stünde, unsere Hochachtung sowohl, als der Kauff-Handel dabey grossen Vortheil ziehen würde. Obgleich diese Insul unterschiedliche kostbare Waaren hervorbringt, wie unten wird gemeldet werden: bestehen doch die Waaren, welche unsere Kauff-Leute allhier suchen, hauptsächlich in Pfeffer, Gold und köstlichen Edelgesteinen. „Sonst wird, wie Herr *Valentyn* berichtet, von den *Chinesern*, „*Siammern*, *Johoresen*, *Palimbangern*, den Portugiesen von *Macao*, Engel„ländern und Holländern starck hieher gehandelt". Die *Chineser* sind die Vornehmsten, und machen den grösten Theile der Einwohner von *Banjar Massin* „aus. Die Waaren, welche hieselbst fallen, bestehen in Gold, Diamanten „und Pfeffer. Man sagt auch von Nägelein und Muscat-Nüssen, doch sind der-

„selben wenig, und wachsen nur oben im Gebürge. Die Perlen fallen nur „bey dem Flecken *Borneo* auf *Caica*, *Saribas* und *Melanoege*, der Kampffer in dem „Königreich *Succadana*, *Benzoe*, Drachen-Blut, Rottings, Calambak oder „Adler-Holtz, auf der Insul *Crimataja*, und bey *Succadana*, Eisen, Kupffer, „Zinn, Bezoar, Affen und Bocksteine, *Pedro del Porko*, *Toetombos*, oder „Dosen von feinem Rootting, und Wachs. Die Waaren, welche ins Land „hinein gebracht werden, sind folgende: Länglichte rothe Agat-Steine, rothe „Agat-Ringe, Kupfferne Arm-Ringe, Porcellan, Reiß, Amfioen, „Saltz, Zwiebeln, Knoblauch, Camarinden, allerhand Leinwand und „Kleider.

„Es kommen hier jährlich 10 bis 12 Joncken aus *China*, *Macao*, *Siam* „und *Johor* an, von welchen wohl 4 bis 5 mit Pfeffer beladen wieder nach Hause „kehren. Unsere Ost-Indische Compagnie hat auf der Insul unterschiedliche „mahl Handlung getrieben, und haben auch ein Comtoir und ihre Bedienten „daselbst gehalten. Insonderheit handelte sie auf *Succadana*, *Borneo*, *Banjar* „*Massin* und *Sambas*, an welchem letztern Ort nur sehr wenig Pfeffer, aber et- „was Gold und Wachs in langen viereckigten Stücken von 34. Pfunden fällt; „Mit dem Fürsten dieses Orts hatten sie auch ein Bündniß. Die Treulosigkeit „und Unbeständigkeit der Nation aber, nebst dem schlechten Gewinnst, den „der Handel abwarff, hat verursachet, daß ihre Comtoiren bald sind abgebro- „chen, bald wieder angelegt worden, und daß man dann und wann nur eintze- „le Schiffe, bald nach diesem, bald nach jenem Haven abgesandt hat, ohne „daselbst ein Comtoir zu halten: welches denn den Frey-Leuten (die in keiner „Compagnie stehen) unterweilen Gelegenheit gegeben hat einen guten Marckt „zu halten, und etwas erkleckliches zu gewinnen. Die Engelländer haben eben- „falls ein Comtoir auf *Succadana* gehabt, welches aber seither 1694 eingegangen „ist". Ausser den Reichs-Thalern sind die Canonen von 100. bis 200. Pfund hier eine sehr gute Waare, wie auch Kugeln, hübsche Calamincken, Messer und andre Arbeit der Messer-Schmiede, ausser die Gabeln, welche hier gar nicht gebraucht werden, kleine Stangen Eisen und Stahl, Hauers, die klein- ste Sorte von Näh-Nadeln, Nadeln zu zwantzig Pfennige das Hundert, ro- the lederne Stiefeln, Brillen, Uhrroercke, kleine Hand-Gewehre mit mes- singenem Beschlag, Zunder-Büchsen, gemeine Reuter-Pistolen, Schieß- Pulver und Spiegeln.

Nächst dem Pfeffer findet man hier bey dem Einkauff des Goldes seine Rechnung am besten.

Auf

Auf die hieselbst erhandelte Diamanten kan man auch etwas gewinnen, man trifft aber in dem Haven von *Banjar* selten etliche an, die über drey *Karat* wägen. Wenn man Gold kauffen will, muß man etliche Reichs-Thaler an Silber für ein jedes Stück geben, das so schwer als ein Reichs-Thaler in Silber ist, wovon unten ein mehreres. Einige Scribenten haben bemercket, daß wenn der Handel nach *Borneo* nur wohl geführet würde, selbiger den Engelländern wohl so viel Vortheil, als einer andern Nation bringen würde. Denn man trifft daselbst die *Chinesische* Flotte an, und kan die Waaren des Landes beynahe eben so wolfeil, als in *China* selber kauffen. Wenn man ferner erweget, wie viel mehr Zeit zu einer Reise nach *China* erfordert wird, wie die Zölle, Herren-Gelder und Abgifften, so die *Hoppo's* den Ausländern abpressen, ein hauffen wegnehmen, kan man vielleicht die *Chinesische* Waaren allhier weit wohlfeiler erhandeln. Uber dem legen die *Prouwen* von *Macassar* jährlich mit dem Ausgang des Septembers hier an, welche zum grossen Verdruß der Holländer immerfort Nägelein, Muscaten-Nüsse und Bluhmen, *Gummi Gutta*, Aloe-Holtz, *Cassia* und andere kostbare Waaren in grosser Menge hieher bringen. Was die Einrichtung des Englischen Kauf-Handels auf *Banjar-Massin* anlanget, so versichert uns Capitain *Beekmann*, daß es zeitig genug sey, einzukauffen, wenn die Schiffe im August-Monath daselbst ankommen. Alsdenn soll man den Pfeffer, der von der Erndte des vorigen Jahrs übrig geblieben, einkauffen, welchen er besser zu seyn vermeynet, als denjenigen, der heurig eingesammlet worden, weil die Leute vollenkommen Zeit gehabt haben, selbigen gebührlich zurecht zu machen. Daher er denn nicht mehr so viel weg trocknen, und im Gewicht abnehmen soll, als der neue Pfeffer. Er giebt auch den Rath, daß man die Schiffe bey der ersten Insul in der Mündung des Strohms *Banjar* solle Ancker werffen lassen. Den Ort nennet er *Poolo Kocket*, oder die Insul *Kocket*. Er ist ebenfalls der Meynung, daß man dem Sultan von *Caytonge* durch ein inländisches Bot von der Ankunfft des Schiffes, und in welcher Absicht es hieher geseegelt, müsse Nachricht geben. Denn das gantze Land kan leichtlich in Lerm und Bewegung gerathen, wenn man mit einem *Pinas* den Strohm hinauffahren wollte, ehe und bevor man von seiner Ankunfft Nachricht gegeben. Wenn die Einwohner des Landes an Bord kommen, ist es gar nicht vorsichtig gehandelt, wenn man einige Furcht oder Mißtrauen durch Bewaffnung der gemeinen Matrosen oder dergleichen Anstalten blicken lässet. Denn sie sehen diejenigen, die solches thun, für Soldaten, und wohl gar für See-Räuber an, und damit hat der Handel mit eins ein Ende: weil sie aus einer ihnen natürlichen Zaghafftigkeit sich auch für den geringsten Schein

und

uñ Schatten eines Feindes fürchten. Die meiste Zeit über, weil die Schiffe daselbst liegen, ist entweder einer oder ander von den Leuten des Landes am Bord, und es fehlet ihnen auch selten an Gelegenheit, den Europäern eine Verehrung abzupressen. Entweder haben sie schon, oder wollen doch wenigstens nach ihrem Vorgeben, in ihrer Handlung und Verrichtungen bey dem König ihnen grosse Dienste thun: Ob sie gleich solches eben so wenig meynen, als ein Hof-Mann in Europa. Der Capitain giebt deswegen den Rath, daß man ihnen ja nicht zuviel auf einmahl geben muß, sondern nur von Zeit zu Zeit mit ein wenig Geld, oder Sachen von geringem Werth körnen soll, nachdem als man verhoffet, seinen Nutzen von ihnen zu ziehen. Ja es scheinet, als wenn die grösten *Orankayas* oder Edel-Leute sich es für keinen Schimpff halten einen Reichs-Thaler oder vier in ein Papier eingewickelt anzunehmen.

Der Preiß vom Pfeffer ist sehr unbeständig, und verändert sich, nach der Anzahl der Chinesischen Juncken, die auf der Revier liegen. Man mag accordiren, wie man will, so muß der Käuffer bey dem Entwurff der Accords-Puncten sich auf alle mögliche Weise wohl vorsehen; denn wo ihnen nur die allergeringste Gelegenheit zum Zancken gelassen wird, werden sie nicht unterlassen, sich selbige zu Nutze zu machen. Er giebt auch den Rath, daß man in der Stadt *Tatas* ein Pack-Haus mieten müsse, um alle Waaren dahinein zu legen. Dieses wird niemand leichtlich gewegert, wenn man aber nicht gleich anfangs deswegen Abrede nimmt, schlagen sie den Preis sehr hoch an. Er ist ebenfalls der Meynung, daß es besser sey, zwey kleine Schiffe hieher zu senden, als ein grosses. Denn wo einiger Mißverstand zwischen ihnen und den Einwohnern entstehet, werden sie besser im Stande seyn, sich gegen selbige zu wehren. Ob auch gleich ein friedsames und geruhiges Verhalten überall sehr zu recommanren ist, und aller Schein des Mißtrauens auf das sorgfältigste muß vermieden werden, so kan ein Kauffmann doch niemals genug auf seiner Hut seyn. Er bemercket auch, daß zwey kleine Schiffe eher, als ein grosses, können beladen werden. Das eine kan den Strohm hinauf bis an die Stadt *Tatas* fahren, und seine Ladung einnehmen, unterdessen daß das andre auisser ihrer Gewalt an der Mundung des Chinesischen Strohms liegen bleibet. Denn es ist in keine Wege rahtsam, sein gantzes Vermögen ihnen auf einmahl anzuvertrauen. Man muß auch weit mehr Zeit hinbringen, wenn man seine Parthien von Pfeffer in kleinen Böten nach dasiger Art den Strohm hinunter bis ans Schiff will führen lassen, als wenn man seine Ladung bey der Stadt einnimmt. Nächstdem kan der Pfeffer auch durch ein Sieb gereiniget werden, das Wetter mag seyn, wie es immer wolle; wenn das Schiff nur hart an der Stadt liegt, und mit

Cajan-Blättern bedeckt ist. Ja wenn man alsdenn eine Mühle am Bord, und die andere am Lande hat, kan man die Zeit wohl um zwey drittel verkürtzen. Er sagt auch, daß die Compagnie den Schiffen einiges Geräthe den Pfeffer mit zu sieben mitgiebt, welches sie aber nicht gebrauchen, weil man mit den Mühlen, die sie im Lande machen, zehnmahl mehr Pfeffer in einem Tage, als mit den Englischen Wannen und Sieben säubern kan. Endlich will er auch, daß man die Spreuen von dem Pfeffer nicht über Bord werffen soll. Denn die Einwohner fischen solche gröstentheils auf, um es zu trocknen, und mit andern Pfeffer vermengt, zum andernmahl zu verkauffen. Die Chineser hingegen kauffen solche unsern Leuten ab, denn sie machen zwischen dem reinen und unreinen Pfeffer keinen Unterscheid, und säubern ihn gantz und gar nicht. Wenn die Weiber der *Banjaren*, nach ihrer Gewohnheit, täglich mit Lebens-Mitteln zu den Häusern der Kauffleute kommen, müssen die Matrosen ihnen nichts zu leide thun; und obgleich das Pack-Haus auf solche Weise mannigmal unter dem Schein der Handlung mit unverschämten Leuten angefüllet wird, muß man solches doch lieber ertragen, als ihnen einige Ursache zum Mißvergnügen geben. Weil sie aber sehr diebisch seyn, ist es am besten, sich ein groß Hauß zu miethen, dergleichen man für 50 Stück von Achten bekommen kan, und einige Zimmer für Güter von grossem Werth a part geschlossen zu halten. Die Chineser, ob sie gleich sich äusserlich so artig stellen, muß man sie doch in der Handlung als Feinde ansehen. Sonst aber muß man ihnen höfflich begegnen, weil man bey ihnen etwas gewinnen kan, indem sie verschiedene Sorten von Kauffmanns-Waaren haben, welche bey den Einheimischen nicht anzutreffen seyn. Sie sind übrigens erfahrne Kauff-Leute, und wissen den Preiß von allen Waaren. Die *Banjaren* aber wissen den Preis der Europäischen Waaren nicht, und man muß wenigstens zweymahl so viel fordern, als man gedenckt davor zu nehmen. Denn wenn man ihnen gleich versichert, daß man nur einen kleinen Gewinnst darauf hat, so sind sie doch so unverschämt, daß sie wohl gar nur den vierten Theil und niemahls über die Helffte von der Summe bieten, die man fordert, und dabey wissen sie noch recht höflich zu verstehen zu geben, daß man deswegen nicht böse auf sie werden möge. Im Gegentheil kan man auch versichert seyn, daß sie ihre Waaren hoch genug im Preiß halten, und öffternahlen zehenmahl mehr fordern, als sie nehmen. Wenn sie mit einem stutzen, muß man sich nicht auf ihre Proben und Gewicht verlassen, sondern alles untersuchen; denn die Chineser haben sie sowohl unterrichtet, daß sie fast so fertig und erfahren im Betriegen, als ihre Meister geworden. Sie rechnen sich es auch für keine Schande, wenn sie über eine Filouterie ertappet werden. Das Dra-

chen-

chen-Blut, so man allhier findet, ist das beste auf der gantzen Welt. Es ist der Gummi von einem Baum, der eine Frucht, so roth, als eine Kirsche trägt. Der klarste ist der beste. Das Land-Volck bringt den Gummi in kleinen Stücken von einem Daum lang ungefehr in Blättern eingewickelt zu Marckt: man muß aber darauf bestehen, daß man es sonder Blätter haben will, sonst ist man betrogen. Das beste Drachen-Blut wird für ungefehr 40 Reichs-Thaler das *Pickol* verkaufft. Die Rottings werden hieselbst für 4 Reichs-Thaler das hundert verkaufft, ob sie aber gleich ein äusserlich sehr feines Ansehen haben, schrumpffen sie doch mannigmal innerhalb zwey oder drey Tagen zusammen und taugen nichts. Solches geschicht, wenn sie nicht zu rechter Zeit, und ehe sie vollenkommen reiff geworden, abgeschnitten werden, oder auch wenn sie beym Feur nicht recht tractirt, und nicht mit Wachs bestrichen seyn, denn dadurch härten sie die äuserste Rinde, daß selbige nicht einschrumpffen soll. Wenn die Leute des Landes Gold in Stangen zu kauff bringen, muß man gleich selbige in der Mitten durchschneiden, und etwas abbrechen, und auf die Probe bringen. Denn sie wissen ein Stück vom andern Metall so künstlich mit Gold zu begiessen, daß das Gold von dem Betel, mit welchem man die Stange durchschneidet, über das inwendige Metall herübergezogen, und der Betrug also, wenn man keine weitere Untersuchung anstellet, bey dem Durchschneiden gäntzlich verborgen bleibet. Ihr feinstes Gold ist mit einem Zusatz von andern Metall vermischet, und hält 22 Carath; das mittelmäßige und geringste aber ist mannigmahl mit einem Eisen-Staub, oder dergleichen etwas vermenget; denn also finden sie es im Sande an den Ströhmen. Dieses von dem Golde abzusondern, reiben sie den Gold-Staub in einem Napf, oder grossen Auster-Schale an einem Magnet-Stein, als an welchem der Eisen-Staub behengen bleiben soll. Sie sind aber nicht gar zu weit in der Scheide-Kunst gekommen, und reinigen daher o ihren Gold-Sand selten, oder doch nicht so, wie es sich gebühret; daher der Käuffer sich bey Erhandelung desselben wohl vorzusehen grosse Ursache hat. Je höher das Gold von Farbe ist, je besser wird es zu seyn gehalten, weil es alsdenn unvermischt seyn soll. Ihr schöner Bezoar-Stein, den sie von den Affen ziehen, wird für so viel Silber, als jedes Stück ungefehr fünfmahl schwer ist, verkaufft, und der beste ist der grüne. Diese Steine wägen von einem Scrupel bis an eine Untze, und unterweilen darüber; man meynet aber, daß die grösten Bezoar-Steine von Ziegen sind. Die Einheimischen dieser Nation wissen auch eine Composition zu verfertigen, welche dem ächten Bezoar so ähnlich ist, daß man selbigen schwerlich davon unterscheiden kan. Diesen Betrug zu entdecken, muß man die Steine auf einem weissen Pa-

pier mit feinem Bleyweiß, Klack oder Kreide reiben, als welche Dinge von dem rechten und ächten Bezoar die grüne Farbe annehmen. Sie haben auch eine Sorte von Bezoar, welche, mit Wein abgezogen, demselben einen angenehmen bittern Geschmack mittheilet, und doch an seiner inwendigen Güte wenig abzunehmen scheinet. Der beste ungesäuberte Kampffer soll auch hier zu Lande fallen. Ihre Vogel-Nester werden auch sehr hoch æstimirt, und das *Pickel* für 90 bis 100 Reichsthaler verkaufft. Die weisse und durchsichtige sind die besten. Diejenigen, welche die Liebe gar zu fleißig pflegen, halten viel auf diese Speise, und bilden sich ein, daß selbige ihnen neue Kräffte gebe. Ich habe aber diese Vogel-Nester schon oben beschrieben, und will also den Leser hier damit nicht aufhalten. Man findet auch Perlen von ungemeiner Grösse hieselbst. Das *Pickel*, oder 130 Pfund von ihrem Pfeffer kostet gemeiniglich gerne vier bis fünf Reichsthaler. Die Chineser sind die eintzigste Nation, welche daselbst Kram-Buden hält, und bey Kleinigkeiten verkaufft. Ihre Buden sind insonderheit mit Seide, Sittsen, Cattunen, Betiljes, Gewürtz, Thee, Chinesischen und Japanischen Porcellan versehen.

Ihre Wissenschafft in der See-Fahrt ist sehr schlecht. Sie fahren nicht weit, und haben auch keine Schiffe, die etwas ausstehen und viel einladen können. „Der Hr. *Valentyn* meynet doch, daß ihre *Prowen* sehr schön, starck und groß seyn „sollen. Einige derselben sind 8 bis 10 Fuß breit, und 40 bis 50 Fuß lang, und „werden mit dreyßig bis 40 Schaufeln fort gerudert.“ Sonst sind die kleinen Böhte, und wegen ihrer Schnelligkeit also genannte Fliegende *Prowen*, ihre vornehmste Fahrzeuge. Diese bestehen aus dem Stamm eines hohen Baums, der ausgehöhlet, und an jeder Seite scharff zugespitzet ist, so wie das Vordertheil von einer kleinen Ruder-Schute. Sie haben weder Kiel noch Ruder, sondern werden mit einem langen schmalen Stecken regiert, wenn sie in ihren Quartieren damit fahren. Einige von ihren Böthen sind dreyssig Fuß lang, und doch nicht über zwey Fuß breit. Die Ruder-Bäncke liegen quer über den Rand des Bots. Sie sind auch mit langen Auslegern versehen, welche an beyden Seiten ausstehen, um zu verhindern, daß das Both nicht umschlage. Diese Fahrzeuge lauffen mit ihren grossen Mast-Seegeln 24 Englische Meilen in einer Stunde. Wenn es gar zu starck wehet, lauffen die Bots-Leute auf den Auslegern hin und her, um die Schiffe aufrecht zu erhalten.

Die Gegenden mitten im Lande sind trocken und bergigt. An der einen Seite der Süd-Küste findet man hundert Englische Meilen lang, und an dern Seite selbiger Küste zwey hundert Englische Meilen weit, nicht anders,

als

als einen stinckenden Moraſt, und weiche Kley-Erde, welche dennoch mit Höltzungen und Bäumen von einer erstaunlichen Höhe bedeckt ist. Diese grosse Ebene wird in der Regen-Zeit gantz überschwemmet. Die übrige Küsten sind fast eben so beschaffen, also daß sie, weil ein Land von dieser Art nohtwendig sehr ungesund seyn muß, keine grosse Gefahr lauffen, von einem Feind angegriffen zu werden. In der heitern Jahrs-Zeit wird das Erdreich ungefehr 50 bis 60 Meilen weit trocken; und man siehet alsdann das Vieh in gantzen Heerden an den Ufern der Ströhme auf der Weide gehen, weil das Graß in dieser Jahrs-Zeit unter den Bäumen sehr hoch aufschiesset. Wenn aber die Regen-Zeit wieder eintritt, wird das Vieh gezwungen sich wieder auf die Berge zu begeben, und das flache Land wird wiederum in ein grosses im Wasser stehendes Gehöltze verwandelt. Der Reis ist das eintzige Korn, welches von ihnen gegessen, und auf selbige Weise, als in andern Ländern, deren Ackerbau wir schon beschrieben haben, fortgepflatzet und gebauet wird. Sie scheinen auch mit Cocos-Nüssen, Limonien, Pommerantzen, Citronen, *Pisangs*, Melonen, *Bananaſſen*, *Saggen*, und andern Indianischen Früchten reichlich versehen zu seyn. Sie haben auch Cattun-Stauden, Spanisch-Rohr und schön Zimmet-Holtz; Die Fremden aber besuchen diese Insuln vornehmlich um des Pfeffers halber. In *Borneo* wachsen drey Sorten von schwartzen Pfeffer. Die erste wird *Molucca* oder *Lout*-Pfeffer genannt, die andere *Caytongee*, welche Sorte die mittelste ist, die dritte und schlechteste heist *Neganee*-Pfeffer, welche am häuffigsten fällt. Diese Sorte ist klein, hohl und leicht, und gemeiniglich voll von Staub, weswegen man solche auch nach dem Gewicht, und nicht nach dem Maaß kauffen muß, wo der Käuffer nicht will betrogen seyn. Auch muß man sich in acht nehmen, daß sie nicht kleine schwartze Steine unter den Pfeffer mischen: Denn man kan selbige nicht wohl erkennen, und von dem Pfeffer unterscheiden, sie lassen sich auch schwerlich durch Mahlen, oder Sieben von dem Pfeffer absondern. Der weisse Pfeffer, der aus diesem Lande gebracht wird, ist doppelt so theur, als der schwartze. Ich finde aber nicht, daß ein eintziger Reisender saget, daß er selbigen habe wachsen gesehen. Unsere Kauff-Leute erzehlen, daß die arme Leute ihnen selbigen in kleinen Quantitäten bringen. Sie sollen diesen Pfeffer auf der Erden sammlen; Daher unsere Leute befürchten, daß der weisse Pfeffer seine Coleur nirgends anders her habe, als von einem gewissen Vogel *Ballane* genannt, welcher den schwartzen Pfeffer isset, und nichts mehr, als die äusserste Schale verdauet, den Rest aber gantz wieder von sich wirfft: Welcher dann bey dem Durchgang durch den Leib des Vogels die weisse Farbe an sich nehmen soll.

Wo ich aber meine Gedancken über diese Materie, von welcher wir noch keine vollkommene und gewisse Nachricht haben, eröffnen darff, so glaube ich gar gerne, daß der weisse Pfeffer von den armen Leuten auf dem Erdreich unter den schwartzen Pfeffer-Bäumen aufgesammlet werde; Was aber die Vögel anlanget, welche selbigen fressen, und gantz wieder auswerffen sollen, so wird man mich verhoffentlich entschuldiget halten, daß ich solches nicht so schlechthin glauben kan. Denn es scheinet mir weit gläublicher zu seyn, daß der weisse Pfeffer die beste Frucht des Baums ist, welche von selbst abfällt, und wenn sie eine Zeitlang unter freyen Himmel gelegen, von der Lufft und Sonne die weisse Farbe annimmt. Daß dieser Pfeffer auch so theur ist, rühret daher, weil er der beste ist, und durch langes Liegen an der Lufft seine übermäßige Hitze verlohren hat, auch sehr selten anzutreffen ist. Ubrigens gestehe ich gerne, daß dieses nur meine Muthmassungen seyn, und will selbige denjenigen gerne zu beurtheilen unterwerffen, welche bessere Gelegenheit haben die rechte Beschaffenheit der Sachen zu untersuchen. „Nach der Erzehlung des Herrn *de Rooy* „giebt man vor, daß dieses Land tieff landwerts hinein auch Gewürtz-Nägelein „und Muscaten tragen soll, jedoch in so geringer Quantität, daß es viel zu wenig einen Handel damit anzufangen. Sie sollen von den Berg-Bauern ein„gesammlet und an die *Banjaren* für Kleinigkeiten verkaufft werden". Man findet hier zu Lande Eisen- und Zinn-Gruben, auch recht gute Magnet-Steine. Aus ihren Begwercken würden wir, wenn sie wohl bebauet würden, sehr viel Gold ziehen. Es fallen hier dreyerley Arten von Gold, als Haupt- Bauch- und Fuß-Gold, wie sie es nennen. Das Haupt-Gold, sonst auch *Moluckisch*, oder Königlich Gold genannt, bestehet aus lauter kleinen Körnen, in der Grösse eines See-Saltz-Korns, und hat eine sehr irregulaire Figur. Man kaufft es für eilff mahl so viel Silber am Gewicht, und unterweilen auch für weniger. Das Bauch-Gold ist eine kleinere Sorte, wie Sand oder Feil-Staub, und wird mit zehnmal so viel Silber am Gewicht bezahlt. Das Fuß-Gold ist letzterem sehr ähnlich. Es ist aber geringer am Gehalt, und wird für neunmahl so viel Silber am Gewicht verkaufft. Nach diesem Preiß kan man an dem Bauch-Gold am meisten gewinnen. „*De Rooy* versichert, „daß in dem Königreich *Borneo* nicht nur Staub-Gold gefunden werde: sondern „daß man auch in einer gewissen stehenden See Klumpen von 15, 20 und mehr „Pfunden schwer finden soll. Er pflegt aber alle Dinge ein wenig zu vergrössern. Weil wir von ihren Mineralien reden, müssen wir die Diamanten „nicht vergessen. Diese fallen in dem Königreich *Succadana*, und tieff hinein „in dem Lande *Sampas*, sie sollen aber hier nicht so groß fallen, als in *Golconda*.

Doch

„Doch findet man etliche von der Grösse eines Schnellgens, wie *de Rooy* „vermeldet: Sie sind aber ein wenig gelblich von dem vielen Wasser. Der „König von *Succadana* hält einige bewehrte Fahr-Zeuge an der Mündung des „Strohms, um seinen Unterthanen die Verkauffung der Diamanten an die „Ausländer zu verwehren. Er selbst aber giebt ihnen nicht mehr dafür, als er „missen will". Die gemeinsten Thiere dieses Landes sind Elephanten, kleine Pferde, Ochsen, Büffels, Hirsche und Ziegen. Ich finde nicht, daß sie Schafe haben: Sie sind aber mit verschiedenen Sorten von wilden Thieren geplagt, als Bären, Tiger, Affen: von welchen Letztern man eine grosse Menge und verschiedene Sorten daselbst antrifft, unter allen ist aber der *Orang-Ootang*, oder der Wald-Mann wohl der merckwürdigste. Selbiger ist, allem Verlaut nach, wenn er seine vollenkommene Länge hat, nicht weniger als 6 Fuß hoch, und geht recht aufrecht, als ein Mensch. Seine Arme sind etwas länger als eines Menschen Arme. Er soll aber nicht nahe so heßlich und abscheulich von Gestalt seyn, als die Hottentotten, und etliche andere von dem Abschaum des menschlichen Geschlechts. Er hat keinen Schwantz, auch keine Haare, ohne an den Orten, da sie bey den Menschen wachsen. Sonst ist er sehr starck und schnell, und greiffet diejenigen, welche ihn zerren, mit Steinen oder anderm Wurff-Gewehr an. Ob er sich aber mit den Menschen in ein ordentliches Handgemenge einlasse, vermelden die Scribenten nicht. Der Capitain *Beckmann* sagt, daß er einen solchen Affen gekaufft habe, welcher so ein grosses Belieben an starckem Getränck gehabt, daß er recht einen guten Zug aus der Kanne mit *Pundch* zu thun niemahls verabsäumet, wenn er ihn allein dabey in der Cajüte gelassen. Er wuste auch des *Capitains* Flaschen-Futter zu öffnen, und soff braven Brandtwein daraus, setzte auch die Bouteillen wieder an ihren gehörigen Ort. Wenn der *Capitain* deswegen zörnete, fieng er an zu seufftzen, und zu weinen, bis er wieder besänfftiget war. Er legte sich, als ein Mensch, mit dem Kopff unterm Arm zum Schlaff nieder, und ob er gleich nur zwölff Monath alt war, als er auf dem Schiff starb, war er doch viel stärcker, als einer von allen Leuten, die auf dem Schiff waren. Von den Europäischen Vögeln trifft man hier keine an, ausser dem Sperber, Papagoyen aber und Perrocquetgen sind hier in grosser Menge, und von allerhand Arten. Der *Lurce* aber übertrifft alle übrigen an Schönheit. Er ist so groß als ein mittelmässiger Papagoy. Seine Federn sind von einer so lebhafften rothen Farbe, und mit blau und grün so artig schattiert, daß kein Mahler etwas mit dem Pinsel entwerffen kan, das dem gleich kommt. Diese werden auch für die gelehrigsten unter allen Papagoyen gehalten, und kosten dorten zu Lande zwey bis

drey

drey *Guineas* jedes Stück. Unsere Schiffs-Capitaine kauffen sie zum öfftern, sie sterben aber gemeiniglich gerne unterwegens, wenn sie in die kalte Länder kommen. Einige sollen dennoch das Glück gehabt haben, etliche Stück lebendig nach Engelland zu bringen. Sie haben in *Borneo* noch ein ander fliegendes Thier, welches die Reisende eine Fleder-Maus, einige aber eine fliegende Katze nennen. Dessen Leib ist der Farbe, Gestalt und Geruch nach einem Fuchs ähnlich, die Grösse aber eines Fuchs hat er nicht. Die Flügel dieses Geschöpfs sind ungemein groß. Denn wenn sie ausgebreitet seyn, halten sie von einer Spitze bis an die andre mehr als sechs Fuß. Diese Fleder-Mäuse fliegen jeden Abend von zwey bis drey Uhr, so lange, als der West-Wind wehet, in solcher Menge vom Westen gegen Osten, daß sie die Lufft verdunckeln. Die See sowohl als die Ströhme sind hier im Lande sehr Fischreich. Einige Sorten von den hiesigen Fischen sind auch in Europa bekannt, als Barben, Brassem u. s. w. Sie haben aber auch verschiedene Fische, die bey uns unbekannt sind, und insbesondre einen *Cockup* genannt, (andre nennen ihn vermuthlich den *Craejes*) welcher eben so wohlschmeckend, als einer von unsern Fischen seyn soll. Die Einheimischen halten sehr viel auf den Katzen-Fisch, welchen die Europäer selten essen. Das Haupt desselben ist groß und einem Katzen-Kopff nicht unähnlich. Er hat auch einen Bart, der dem Bart einer Katzen nicht unähnlich ist. Einige sind 5 bis 6 Fuß lang, haben aber alle miteinander keine Schuppen. In dem Strohm *Banjar* findet man auch *Prowns*, oder See-Schneppen von sechs bis acht Daum breit, und sehr grosse Klippen-Austern. Die Mücken sind hier zu Lande unerträglich, und so gifftig, daß den Fremden, die erst ankommen, das Angesicht öffter mahlen von ihren Bissen so aufschwellet, daß sie sich selbst nicht kennen können. Mit der Zeit aber lernen sie ihren Stich besser zu vertragen.

Ausser den Gold-Schmieden und Zimmer-Leuten haben sie weder Handwercker noch Handwercks-Zünffte unter sich. Ein jeder versteht sich auf die Bild-Schnitzerey, und weiß einen Knopff zu einem Spanischen Rohr, oder zu einem Dolch sehr nett auszuarbeiten, ohne einiges Geräthe, ausser einem gemeinen Messer, dabey zu gebrauchen. Von der Medicin wissen sie gar nichts, und wundern sich sehr, daß es Leute giebt, die sich die Ader öffnen lassen, und gutwillig sterben wollen, wie sie es nennen. In der Stern-Kunst sind sie auch so unerfahren, daß eine Sonnen-Finsterniß sie in die äusserste Consternation setzet: So daß sie mit einigen ihrer Nachbarn nicht aufhören, zu heulen, zu lermen, und auf kupferne Becken zu schlagen, bis die Sonne, oder der Mond aus dem Rachen des Drachen, der diese Gestirne, nach ihrer

Meynung,

Meinung verschlingen will, herausgetreten ist. Eine Finsterniß aber richtig vorher zu sagen, ehe und bevor sie eintritt, ist nach ihrem Gedancken eine Sache, die über allen menschlichen Verstand gehet. Die meisten Kranckheiten schreiben sie der Würckung eines bösen Geistes zu, insonderheit wenn der Patient raset, und in seinen Reden von einer Sache auf die andre fällt. Anstatt nun, daß sie ihre Zuflucht zu bewehrten Artzeneyen nehmen sollten, lassen sie ein gut Gericht von Vögeln, Reis und andern Speisen zurecht machen, und setzen solches unter gewissen Bäumen auf dem Felde hin, bey welchem ein klein Bet-Haus hingebauet ist. Daselbst opffern sie dieses herrliche Tractament, und sprechen ein Gebet für des Patienten Genesung. Kömmt der Krancke wieder auf, so versäumen sie nicht ein ander Opfer wieder zu bringen, und für diese Wohlthat zu dancken. Stirbt er aber, so schmälen sie gewaltig auf den bösen Geist, den sie für den Ursacher dieses Unglücks ansehen. Unsre Reisende, und ins besondre diejenige, welche diese Länder zuerst entdecket haben, haben die Geister, welche die Indianer bey den meisten Vorfällen anbeten, Teufel genannt. Die Ideen aber, die sie sich von diesen Geistern machen, sind von demjenigen Begriff, den wir von den Teufeln haben, sehr unterschieden, und daher müssen beyde nicht in eine Classe gesetzt werden. Doch davon wird ein mehrers unten vorkommen, wenn wir von ihrer Religion handeln. Die Rechen-Kunst verstehen sie nicht, sondern sie rechnen, wie die Chineser, auf einem Brett, das mit etlichen gleich weit von ein ander stehenden Stricken bezogen ist, an welchen etliche Knöpfe befestiget seyn, die sich nach Belieben hin und her schieben lassen. Die *Banjaren* und andre an der See-Küste wohnende Mohren reden *Maley*isch; diejenigen aber, welche mitten im Lande wohnen, haben eine besondre Sprache, von welcher die Reisende jedoch uns keine Nachricht zu geben wissen.

Diese Insul ist sowohl, als andre Insuln des Indianischen Oceans, wahrscheinlich erstlich von den Chinesern bevölckert worden, deren Sitten und Aberglauben die Einwohner mitten im Lande noch grösstentheils beständig beybehalten. Die Bewohner der See-Küsten haben sich erst vor drey vier hundert Jahren hieselbst niedergelassen, und sind sonder Zweifel aus Arabien, Persien und andern Gegenden am rothen Meer hineingekommen, weil sie alle Mahometaner seyn. Man findet aber nicht, daß sie einige Geschicht-Bücher oder andre Merckmale unter sich haben, woraus man sehen könnte, woher sie erst entsprungen.

Gegenwärtig ist das Land in unterschiedene kleine Königreiche getheilet: und wenn einer von ihren Fürsten mächtiger wird, als die andern, pflegt

er gemeiniglich gerne seine Nachbarn zu seinen Vasallen zu machen, und unterweilen wohl gar den Nahmen oder Titul eines Sultans oder Königs von der gantzen Insul zu führen. Also hat vor nicht gar zu langen Zeiten der König in der Stadt *Borneo* den Titul eines Sultans von der gantzen Insul gehabt. Jetzunder aber stehet es mit ihm im abnehmenden Mond, und er hat den Sultan von *Cayongie*, welcher Platz 100 Meilen von der Mündung des Strohms *Banjar* liegt, zum Mittbuhler wegen dieser Ehre bekommen. „Wo es sonsten „wahr ist, daß *Cayongie* dieselbe Stadt sey, welche von *de Rooy* und *Valentyn* „*Tengah* genannt wird, so ist sie die Haupt-Stadt des Königreichs *Banjar Mas-* „*sin* und die festeste Stadt im gantzen Lande.“ Die Reisende rechnen gemeiniglich gerne ein Hauffen andre Sultanen mehr her, als dem Sultan von *Passeir*, den Sultan von *Negarie*, den Sultan von *Succadana*, und andre mehr, die aber hier zu erzehlen nicht nöhtig. Was die nordliche Gegend der Insul anlanget, so wird selbige für ein wüstes und unbewohntes Land ausgegeben. Es ist aber noch ungewiß, wie bewohnt und wie fruchtbar selbiges Land sey. Denn man hat noch niemals von einem Reisenden gehört, der jemals in dem Theil der Insul gewesen. Die Bewohner der Gebürge sind, wie verlautet, in viele kleine *Clans* (Horden) vertheilet, und keinem von allen Mohrischen Königen unterworffen: wir wissen aber so wenig von ihnen, daß ich mich nicht unterstehe, ihre Regierungs-Art zu beschreiben. Wer etwas mit den Fürsten dieses Landes zu thun und bey ihnen zu fordern hat, muß sich vermuthen seyn, daß er mit leeren Händen werde wieder abziehen müssen. Sie lassen auch selten einen Fremden zur Audientz, ehe und bevor sie von dem Werth seiner Geschencke Nachricht haben, und darnach wird er auch tractirt. Wer aber vorsichtig mit ihnen verfahren will, muß im Anfang nicht gar zu freygebig seyn. *Capitain Beekmann* erzehlet, wie er vor dem Sultan von *Cayongie* zur Audientz geführet worden. Der Fürst von *Negarie* führete ihn in die Rahts-Stube. Daselbst wieß man ihn an, daß er sich mit creutzweiß untergeschlagenen Beinen ungefehr 10 oder 12 Schritt vom Thron ab, mitten im Gemach niederlassen sollte. Kurtz darauf kam der Sultan, mit einem Futter-Hemb, oder engen Kleide, und mit einem Paar Hosen, die den Hosen der Seil-Täntzer bey uns nicht unähnlich, angethan, und gieng in Scharlackenen Strümpffen und Pantoffeln. Sein Ober-Kleid war ein loser Rock von Atlaß, der mit Gold und Silber durchnähet war. Er trug ferner einen mit Diamanten reichlich besetzten *Crits* oder Dolch in seinem Gürtel. Vor ihm her wurden zwey artige Kinder auf den Armen getragen, deren eines in Scharlacken, das andre in schöner gelber Seide gekleidet, beyde aber das Haupt mit einem Turban bedeckt

deckt hatten. Die Leibwache bestand aus zwölff Mann mit Musquetten und Musquedonners bewaffnet, und aus zwölff andern, welche *Sampits*, (oder Blas-Röhre, aus welchen vergifftete Pfeile geschossen werden) und *Crits* im Gürtel führeten. Als der Sultan in den Audientz-Saal trat, stunden die Engelsmänner gleich auf, vor ihm eine Reverentz zu machen: ein gewisser Herr vom Rath aber gab ihnen ein Zeichen, daß sie solches nicht thun sollten, denn nach der Gewohnheit des Landes scheinet dieses der gröste Schimpff zu seyn, den sie dem Könige erweisen konnten: ihre Unwissenheit aber dienete ihnen zur Entschuldigung wegen dieses Versehens. Seine Unterthanen sassen indessen nach Orientalischer Manier mit creutzweis übereinander geschlagenen Beinen, und huben ihre Hände bis ans Haupt empor, worauf sie auf ihr Angesicht niederfielen. Sie nahen sich niemals zu ihrem Sultan anders als auf den Knien, und mit zur Erde niedergebücktem Haupt, und in derselben Positur kriechen sie wieder zurück, wenn sie dimittirt werden. Der Sultan saß etliche Minuten stille, nach ihrer Gewohnheit, und sahe die Engelländer starr an. Hernachmahls danckte er ihnen für ihr Geschenck, hies sie willkommen, und sagte, er verhoffe, daß ihnen von seinen Unterthanen wohl würde begegnet werden. Er frug auch nach, ob die Schiffe der Ost-Indischen Compagnie zugehöreten, welches sie dreist leugneten, weil sie befürchteten, es möchte ihnen übel begegnet werden, wo solches an den Tag käme. Ferner führete er hefftige Klagen über die Kauffleute von der Compagnie, und sagte: sie wären erstlich, wie diese gegenwärtige, gekommen unter dem Vorwand, mit seinen Unterthanen zu handeln. Hätten aber unter dem Vorgeben, ein Pack-Haus zu bauen, eine Festung angelegt, Canonen darauf gebracht, und seinen Unterthanen allerhand Uberlast angethan. Dieses habe er eine Zeitlang mit Gedult angesehen; als aber ihr Muthwille immer grösser geworden, habe er ihre Festung zerstören und sie zum Lande hinaus jagen lassen. Ich habe nicht gelesen oder gehört, daß man irgendswo in Indien vor der Zeit eine so grosse Klage über unsere (die Englische) Nation geführet habe: deswegen will ich auch diese ein wenig genauer untersuchen. Ich verlange nicht für alle verkehrte Schliche, die einige Englische Handlungs-Compagnien eine Zeit hero gegangen seyn, einzustehen: doch hoffe ich, daß sie niemals den Holländern in ihren Gewaltthätigkeiten es nachthun werden. Indessen wo die Klage des Sultans der Wahrheit gemäß ist, so muß das Verfahren der Engelländer zu *Banjar* gewiß sehr gottloß und schelmisch gewesen seyn: und würden sie niemals von dem Englischen Hof in solchen Sachen seyn unterstützt worden. Dahero vermeine ich, daß sich bey Ausgang der Untersuchung finden werde, daß ihre

eintzige Absicht dahin gegangen, wie sie sich gegen die Anfälle der Berg-Leute in Sicherheit setzen möchten, die *Banjaren* aber sich fälschlich eingebildet haben, daß solches geschähe, um ihr Land zu verschlingen. Wenn aber gleich etliche böse Leute etwas begehen, daß nicht kan entschuldigt und gebilliget werden, so muß man solches doch der gantzen Nation nicht zur Last legen: weil sie niemals durch die Regierung zu solchen Sachen sind aufgemuntert worden, so wie bey den gewaltthätigen Proceduren, die die Holländische Ost-Indische Compagnie vorgenommen hat, geschehen ist. Es wäre zu wüntschen, daß unsere grosse Handlungs-Compagnie nur solche Agenten ausser Landes verschickten, welche die Ehre und das Interesse der gantzen Nation gehörig vor Augen haben. Wo solches nicht geschicht, werden wir anstatt der guten Meinung, (die man bis anhero von uns gehabt hat, und die noch einiger massen ist beybehalten worden) als eine Art von See- und Strassen-Räubern angesehen werden, so wie eine andere Europäische Nation in diesem Theil der Welt schon lange davor ist gehalten worden. [Welche Nation der Herr *Salmon* mit diesen Worten meyne, stehet unschwer zu errathen. Der Herr D. *van Goch* hat diese Passage in seiner Übersetzung gantz ausgelassen, und sonst auch einige Stellen in dieser Anmerckung über der Auffführung der Englischen Ost-Indischen Compagnie zu *Banjar* sehr gemildert, welche einem Holländer schwer zu verdauen fallen. Ich habe aber die Worte des Herrn *Salmon* behalten, damit der G. Leser daraus urtheilen könne, mit welchem Recht oder Unrecht der Herr *D. van Goch* sich über ihn beschwehret, und ihn einer gar zu partheyischen Feindseeligkeit gegen die Holländer beschuldigt. Ich nehme übrigens hier keine Parthey, vielweniger will ich mich zum Richter in solchen Sachen aufwerffen, ein jeder gescheuter Leser wird schon selbst sehen, wo der Sachen zu viel, oder zu wenig geschehen. Manche werden auch wohl gedencken, daß man dergleichen Dinge in einer Historischen Schrifft mit gutem Fug hätte übergehen können.] Wiederum aber auf die Audientz des *Capitain Beekmanns* zu kommen, so ward er, nachdem obiges vorgefallen, in dem Pallast des Sultans aus einem Service von silbernen, kupfernen und göldenen Schüsseln tractirt. Bey der Mahlzeit wurden mehr als funfftzig Gerichte von gesottenen, oder gebratenen Vögeln, *Curree* oder eine kräfftige Suppe von Fisch und Fleisch, Reiß mit Kurkemey gelb gefärbt, harte Eyer, Büffel-Fleisch, und Wild, welches letztere sehr köstlich und gut zubereitet war, aufgetragen. Weil der Sultan aber ein eifriger Mahometaner war, ließ er ihnen kein ander Getränck, als Wasser vorsetzen. Währender Taffel liessen sich bald die Musicanten des Sultans, bald wieder die Trompeter der Engelländer hören, an welchem der Sultan

tan ein groß Gefallen hatte. Nach aufgehabener Tafel aber wurden kleine Täfelgen mit Betel und Areck hereingebracht, womit sie immerfort sich einen Zeitvertreib machen. Hernachmals wurde ihnen die Ehre angethan, daß des Königs Weiber vor sie tantzen musten, womit es also hergieng. Als der Sultan befohlen hatte, daß die Music sich sollte hören lassen, gab er einem alten Weibe, das hinter einem Schirm mit einer weissen Ruthe in der Hand saß, ein Zeichen. Diese schlug drauf mit der Ruthe auf das Estrich, und zur Stunde sprungen vier junge Mägdlein von 17 Jahren in Seide gekleidet, mit göldenen Kronen auf ihren Häuptern hervor. Die Haare hingen ihnen frey und loß, aber doch sehr artig über die Schultern herunter. Ihre Arme, Beine und Füsse waren nackt, aber hell gelb angestrichen, und an den Händen und Enckeln trugen sie dicke göldene Armbänder. Eine von ihnen war länger, und köstlicher gekleidet, als die Ubrigen, und schiene dem Ansehen nach eine Sultaninn zu seyn. Als sie erstlich ins Zimmer hineintraten, fielen sie dreymahl auf ihr Angesicht vor dem Thron nieder. Hernachmals stunden sie auf, und fingen an zu tantzen. Der Tantz bestand in allerhand Wendungen des Leibes, und allerhand wunderlichen und unehrbaren Stellungen. Sonst heben sie die Füsse kaum von der Erden auf. Als dieses Spiel ungefehr eine halbe Stunde gedauret hatte, fielen sie abermahls dreymahl vor dem Sultan nieder, und nahmen damit ihren Abschied.

Sie haben keine Müntze unter sich, ausser Reichs-Thaler, halbe Reichs-Thaler und viertel Reichs-Thaler. Ihre *Cash* sind ordentlich auf einer Schnur aufgezogene Ringe von schlechtem Metall, und werden bey Bezahlung der kleinen Summen gebraucht. Die *Banjaren* nehmen keine Reichs-Thaler unter 17 Gren und 9 Gran an, dahero muß man aus Vorsichtigkeit die schwersten bis zuletzt verwahren. Ihre Gewichte sind *Catties* und *Pecul* oder *Pickols*. Ein *Cattie* hält ungefehr 22 Untzen, und hundert *Catties* machen ein *Pickol* aus, oder 130 Pfund nach dem *Troy* Gewicht. Ihre kleinere Gewichte sind *Tical*, *Mas*, *Tela* und *Mattaboorong*. Drey *Mattaboorong* machen ein *Tela* aus, 6 *Tela* eine *Mas*, 16 *Mas* eine *Tical* und eine *Tical* ist eine Untze und 8 Gren nach *Troy*-Gewicht. Ihre gewöhnliche Masse zu nassen Waaren wird *Ganton* genennt, und ist ungefehr so groß, als eine *Wincheſter Gallon*, oder zwey Kannen.

Die Leute, so mitten im Lande wohnen, sind Heyden. Diese Religion haben sie von ihren *Chineſiſchen* Voreltern, welche sich erstlich in der Insul niedergelassen haben, empfangen. An allen See-Küsten aber wohnen Mahometaner. Diese sind Nachkommen von den Colonien, welche aus *Africa*, *Ara-*

Arabien und *Persien* vor drey oder vier hundert Jahren in die Ost-Indianische Insuln gezogen seyn: Zu welchen Zügen die Specereyen und andre kostbare Waaren sie angefrischet haben, weswegen Indien zu allen Zeiten berühmt gewesen. Weil also die Mahometaner allhier mit den *Chinesern* sind vermenget worden, trifft man auch auf der Insul einen wunderlichen Mischmasch von dem Mahometanischen und *Chinesischen* Aberglauben an. Welches sehr natürlich zu glauben ist, wenn wir bedencken, daß wir, obgleich das Christenthum mehr als 1000 Jahr in *Europa* geblühet hat, dennoch bis auf diese Stunde noch sehr viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren beybehalten haben, ja die Vornehmen sowohl, als die Geringen, sind noch davon eingenommen. Die glückliche und unglückliche Tage oder Zahlen, die Wahrsagerey, das Rathfragen bey solchen Leuten, die sich die Schwartzkünstlerey zu verstehen rühmen, die Bezauberungen, die Nativitäten, die Wasser-Probe mit den Hexen, die vielfältige Manieren jemand zu bezaubern, und die Zauberey wieder aufzulösen, die unglaubliche Historien von allerhand Erscheinungen, mit welchen Erzehlungen man im letzten Jahrhundert gantze Bücher angefüllet hat, sind gewiß Uberbleibsele von dem Aberglauben unserer Heydnischen Voreltern, obgleich sie von dem gemeinen Mann in den letzten hundert Jahren so fest sind geglaubet, und für so gewiß angesehen worden, als wenn es lauter Evangelia wären, so daß jemand, der an der Wahrheit dieser Dinge nur hat zweifeln wollen, gleich Gefahr hat lauffen müssen, den bösen Nahmen eines Atheisten davon zu tragen. *Cromwel* hatte seine glückliche und unglückliche Tage, so wie auch ein gewisser König, der vor kurtzer Zeit über Groß-Britannien geherschet hat. [der Autor zielet sonder Zweifel auf den König *Wilhelm* den *III.*] Die Lords *Bristol* und *Schaftsbury*, und der Hertzog von *Monmouth* hatten sich von den Wahrsagern gut Glück sagen lassen, und glaubten so fest daran, daß sie sich gröstentheils in ihrer Aufführung nach diesen Wahrsagungen richteten. Die Mägdlein haben auch vormahls wohl den Teufel gefragt, welchen Bräutigam sie bekommen würden, und die ansehnlichste Leute haben sich der Werckzeuge dieses unreinen Geistes bedienet, ihre Rachbegierde durch selbige auszuführen: So daß die böse Nachrede, die den Indianern nachgesaget wird, als wenn sie den Teufel anbeten, vielleicht weit eher auf etliche unter den Christen, als auf jene fallen möchte; Obgleich Letztere sich zu einer Relion bekennen, die recht dahin zielet, daß solche Thorheiten in der gantzen Welt gäntzlich sollen aufgehoben werden. Wieder aber auf die *Borneenser* zu kommen, so haben sie eine gewisse Gewohnheit alle Kranckheiten durch Zauberey zu vertreiben. Die Kranckheiten sollen nach ihrer Einbildung, wie schon oben gemeldet, alle mit

einander

einander von einem bösen Geiste herrühren. Solche nun zu heben, verfertigen sie eine kleine Machine in Gestalt eines Bots, und beladen selbige mit allerhand Eß-Waaren, welche sie dem erzürnten Geist opfern. Dieses kleine Schiffgen setzen sie aufs Wasser mit der gantzen Ladung, und lassen es mit dem Strohm forttreiben, sich einbildend, daß die gantze Kranckheit des Patienten mit demselben wegfahre. Sollte auch jemand sich erkühnen, ein solches Bot aufzufangen, so glauben sie, daß der Geist, welchem es gewiedmet, ihn entweder zur Stund erwürgen, oder auch alle Kranckheiten des Patienten ihm auf den Hals schicken werde. Was die sichtbare Erscheinungen der Geister anlanget, so bin ich gäntzlich versichert, daß die Indianer vielfältig vorgeben, daß sie solche in allerhand Gestalten gesehen haben. Es ist aber auch gewiß, daß sie, wenn ein Europäer sich anbietet, ihnen zu den Zeiten Compagnie zu leisten, da sie die Ankunfft der Geister vermuthen seyn, sogleich mit der Entschuldigung fertig seyn, daß sie ihnen aus Furcht die Geister zu erzörnen, solches nicht erlauben könten. Mir aber kommt die Wahrheit dieser Erscheinungen eben deswegen sehr unglaublich vor. Sie betriegen sich entweder selbst durch ein verkehrtes Urtheil und Meynung, so sie von allerhand natürlichen Lufft- und andern Zeichen hegen: Oder sie werden auch von ihren Priestern durch allerhand künstliche List und Ränke betrogen. Denn fraget man sie, wie diese Geister erscheinen, so antworten sie unterweilen als ein Feuer, das in der Nacht weit von uns entfernet ist, und gemeiniglich gerne auf den Wiesen und in niedrigen Gründen. Es scheinen also diese Geister nichts anders als Irrwische zu seyn. Diese Historien von den Erscheinungen der Gespenster haben alle diese grosse Einwendung gegen sich, daß sie immer bey Nacht-Zeit geschehen, zu welcher Zeit die Pfaffen und ihre Geister-Beschwehrer sie am besten betriegen können. Ubrigens sind die Einwohner der Insul *Borneo* nicht ungeneigt den Christlichen Glauben anzunehmen. Die Portugiesen haben mehr als einmahl gute Progressen in ihrer Bekehrung gemacht. Die *Byajos* aber, oder Heyden mitten im Lande, scheinen geneigter zum Christenthum zu seyn, als die Mohren, oder Mahometaner.

Die Leute verheurathen hier mannigmahl ihre Töchter, wenn sie 8 oder 9 Jahr alt sind. Diese junge Weiblein kriegen auch gleich darauf Kinder, welcher Gefahr sie aber in ihrem 25 Jahr schon entgangen seyn. Hurerey wird daselbst für keine grosse Sünde gehalten, und eine Frau, die sich vor ihrer Heurath von einem Galan hat bedienen lassen, wird deswegen nicht geringer gehalten: Ja sie meynen sogar, daß ein solches Frauenzimmer nach der Trauung den Männern weit getreuer sey, wie leichtfertig sie sonst auch zuvor

gewe-

gewesen. Der *Capitain Beekmann* hat eine Mahometanische Hochzeit, auf welche er von einem ansehnlichen Mann war geladen worden, folgender massen beschrieben. Man hatte aus einem sehr grossen Hause alle Scheer-Wände weggenommen und ein Zimmer aus demselben gemacht, dessen Wände mit den kostbarsten Stoffen, die man hatte bekommen können, behangen waren, dabey auch das Estrich mit feinen Matten von Rohr bedeckt war. An dem obersten Ende stund ein Thron, oder *Sofa*, mit einem grossen Himmel bedeckt, und mit Küssens und Phülen belegt, um sich darauf zu lehnen. Die gantze Nacht vor der Hochzeit schlugen sie ihre *Gongen*, oder kupferne Trommeln, und bliesen ihre Blas-Instrumenten und Trompeten, welche einen rauhen Thon von sich geben. Andre klingelten indessen mit Ketten, oder schlugen auf küpferne und eiserne Schüsseln. Nach meinem Erachten aber muß eine Music auf Pfeiffen von Marck-Knochen und auf Castanietten weit lieblicher, als dieses Gerase klingen. Am Morgen des Hochzeit-Tages wurden Flaggen und Wimpel vor der Thüre des Hauses ausgehangen, und alle Schiffe auf dem Strohm liessen ihre Flaggen wehen, und feuerten immerfort ihr Geschütz ab, (der Leser wird sich hierbey erinnern, daß ihre Häuser gemeiniglich gern auf Holtz-Flössen mitten in dem Strohm gebauet seyn) Sie hatten ebenfalls rund um das Haus herum ein hauffen Leute hingestellet, welche continuirlich jauchzeten, und ihre Canonen abfeuerten. Die grosse Menge der geladenen Gäste ward mitten auf dem Nachmittage mit einer schönen Mahlzeit bewirthet: und als die gantze Compagnie zur Gnüge gegessen hatte, ward einem jeden eine Schüssel gereicht, den Rest der aufgetischten Speisen darinn aufzuheben, und nach Hause zu tragen.

Gegen Abend kame ein grosses Holtz-Floß den Strohm herunter getrieben, auf welchem ein Schau-Gerüste in Gestalt eines Schiffes von zwey hundert Tonnen stand. Mitten auf demselben saß der Bräutigam auf einem Thron. Als das Schiff bey der Braut Hause ankommen, stiegen zwölff junge Mägdlein heraus, und trugen die Geschencke, welche der Bräutigam der Braut übersandte, auf göldenen, silbernen und kupfernen Schüsseln. Die saß ebenfalls auf einem Thron ihren Liebsten zu empfangen, und sandte ihm gleichermassen ein hauffen Geschencke entgegen. Als der Bräutigam in die Haus-Thüre tratt, empfing ihn der Priester, welcher einige Worte hermurmelte, und ihm Reiß über den Kopff streuete, welches ein gutes Anzeichen seines künfftigen Uberflusses und Wohlhabens seyn sollte. Darauf machte das umstehende Volck ein grosses Jauchtzen, und gab aus dem kleinen Hand-Gewehr Feuer. Ferner ward der Bräutigam zu seiner Braut geführet, und setzte

sich an ihrer rechten Hand: worauf die Gesellschafft kurtz hernach aufbrach, und sie alleine ließ. Ein grosses Stück ihrer Mitteln bestehet allem Ansehen nach in der Anzahl ihrer Weiber und Kebs-Weiber. Die Männer pflegen daher, so bald eine stirbt, oder mit einem Scheide-Brief fortgejagt wird, welches nicht selten geschicht, sich die jüngste, welche sie nur bekommen können, wieder beylegen zu lassen, wenn sie selbst gleich noch so alt und bejahrt seyn. Sie kauffen hier, wie es scheinet, so wie in andern Orientalischen Ländern ihre Weiber ums Geld. Daher können die Töchter eines Mannes, wenn sie recht schön seyn (denn sonst sind sie eine Last der Familie) gar wohl für ein Stück von seinem Schatz passiren.

Die Leichbegängnisse der Mahomeraner werden hier so, wie in andern Ländern, da dieselbe Religion die Oberhand hat, angestellet. Sie behalten aber doch noch immerfort etliche Heydnische Gewohnheiten bey. Sie geben zum Exempel dem Todten allerhand Nothwendigkeiten und Geräthe mit in den Sarg, welcher er sich in jenem Leben nach ihrer Meynung bedienen soll. Die Trauer-Leute werden nach Chinesischer Manier in weiß gekleidet, und das gantze Gefolg gehet mit brennenden Fackeln in den Händen, wenn sie einem ihrer Freunde das Geleite zu seinem Grabe geben. Ihre Gräber machen sie durchgehends an einem gemeinschafftlichen Begräbniß-Platz, der am Strohm angelegt wird, jedoch an einer Stelle, die das Wasser nicht überschwemmen kan. Sie kehren die Leiche auch immer mit dem Gesicht gegen Norden.

Das andere Capitel.

Von der Zerstörung der Englischen Loge oder Comtoirs auf *Banjar*. (*)

Allhier will ich nach meinem Versprechen einen umständlichen Bericht von der Anlegung und Zerstörung der Englischen Loge auf *Banjar* abstatten, und zwar nach dem Munde eines der vornehmsten Bedien-

(*) Diese Nachricht mag vielleicht dem Herrn *Salmon* zu späte zu Händen gekommen seyn. Daher hat er sie bey *Java* angehängt. Der Herr *D. van Goch* hat sie hier am gehörigen Ort eingerückt, welchen wir hierin lieber haben folgen wollen.

ten der Compagnie, welcher vom ersten Anfang bis zuletzt daselbst gewesen ist. Ich kan dem Leser anbey versichern, daß er sich aus dieser Historie einen so guten und richtigen Begriff von den Einwohnern der Insul *Borneo* wird machen können, als er sonst nicht leicht anderswo her bekommen kan.

Die neue Ost-Indische Compagnie sandte An. 1700 den *Capitain Bootswort* mit dem Schiffe *Julian* ab, um ein Pack-Haus oder Loge auf der Süd-Küste der Insul *Borneo* zu *Banjar-Massin* zu bauen. Sie setzten auch den Herrn *Landas* zu ihrem Ober-Haupt und vier oder fünf andre Kauff-Leute zu seinen vornehmsten Räthen, wo das Vorhaben glücklich von statten gehen würde. Als diese zu *Banjar* ankamen, hielten sie um eine Audientz bey dem Sultan an. Als sie ihn nun und seine Bedienten reichlich beschencket hatten, erhielten sie endlich ein mit des Sultans grossem Siegel bezeichnetes Privilegium, daß sie in der Stadt *Banjar* solche Häuser kauffen und bauen möchten, als sie zu Fortsetzung ihrer Handlung nöthig zu seyn erachteten. Hierauf erhandelten sie drey auf Flössen gebauete Häuser, und eines auf Pfählern oder Stämmen der Bäume stehendes, welches ohngefehr 5 Fuß über die oberste Fläche des morastigen Grundes erhöhet war, der bey hohem Wasser gemeiniglich gerne unter Wasser gesetzt wird. Diese schwimmende Häuser oder *Lantings* stehen auf grossen Bündeln von *Bambos*-Holtz, und unterweilen auf gantzen Bäumen, die hart an einander schliessen, wohl zusammen geklammert, und so lang, als das gantze Haus seyn. Das Gebäude, das darüber aufgeführet wird, ist so schwer nicht, und sie sincken nicht so tieff von demselben, daß nicht immer ein gut theil über dem Wasser bleiben sollte. Quer über diese zusammen gerammelte *Bambos*-Reiser oder Bäume werden Plancken gelegt, und darüber eine Fluhr von gespaltenem *Bambos* gemacht, welche man mit artigen Matten bedeckt. Die Wände sind auch von gespaltenem Rotting und ungefehr 6 bis 8 Fuß hoch. Auf selbigen ruhet ein leichtes spitz-zusammen schiessendes Dach von *Cajan*-Blättern, (welche an den Ufern der Ströhme, als Binsen wachsen) und bedeckt das gantze Haus. Diese schwimmende Häuser liegen recht nach der Reihe an jeder Seite des Strohms, und formiren eine ordentliche recht nette Strasse. Hinter diesen stehen gemeiniglich die Häuser von der andern Sorte, welche auf Pfeilern gebauet seyn, in welchen die ansehnlichsten Leute wohnen. Von den auf Pfählern gebaueten Häusern bis an die schwimmende legen sie grosse Balcken und Stücken Holtz hin, auf welchen man von einem Haus zum andern gehet. Ich muß aber nicht vergessen dem Leser zu vermelden, daß man an jeder Ende der schwimmenden Häuser Pfählen in den Grund hinein rammelt, und die Häuser mit Ringen von Rotting also daran befestigt, daß sie zwar vom Wasser können auf- und nieder gehoben, aber nicht den Strohm hinunter getrieben

werden.

werden. Einige von diesen schwimmenden Häusern sind auch mit flachen Thauen von Rotting an den auf dem Lande stehenden Bäumen befestiget. Als die Engelländer auf dem Strohm *Banjar* ankamen, mochten ungefehr 300 von solchen schwimmenden Häusern an jeder Seite des Strohms in einer Reihe liegen, welche von Chinesern, Maleyern, Macassaren und den gebohrnen Borneoensern bewohnet wurden. Als die Engelländer aber daselbst ankamen zogen die meisten nach *Tatas*: die übrigen an der Zahl etwa 200 Familien, blieben unter dem Schutz der Engelländer zu *Banjar*. Das Ober-Haupt des Englischen Pack-Hauses ward also nach gerade für einen Stadt-Vogt über die schwimmende Häuser angesehen. Es lagen auch bey denselben unendlich viele kleine Fahrzeuge aus den benachbarten Insuln, und aus *China*, welche nach *Banjar* der Handlung halber kamen. Dieses habe ich nohtwendig zum voraus anführen müssen, damit der Leser sich einen Begriff von der Englischen Loge auf *Banjar* machen könne, und folglich die nachfolgende Erzehlung besser verstehe. Um weiter zu kommen, so trieben die Kauff-Leute den Handel mit den *Banjaren* zwey bis drey Jahr lang in aller Ruhe, als die Einheimischen ungefehr einstmahl für 20000 Reichsthaler werth von der Compagnie Gütern in Händen hatten, sich aber wegerten den Pfeffer für den bedungenen Preis zu liefern, und also von dem Gevollmächtigten über die Kauffmannschafft angestrenget worden, ihren Contract ein völliges Gnüge zu thun. Es scheinet aber, daß sie keine bessere Mannier haben ersinnen können, sich von der Schuld loß zu machen, als wenn sie das Englische Pack-Haus gäntzlich verstöhreten. Denn als der Ober-Vorsteher desselben über ihre Ungerechtigkeiten Klagen führete, daß man den Pfeffer, auf welchen die Engelländer schon Geld vorgeschossen hatten, an die Chineser verkauffte, wurde er an statt der Antwort und Satisfaction gleich mit etlichen Klagen über die schlechte Erndte und ihrem daher entstandenem Unvermögen den Pfeffer zu liefern/ abgewiesen; da die *Banjaren* sich indessen in der Stille rüsteten, die Englischen Wohnungen zu verwüsten, wofür die Chineser selbst die unsrigen unter der Hand warneten. Weil aber die Kauffleute auf der Loge sich nicht bewust waren, etwas böses gethan, oder auch etwas nur bemerckt zu haben, das einem Friedens-Bruch ähnlich, gaben sie auf diese Warnung wenig acht, bis sie endlich an einem Morgen den gantzen Strohm mit Böten und *Guntings* (einem Fahrzeug von ungefehr 40 bis 50 Fuß) die wohl bemannet, und zum Anfall gerustet waren, überall bedeckt sahen. Doch dauchte es den *Banjaren* damals noch nicht die rechte Zeit zum Angriff zu seyn; sondern sie legten sich ein wenig von dannen vor Ancker. Der Capitain *Barre*, der das Schiff *Borneo* führete, lag

damals eben von ungefehr zu *Banjar* vor Ancker, mit selbigen gieng der Ober-Kauffmann zu Rath; und weil all ihr Volck sowohl in der Loge, als auf dem Schiff nur 60 Köpffe starck war, wurden sie mit einander eins, so viel *Bugios* von den Macassarschen Schiffen in Dienste zu nehmen, als sie nur bekommen könnten. Da sie sich nun mit einem grossen *Gunting*, den sie mit zwey Stücken bewaffneten, und mit einer guten Anzahl *Prowen*, oder kleinen Böthen, ihre neugeworbene *Bugios* darauf zu setzen, versehen hatten; beschlossen sie den Angriff der *Banjaren* abzuwarten. Als sie aber zwey bis drey Tage und Nächte vergeblich auf den Feind gewartet hatten, wurden sie endlich schlüßig, selbigen zuvor zu kommen, und ihn anzugreiffen. Dieser Abrede zufolge, fuhren der Ober-Kauffmann und der *Capitain Barre* voran, und die *Bugios* folgeten ihnen in ihren *Prowen* nach. Als der *Capitain* aber noch nicht weit fortgesegelt war, stieß er mit seinen Schiff zu seiner grossen Verwunderung an eine Kette, oder Schlag-Baum, welchen die *Banjaren* eben unter dem Wasser über den Strohm gemacht hatten. Hier kamen ihm die *Bugios* sehr wohl zu statten; denn sie machten den *Capitain* gleich von dem Baum loß, an welchem er fest saß, und verschafften ihm eine ungehinderte Durchfahrt. Die *Banjaren* liessen ihr Geschütz indessen wacker spielen, sie zieleten aber so schlecht, daß den Engelländern dadurch allgantz kein Schade zugefüget ward. Die Gipfel der hohen Bäume, welche an beyden Seiten des Strohms stunden, musten viel von ihrem Geschütz leiden; und unsere Leute schienen die gröste Gefahr von den herunter fallenden Aesten zu befürchten zu haben. Der Ober-Kauffmann und der *Capitain* segelten indessen frisch darauf loß, und feuerten etliche mahl auf den Feind. Darauf nahm die gantze *Banjar*ische Flotte plötzlich die Flucht, und gab den Engelländern keine Gelegenheit zu einem Haupt-Treffen. Zwey oder drey von ihren *Guntings*, die den Engelländern am nächsten waren, geriethen diesen in die Hände: das Volck aber sprang über Bord, und rettete sich mit der Flucht in die Wälder. Zwey Tage hernach gieng der Capitain mit seinem Schiff hinauf nach *Tatas*, welcher Ort ungefehr 30 Englische Meilen weiter Landwerts hinein an dem Strohm lieget, diesen Ort hatte der Feind verlassen, und alles was von einigem Werth war, mit weggeschleppet, ausgenommen einen kleinen Vorrath von Pfeffer, welchen der Capitain zu sich nahm, die Stadt in Brand steckte, und wieder nach dem Pack-Haus zu *Banjar* zurück kehrete. Zehn Tage hernach, als kein Feind mehr zum Vorschein kam, segelte der *Capitain Barre* mit einigen bewaffneten *Guntings* und 40 bis 50 *Prouwen*, die mit Bugios besetzt waren, den grossen Strohm Banjar hinauf und fast bis an *Negarra* hinan, welche Stadt zwischen zwey bis dreyhundert Englische

Meilen von Banjar entfernet ist, und von welcher einer ihrer Sultanen den Titul führet. Als der *Capitain* sich der Stadt *Negarra* auf 12 oder 15 Meilen genähert hatte, entdeckte er erstlich den Feind, und als er näher kam, fand er, daß sie eine schwimmende Machine von zwey Stockwercken, 100 Fuß lang und 40 breit auf dem Wasser aufgeführt hatten. Auf dem untersten Verdeck hatten sie vier eiserne und zwey metallene Stücke gepflantzet, und auf dem obersten 50 bis 60. Die Seiten-Wände an dieser Machine, oder schwimmenden Casteel, waren bey nahe zwey bis drey Fuß dick von Rotting, nach Art der Korbmacher-Arbeit geflochten, und gegen klein Schieß-Gewehr Schuß-frey. Sie schienen auch von dem groben Geschütz nicht viel zu befürchten zu haben. Wenigstens konten die Splitter, welche bey einer See-Bataille den grösten Schaden thun, sie nicht zerquetschen. Ehe die Engelländer noch so nahe kamen, daß man sie mit dem Geschütz erreichen konnte, fiengen die Feinde schon an, aus dem groben sowohl, als kleinem Geschütz, auf sie zu feuren, und schienen gäntzlich entschlossen zu seyn, ihnen die Passage durch den Strohm streitig zu machen. Der *Capitain Barre* aber fuhr, ohne einen eintzigen Schuß zu thun, fort, bis er hart an diese neue Machine kam, und war so glücklich, daß er mit der ersten Lage durch ihre Schieß-Pforten herdurch eine von ihren Canonen also traff, daß sie unbrauchbar wurde, und mit demselben Schuß unterschiedliche von ihren Leuten erlegte. Dieses brachte einen solchen Schrecken unter die arme *Banjaren*, daß sie, was sonst auch ihre Absicht mag gewesen seyn, dennoch gleich augenblicklich dieses schwimmende Casteel verliessen, und ihr Leben mit der Flucht auf die Berge zu retten suchten. Sie flohen also zur Thüre hinaus, welche sie an der Seiten die nächst am Lande lag, gelassen hatten, und retirirten sich in die Wälder. Als der *Capitain Barre* vermerckte, daß sie mit Schiessen inne hielten, verfuhr er sehr behutsam, weil er sich nicht einbilden konnte, daß sie ihre schwimmende Festung so bald im Stich lassen würden. Da er aber näher heran kam, und niemand am Bord, oder am Lande sahe, oder hörte, gab er Ordre die Machine anzugreiffen. Solche aber zu erobern kostete ihm nicht sonderliche Mühe, weil Niemand im Dinge war, der ihnen Widerstand that. Nach diesem glücklichen Ausschlag hielten unsre Leute allem Vermuthen nach nicht vor rathsam, tieffer ins Land hinein zu gehen; sondern als sie sich unterschiedlicher armirter *Guntings*, die der Feind verließ, und des schwimmenden Casteels bemächtiget hatten, seegelten sie wieder mit dem Strohm herunter. Indessen war ihre grosse Priese doch so übel zu hanthieren, daß sie 14 Tage zubringen musten, ehe und bevor sie zu *Banjar* ankamen. Der Ober-Kauffmann, der mit dem Schiff *Borneo* daselbst geblieben war, um die Loge gegen

allen feindlichen Uberfall zu decken, wünschte dem *Capitain* Glück zu seiner Victorie, und verehrete ihm die zwey metallene Canonen, welche man am Bord des schwimmenden Casteels gefunden hatte. Selbige hat der *Capitain* nachgehends als Sieges-Zeichen von seiner Victorie nach Engelland gebracht. Als diese Freude vorbey war, fieng der Ober-Kauffmann an, mit seinem Rathe zu überlegen, was künfftighin zu thun sey: Denn ob sie gleich allemahl das Glück auf ihrer Seiten hatten, war es doch eine Frage, ob es ihrer Oberherren Gelegenheit gewesen, mit den Einheimischen von *Borneo* einen beständigen Krieg zu führen. Man konnte auch weder Pfeffer noch andre Kauffmanns-Waaren bekommen, wo man nicht mit den Einwohnern des Landes wieder Friede machte: Und weil auch seither der Zeit keine Lebens-Mittel aus dem Lande waren zugeführet worden, fieng der Mangel an allen Nothwendigkeiten schon an, sein Quartier in dem Englischen Pack-Hause zu nehmen. Sie waren mittlerweile so glücklich, daß sie zween Fischer auffiengen, welche sie mit einem Brieff an den Sultan absandten, in welchem sie von ihm zu wissen begehrten, aus welchen Ursachen er die Engelländer, welche sich immer so friedfertig in seinem Lande aufgeführet, und für die von seinen Unterthanen erhandelte Waaren, ein groß Geld auf die Hand gegeben hatten, mit seiner Kriegs-Macht überfallen habe. Diesen Brieff begleiteten sie mit einem artigen Geschenck, und baten, daß Seine Majestät, wo selbige zu einer gütlichen Unterhandlung geneigt wären, ein Both mit einer weissen Flagge hinunter an die Loge zu senden belieben möchten. Als der Ober-Kauffmann verschiedene Tage vergeblich nach einer Antwort ausgesehen hatte, ward abermahls beschlossen, noch eimahl zu probiren, was die Gewalt etwa wircken könnte, weil die *Banjaren* nur schlechte Lust zur Güte zu haben schienen. Sie rüsteten also verschiedene *Guntings* aus, und brachten eine gute Anzahl von *Prouwen* herbey, welche mit *Bugios* besetzt wurden: Mit welchen bewaffneten Fahr-Zeugen der Ober-Kauffmann nebst dem *Capitain Barre* den *Chinesischen* Strohm hinauf seegelte, bis nahe an die Stadt *Cayongie*, welche ungefehr 40 Meilen von *Tatas* lieget, von welcher auch ein Sultan oder König den Titul führet. Allhier entdeckten sie eine Flotte, welche als eine Mauer von einer grossen Stadt quer über dem Strohm lag, auch mit groben Geschütz überflüßig besetzet, und mit einer Brust-Wehre versehen war, so daß die Feinde vor ihrem Geschütz gantz bedeckt zu seyn schienen. Weil sie aber gar wohl wusten, welche schlechte Schützen, und zaghaffte Soldaten die Feinde waren, wagten sie gleich, ihnen näher unter Augen zu treten. Kaum aber hatten sie solches beschlossen, als sie, zu ihrem grösten Vergnügen, eine *Prauw* mit einer weissen Flagge, in

welcher

welcher ein Bedienter des Sultans saß, auf sich zukommen sahen. Durch diesen gab der Sultan ihnen zu verstehen, daß er etliche von seinen Staats-Ministern absenden wolle, mit den Engelländern zu handeln, wenn er sonst versichert seyn könnte, daß sie wohl behalten zurück kommen würden. Der Ober-Kauffmann versicherte darauf auf das aller feyerlichste, daß alle, die da kommen würden, mit ihm Unterhandlung zu pflegen, vor aller Gewalt sicher seyn, und Freyheit haben sollte, zu allen Zeiten nach Belieben zurück zu kehren, die Tractaten möchten denn geschlossen werden oder nicht. Die Engelländer mögen sich nun bey anderer Gelegenheit aufgeführt haben, wie sie wollen, so setzten die *Banjaren* doch ein solches Vertrauen in ihre Ehrlichkeit, daß sie zur Stunde Gevollmächtigte absandten, um mit dem Ober-Kauffmann einen Frieden zu schliessen, unter welchen auch des Sultans eigner Sohn war, ungeachtet man keine Geissel gefordert hatte. Der Ober-Kauffmann gab den 4 Abgesandten zu verstehen, wie es den Engelländern sehr schmertze, daß sie mit dem Sultan in Krieg gerathen, und daß sie alles, was geschehen, nur zu ihrer Vertheidigung gethan hätten. Wenn die *Banjaren* also gesonnen wären, alle, der Compagnie durch diesen Krieg verursachte, Kosten zu ersetzen, und selbiger so viel Pfeffer zu liefern, als das Geld austragen könnte, das sie vorgeschossen hätten, wie auch inskünfftige den Engelländern keine Lasten und Zölle aufzulegen, so wären sie bereit mit Seiner Majestät einen Frieden zu treffen. Die gantze Forderung betrug 40000 Reichs-Thaler; 20000 waren auf den Pfeffer zum voraus gezahlet worden, und die übrige Unkosten des Krieges belieffen sich eben so hoch. Nach einiger Bedenck-Zeit liessen die *Ranjaren* sich diese Bedingung gefallen. Die gantze Summa sollte, laut des Vertrages, in Pfeffer auf gewisse Termine bezahlet werden, die vorhin zum erstenmahl ertheilte Vergünstigung, eine Englische Loge daselbst aufzurichten, nebst der Befreyung ihrer Handlung und Waaren von allen Lasten und Abgifften, ward von dem Sultan von neuen unterschrieben, und mit seinem Siegel befestiget, auch von dem Obersten Priester mit allen nur ersinnlichen und feyerlichsten Ceremonien approbirt. Darauf erfolgten ein haufen Glückwünsche und Freudens-Bezeugungen von beyden Seiten. Dann die *Banjaren* hatten eben so viel Noth wegen Mangel an Proviant gelitten, als die Englische Loge, weil sie währendem Kriege keine Zufuhr gehabt hatten, und zu der Zeit nur wenig in dem Lande gewachsen war. Nach der Zeit haben sie sich mit mehrern Fleiß auf den Acker-Bau, nach ihrer Lands-Art gelegt. Weil aber die *Banjaren* nach der Zeit vorgaben, daß der Pfeffer in dem Jahr sehr schlecht gerathen, haben sie von der gantzen bedungenen Quantität nur 15 *Coyang* geliefert, welches ungefehr 1000 Reichs-Thaler beträgt.

beträgt. Da also die Bediente der Compagnie kein Mittel sahen Pfeffer genug zur Ladung ihrer Schiffe zu bekommen, und weder Geld noch Vorrath an Lebens-Mitteln hatten, beschlossen sie, den Ort auf eine Zeitlang zu verlassen. Sie kündigten also dem Sultan an, daß sie die Vollziehung des Bundes und die Erfüllung aller seiner Versprechungen nach ihrer Wiederkunfft von *Batavia* erwarten wollten, wohin sie ihrer Angelegenheiten halber vorizo verreisen müsten: Und darauf gieng der Ober-Kauffmann nebst dem Rath und übrigen Bedienten der Compagnie nach *Batavia*, von wannen sich der Ober-Kauffmann nach *Bengala* verfügte. Die übrigen blieben zu *Batavia* bis auf den *Capitain Barre*, welcher mit dem Schiff *Borneo* nach Engelland zurück gieng. Ungeachtet nun dieser der erste Versuch, eine Factorey zu *Banjar* anzulegen, sehr unglücklich ablieff, schiene die Ost-Indische Compagnie sich dennoch einzubilden, daß in gantz *Indien* keine bessere Gelegenheit, als diese wäre, weil die *Chinesische* Joncken hier jährlich anfahren, und die *Chinesen* sich hier weit lieber, als auf *Batavia* niederlassen, sobald wir nur würden im Stande seyn, sie zu beschützen: Da man dann die Waaren ihres Landes hier von ihnen weit wohlfeiler, als zu *Canton* würde haben kbuffen können. Ausser dem giebt es auch hier im Lande Gold, Bezoar, Edelgesteine, und Pfeffer, und die *Macassaren* schleppen noch immer heimlich Nägelein und Muscat-Nüsse herüber, wie genau die Holländer auch auf sie acht geben. Mit kurtzen davon zu reden, so versicherte man, daß dieser Ort ein anderes *Batavia*, und eine so ansehnliche Handel-Stadt, als je eine andere in *Indien* seyn mag, könne werden. In dieser Hoffnung sandte die Compagnie A. 1704 zum andernmahl etliche Schiffe nach *Borneo*, und mit denselbigen den Herrn *Rojet*, als Ober-Vorsteher der Handlung, welcher vormahls ein Glied des Raths gewesen war. Dieser Herr ward von den *Banjaren* wohl empfangen, welche geneigt zu seyn schienen, den Handel mit den Engelländern wieder anzufangen, von welchen sie Silber für ihren Pfeffer bekamen: Insonderheit weil die alte Restanten, welche die Einwohner der Compagnie schuldig waren, nicht eingefordert wurden. Also trieben sie noch lange Zeit ihre Handlung mit den Bürgern in den Kauff-Städten in gutem Frieden. Als aber die Compagnie hernachmahls erfuhr, daß man eine Festung auf dem festen Lande anlegen, und sich in den Stand setzen könnte, die *Chinesen* und andre Nationen zu schützen, welche nach *Banjar* kamen, um mit uns zu handeln, da diese Colonie folglich weit vortheilhaffter werden würde, sandte sie den *Capitain Barre* wieder dahin, welcher nicht allein die Gelegenheit des Landes kannte, sondern auch ein wackerer Mann war, und die Krieges-Bau-Kunst wohl verstand, um zu sehen, ob er nicht zu *Banjar* eine Festung anlegen

legen könte. Dieser Herr nahm deswegen allerhand Geräthschafft und Nothwendigkeiten mit, die ihm dazu dienen konten, eine Festung aufzuwerffen: und als *Rojet*, nachdem er ein Jahr lang Ober-Kauffmann gewesen, mit Tode abgieng, folgte *Barre* ihm in dieser Bedienung nach. Dieser fand zu seiner Absicht vornehmlich dienlich zu seyn, daß er eine grosse Menge Erde und Steine zusammen brächte, und etliche 1000 Pfähler in den Grund, welchen er zu Erbauung einer Festung auserkohren hatte, einrammlen liesse, damit selbiger so möchte erhöhet und befestiget werden, daß er gegen die Gewalt und Uberschwemmung des Wassers aushalten könnte. Er brauchte also 40 bis 50 Chineser, welche zu *Tomberneo*, einem Ort der ungefehr 80 Englische Meilen Ostwerts von Banjar liegt, Steine brennen musten. Er hatte auch mit den Holländern auf der Küste von *Java* einen Accord gemacht, daß sie ihm Holtz liefern sollten: die Holländer aber waren so vorsichtig, daß sie ausdrücklich bedungen, er solle das Holtz durch Chinesische Joncken hohlen lassen, damit ihre Principalen nicht erfahren möchten, für wen, und zu welchem Ende das Holtz weggeschiffet werde. Es ist wahrlich ein groß Glück, daß die Holländer in Indien, und so gar die Beammten unter ihnen, mehr auf ihren eignen Nutzen, als auf den Vortheil ihrer Herren und Principalen sehen. Dieses gehet so weit, daß die ansehnlichsten unter ihnen heimlich mit unsern Leuten handeln, wenn sie vermeynen, daß es verschwiegen bleiben könne, und nicht dabey betrachten, was solches vor üble Folgen für ihre eigene Nation nach sich ziehen könne. Wenn dieses nicht wäre, so würde gewiß der Englische Handel nach Ost-Indien noch weit schlechter seyn, und die Diener der Compagnie nicht nahe so reich nach Hause kommen, als sie itzunder thun, da dergleichen heimliche Stückgen im Schwange gehen. Zu *Malacca* und *Batavia* selbst mangelt es nicht an Exempeln von solchen Leuten, welche in ansehnlichen Posten stehen, und doch einen heimlichen Handel mit ausländischen Kauff-Leuten treiben: ungeachtet die Holländer denjenigen, die hierüber betroffen werden, mit sehr schweren Straffen drohen. Denn wenn sie schon einmal entdeckt werden, kommen sie doch mit einer mittelmässigen Geld-Busse davon. Wieder aber auf die Banjarische Händel zu kommen, so trug es sich zu, unterdessen daß man alles zu Erbauung eines Forts fertig machte, daß ein, mit Holtz in *Java* beladenes, Fahrzeug auf den Küsten von *Mendawa* einige Meilen westwerts von dem Strohm Banjar durch Ungewitter verschlagen ward. Der Gouverneur von dieser Provintz, *Goeste Ganton* genannt, (welchen unsere Leute, als einen rechten Unmenschen und Tyrannen beschreiben) als er vernahm, daß das Holtz zu der Festung *Banjar* sollte gebraucht werden, hielt das Schiff an,

und gab gleich Befehl den Schiffer nebst allen Chinesischen Matrosen zu ermorden, welches so bald nicht gesagt war, daß man nicht zur Vollenziehung schritte. Ein einziger von den Gemeinen entrann glücklich, und kam durch die Wälder zu Banjar an, woselbst er dem Ober-Kauffmann von der gespielten Tragoedie Nachricht brachte. Der *Capitain Barre* brachte darauf seine Klagen über dieses böse Tractament bey dem Sultan ein, welcher vorgab von diesem Verfahren nicht die geringste Wissenschafft zu haben, als welches ohne seine Ordre geschehen. Der *Goeste Ganton* sey zwar sein Bluts-Freund, aber auch ein ruchloser Mann, vor welchen er selbst in Furchten leben müsse: wüste der *Capitain* aber Mittel und Wege, ihm in seine Gewalt zu bekommen, so solle er nach den Rechten gestrafft werden. Kurtz darauf verließ der *Goeste Ganton* seine Herrschafft *Mandawa*, und kam nach Hofe, darauf erneuerten die Engelländer ihre Klage gegen ihn: der Sultan aber gab vor, er habe so viele gewaffnete Leute mitgebracht, daß er ihn zu fangen sich nicht unterstunde. Unterdessen ward dem *Capitain Barre* berichtet, daß der *Goeste Ganton* zu Wasser von *Tatas* den Strohm Banjar herunter fahren würde. Darauf nahm der Capitain etliche mit Gewehr wohl versehene Europäer in seinem *Pinas* mit sich, und rüstete verschiedene *Prouwen* aus, welche er mit *Bugios* bemannete, setzte sich also an einem bequemen Ort auf dem Strohm, und wollte seinen Feind erwarten. Als er noch nicht gar lange daselbst gelegen hatte, entdeckte er das Fahrzeug, wornach er aussahe, und nebst demselben verschiedene andere, welche dem Sultan zugehöreten. Sie segelten gantz langsam dem Strohm herunter, bis sie nahe an den Ort kamen, da der *Capitain Barre* lag, gleich als wenn sie keine Gefahr zu befürchten hätten: plötzlich aber fingen sie auf ein gegebenes Zeichen mit solcher Geschwindigkeit an zu rudern, daß sie in einem Augenblick unter dem Geschütz des *Capitains* weg waren, und weder der *Pinas* noch die *Prouwen* sie einholen konnten. Darauf lösete der *Capitain* ein paar Canonen, und eine Kugel traff die *Prouw*, in welcher der Sultan war. Von dieser Gewaltthätigkeit redete der Sultan gegen dem *Capitain Beckmann*, wie wir oben gehöret haben. Es scheinet auch, daß der *Goeste Ganton* von dem Anschlag ihn zu fangen, einige Nachricht müsse gehabt haben, und sich eben deswegen auf dieselbe *Prouw*, in welcher der Sultan war, begeben habe, in der Meinung, daß die Engelländer mehr Bedencken tragen würden, ihn daselbst anzutasten. Der *Capitain Barre* wuste aber nichts davon, daß der Sultan selbst mit auf dem Wasser war. *Goeste Ganton* indessen mutzete dieses, als den grösten Hohn und die empfindlichste Schmach die man der Regierung anthun könnte, gewaltig auf, und gab dem Sultan zu verstehen, wo er dieses nicht rächen würde, sey er seiner Krone

nicht

nicht werth. Von der Zeit an sagt man ward beschlossen, bey erster vorfallenden Gelegenheit die Engelländer auszurotten, ob sie gleich sich eine Zeit lang hernach äusserlich sehr freundlich anstelleten. Unterdessen hatte der *Capitain Barre* den Grund ungemein erhöhet, und so fest gemacht, daß eine Festung darauf konnte gebauet werden. Er hatte auch schon würcklich eine Baracke vor die Soldaten aufgeführet, über welcher oben artige Zimmer vor diel Bedienten der Compagnie waren. Die Bollwercke an dieser berühmten Festung waren auch schon abgestochen, denn es sollte ein Fünffeck werden: ja wenn er gelebet hätte, bis zu völliger Vollführung des Festungs-Baues, so sollte dieses Fort, welches rund herum mit Wasser umflossen war, der gantzen Macht der *Banjaren* wohl haben trotzen können. Es stehet auch im geringsten nicht daran zu zweifeln, daß alle Indianische Nationen sowohl, als die Chineser sich in grosser Menge hieher würden begeben haben, um mit den Engelländern zu handeln, wenn wir nur capable gewesen wären, sie zu beschützen, zumal da dieser Ort recht in der Mitte zwischen allen übrigen Orientalischen Insuln liegt. Zum grössten Unglück aber starb der *Capitain Barre*, nachdem er ein Jahr lang war Ober-Kauffmann und Ober-Vorsteher der dortigen Loge gewesen. Als der *Capitain* gestorben war, nahm der nächste nach ihm im Rath das Ober-Commando an, und trachtete, die Projecte, welche sein Vorweser vier Monath vorher gemacht hatte, zu vollführen: unterdessen aber ward der unglückliche Herr *Cunningham*, welcher nicht lange vorher von der Massacre zu *Polo Condore* glücklich entkommen war, zum Ober-Haupt zu *Banjar* eingesetzt, und trat diese Bedienung An. 1706 an. Er war aber nicht sechs Wochen daselbst gewesen, als er Nachricht erhielt, daß das gantze Land in den Waffen sey, um die Englische Loge zu verwüsten. Es lagen damahls eben 2 Englische Schiffe auf dem Strohm Banjar, als der *Blenheim* und *Carlton*. Das erstere hatte der *Capitain Barre* vor seinem Tode geführt, welchem der dritte Steurmann nachfolgete. Der *Capitain Brown* war als Capitain des andern von Engelland abgeseegelt, aber unterwegens gestorben, und das Commando auf seinen Steurmann *Philips* gefallen. Der Ober-Kauffmann, ob er gleich in seiner Loge keinen Mangel an irgend einem Dinge hatte, und von dem Feind nicht sonderlich beängstiget wurde, nahm sogleich seine Zuflucht zu dem Schiffe Blenheim. Denn weil er nur kurtz vorher aus der Massacre zu *Polo Condore* entrunnen war, ward er gleich in die äusserste Consternation gesetzt, als er vernahm, daß die Banjaren sich rüsteten, ihn zu überfallen: also daß er an nichts anders gedachte, als wie er seinen Leib bergen und sein Leben retten möchte. Er nahm keine Bugios in Sold, und heurte keine Fahrzeuge, um die Loge zu defendiren; sondern

trug dahingegen die Sorge für alle diese Anstalten gleich in der ersten Nacht, da die Banjaren ihn angriffen, dem dritten Mann im Rath auf, obgleich so wie die Sachen damals lieffen, eben so wenig Gefahr auf dem Lande, als auf dem Schiffe war. Denn die Leute in dem Pack-Hause schlugen den Feind ab. Es ward zwar das Wacht-Boht in der Bucht bey Banjar überfallen, und der commandirende Officier mit seinen Leuten erschlagen. An dem Schiff *Carleon* wollten sie auch endtern, die Matrosen aber retirirten sich in ihre verschlossene Schantzen, und reinigten das Verdeck mit ihren kleinen Schieß-Gewehr sehr bald wieder von den Banjaren. Der *Capitain Philipps* allein wollte aus einem point d' honneur seinen Platz nicht räumen, und ward daher auf dem obersten Verdeck erschossen. Die Banjaren würden auch, wenn die Schiffe wären liegen geblieben, sich gantz gewiß zurück gezogen, und sich damit haben begnügen lassen, daß sie die Stadt in Brand steckten, und die unbewehrte Einwohner niedersäbelten. Weil aber der Herr *Cunningham* alles verlohren gab, ertheilte er seinen Leuten Ordre, die Loge in Brand zu stecken, und befahl auch, daß die Schiffe ihre Ancker kappen und den Strohm hinab seegeln sollten: welches dann mit solcher Eile geschahe, daß die Banjaren gleich einen vollenkommenen Sieg zu haben vermeineten. Denn die Engelländer liessen ihren Top-Mast und Segel nebst einen grossen Vorrath von Arack, Reis und andern Proviant am Ufer zurück: und was noch das schlimmste war, so hinterliessen sie 50 arme unbewehrte Sclaven, welche samt den Handwerckern in dem Pack-Haus blieben, und alle mit einander von Banjaren ohne eintziges Erbarmen in Stücken zerhauen wurden.

Die Chineser und die meisten daselbst wohnende Indianer wurden auch umgebracht. Da nun die Aufführung der Engelländer damals also beschaffen gewesen, so ist es kein Wunder, daß die *Banjaren* so schlechte Gedancken von der Englischen Nation hegen. Man konte aber von der Person, welche die Compagnie zum obersten Befehlshaber an einem solchen höchstwichtigen Posten erwehlet hatte, nichts anders erwarten: Sintemahlen der Herr *Cunningham* ein Mann war, der niemahls im Kriege oder zur See gedienet, und vor der Zeit seines Gouvernements nur von der Apothecker-Kunst und der Chirurgie Profession gemacht hatte. Damit ich aber weiter fortfahre, so fand der andre im Rath nach dem Ober-Kauffmann, als er von *Tomberneo*, wohin er wegen seiner Gesundheit auf einige Tage verreiset war, wieder zurück kam, die beyde Englische Schiffe, als zwey Wracken an der Mundung des Strohms liegen, und eines derselben am Grunde fest sitzen. Er vernahm auch gleich, daß alles zu Banjar verwüstet sey, woran sie mit

unend-

unendlichem Fleiß und Arbeit so lange gebauet, und worauf die Compagnie solche unglaubliche Unkosten gewandt hatte, und daß solches noch dazu auf den ausdrücklichen Befehl des Ober-Kauffmanns geschehen, ehe das Pack-Haus noch einmahl Gefahr lief, erobert zu werden. Es waren auch in dem gantzen Gefecht, sowohl auf den Schiffen, als auf dem Lande, keine zwantzig von den Engels-Männern geblieben. Die *Banjaren* aber wurden durch ihr letztes Glück so aufgeblasen, daß sie wagten, den Strohm herunter zu seegeln, und das Schiff *Blenheim* anzugreiffen. Weil aber dieses Schiff die Bedienten der Compagnie, welche auf der Festung waren, eingenommen hatte, war es starck bemannet, und empfieng die Feinde so wohl, als sie nicht vermuthen waren; Denn man meynet, daß von 300 Mann, welche das Schiff angriffen, wenige sollen mit dem Leben davon gekommen seyn. Es war aber kein Mittel in der gantzen Welt verhanden, die Loge ohne einem Succurs aus Engelland wieder aufzubauen; Und damit ihr Verdruß nur desto grösser würde, musten sie noch vernehmen, daß die zwey Englische Soldaten nebst allen Chinesern, welche sie zu *Tomberneo* hielten, um Steine zu brennen, um den Hals gebracht waren. Der Ober-Kauffmann gieng gleich darauf zu Schiffe nach *Batavia*, und von dannen ferner nach *Bengala*, von wannen er auf dem Schiff *Anna* nach Engelland übersetzen wollte; Das Schiff aber blieb auf der Heimreise durch einen Unfall, und man hat nicht mehr davon gehört, wo das Schiff, oder einer von denjenigen, die am Bord desselben waren, mag hingekommen seyn. Eine solche Folge von allerhand unglücklichen Zufällen überfiel den unglückseeligen Herrn *Cunningham*, welcher indessen doch sein Andencken durch einige gute Nachrichten verewigt hat, welche er der Königlichen Societät der Wissenschafften mitgetheilet, von welcher er ein Mitglied war. Er scheinet auch, weit aufgelegter gewesen zu seyn, die Kräffte der Kräuter zu kennen, als einen Befehlshaber abzugeben.

(○)

Das dritte Capitel.

Von der Insul *Java*, derselben Lage, Eintheilung, Haupt-Städten, Stöhmen, der Beschaffenheit des Erdreichs, der Lufft, Witterung und Jahr-Gezeiten.

DJe Insul *Java*, welche man gemeiniglich gerne groß *Java* nennet, um selbige von der Insul *Bali*, oder klein *Java* zu unterscheiden, erstrecket sich von dem hundert und zweyten bis an den hundert und dreyzehnten Grad der Länge, und von 5 Grad 30 Minuten biß auf den 8 Grad Süder-Breite. Sie ist beynahe sieben hundert Englische Meilen lang, und hundert breit: kan auch wohl an etlichen Orten hundert funfftzig Meilen, nirgends aber mehr in die Breite austragen. Die Insul liegt fast von Osten gegen Westen, ausser daß sie sich ein wenig südwerts kehret, wohin die Ost-Spitze sich noch ein wenig mehr, als die West-Kante drehet. Gegen Norden liegt die Insul *Borneo*, die Insul und Strasse von *Baly*, oder *Balamboang* liegt gegen Osten, der Indianische Ocean gegen Süden, und die Insul *Sumatra* an der Strasse von *Sunda* gegen Westen. Als der Herr Frantz Drake A. 1579 hieselbst anlandete, fand er seinem Bericht zu Folge fünff Königreiche in der Insul, und würde vielleicht ihrer mehr entdecket haben, wenn er länger in der Insul geblieben wäre; Denn eine jede grosse Stadt beynahe hatte ihren eignen Fürsten, unter dessen Bothmäßigkeit das nächst herum gelegene Land und Dörffer stunden. In diesem Zustand sind die Sachen geblieben, bis endlich die unterschiedliche kleine Staaten durch Heurathen, oder Verträge, oder auch durch die Gewalt der mächtigsten Fürsten unter ihnen auf eine geringere Anzahl reducirt, und in Königreiche verwandelt wurden, unter welchen die Königreiche von *Mataram* und *Bantam* die gewaltigste waren. „Noch anitzo „herrschen fünff Potentaten auf dieser Insul, welche doch nicht alle Nachfol„ger der alten Könige, und in denselben Reichen seyn. Diese fünffe sind erst„lich der König zu *Bantam*, unter dessen Gebiet das westliche Theil von *Java* ste„het, darauf die Holländische Ost-Indische Compagnie, ferner der Kay„ser von *Mataram*, welcher also von seiner Haupt-Stadt, oder auch der Kay„ser von *Java* entweder von einer gewissen Landschafft der Insul, oder auch, „weil er den grösten Theil von *Java* besitzet, genannt wird, weiter der König „von *Tsjeribon*, welches Land auf der Nord-Küste von *Java* lieget, und endlich „der König von *Balamboang*, der sein Land an der Süd-Küste liegen hat". Der

König, oder Kayser von *Mataram* besitzt den grösten Theil der Insul, als dessen Scepter alle mitten im Lande gelegene Provintzen, und auch die Süd-Ost-Küste unterworffen ist. Der König von Bantam aber gab ihm vormahls an Macht und Reichthum nichts nach, weil er die Nord-West-Küste und die vornehme Handel-Stadt Bantam inne hatte. Allhier hatten die Engelländer ihren vornehmsten Handels-Platz, und die Holländer gleichfalls, bis die unerträgliche Bedruckungen dieses Fürsten sie endlich zwungen, einen Wohn-Platz für ihre Handels-Leute zu *Jaccatra*, itzunder *Batavia* genannt, ungefehr 12 Meilen von *Bantam*, anzulegen, nachdem sie vorhero deswegen mit dem König von *Jaccatra* einen Contract geschlossen hatten. Als der König von *Bantam* merckte, daß seine Haupt-Stadt und die Handlung desselben Orts durch das Aufnehmen von *Jaccatra* sehr geschwächet, und in Abnehmen gebracht ward, der König von *Jaccatra* selbst aber, (mit dem man damahls in Tracktaten stunde, daß er der Holländischen Ost-Indischen Compagnie ein Stück Landes verkauffen sollte, um daselst eine Festung zur mehrern Sicherheit ihrer Güter und Bedienten anzulegen) von den *Bantamern* und Engelländern aufgehetzet ward, beschloß der Reichs-Beherrscher von *Bantam* sowohl, als der König zu *Jaccatra* nicht ohne Vorwissen der Engelländer, wie man vorgiebt, die Wohnungen der Holländer zu *Jaccatra* zu verwüsten, und ihren obersten Land-Vogt nebst den übrigen Bedienten der Compagnie umzubringen. Diese Gefahr war Ursache, daß sie den Ort, da man ihnen zu wohnen erlaubt hatte, ohne ausdrückliche Erlaubniß befestigten, und mit der Zeit eine gewaltige Festung daraus machten. Nicht lange hernach haben die Holländer das gantze Königreich *Jaccatra* (welches der König von Bantam um selbige Zeit durch Verrätherey und Mord gewonnen hatte) desselben Händen durch die Gewalt ihrer Waffen unter Anführung des Generals *Jan Pieter Koen* entrissen, weil sie von beyden Königen beleidigt waren. Solches geschahe wenige Monathe nachdem der Kayser von *Bantam* das Land erobert hatte, und nach der Zeit sind die Javanische Fürsten niemahls im Stande gewesen, die Holländer wieder zu vertreiben; Ob sie gleich öffters mahlen mit ihrer gesamten Macht, und der Kayser von *Mataram* insbesondre A. 1629 mit 30000 Mann den Ort belagert, und lange Zeit Krieg mit den Holländern geführt haben. Damit wir aber die Insul *Java* besser mögen kennen lernen, will ich hier die Grentzen der unterschiedlichen Reiche, und die Haupt-Städte derselben erzehlen. Das Königreich *Bantam* ist allem Ansehen nach weniger wegen seinem grossen Bezirck und der Menge seiner Städte, Dörffer und Einwohner, als wegen der vortrefflichen Haupt-Stadt berühmt. Einige zehlen nur drey Städte in diesem Königreich, als

Anie,

Anis, *Tartiasse* und *Bantam*, welche alle an der Nord-Küste liegen, und ohngefehr 20 Dörffer an der See, nebst einer grossen Menge von Meyereyen, die landwerts einliegen. Von den grossen Landschafften auf *Sumatra* und *Borneo*, welche dieser Fürst vormahls soll beherrschet haben, wollen wir anitzo nicht reden. Es wird allhier genug seyn, wenn wir anführen, daß sein Reich gegen Westen und Norden an die Strasse von *Sunda*, gegen Süden an den grossen Indianischen Ocean, gegen Osten aber an das Königreich *Jaccatra* und den Fluß *Tanjerung* gräntze. *Bantam*, die Haupt-Stadt des Königreichs, liegt in einer Ebene oder Thal an dem Fuß eines sehr hohen Gebürges, welches sich sehr weit landwerts hinein erstrecket, und auf welchen drey Ströhme, oder vielmehr ein Strohm, der sich in drey Arme zertheilet, entspringet. Zwey von denselben fliessen um die Stadt herum, und fallen ungefehr eine Meile weiter hinunter in die See, der dritte Arm aber läufft mitten durch die Stadt. Als die Stadt noch in ihrem vollen Flor stand, hatte sie nicht weniger als 12 Englische Meilen im Umkreis, und war sehr volckreich. Gegen die Land-Seite hin war sie offen, gegen die See-Küste aber hatte sie eine sehr gute Maur, welche mit Bollwercken und einer grossen Menge groben Geschützes reichlich versehen, und in vollenkommenen Defensions-Stand gesetzet war. Wie aber einige erzehlen, so soll diese Maur sowohl, als die Stadt-Thore ein schlecht Ansehen gehabt haben. Der Pallast, oder vielmehr das Casteel, in welchem der König residirte, war keine schlechte Festung. Nächstdem stunden auch unterschiedliche Palläste und und Häuser der Grossen in der Stadt, welche nach Art dieser Länder kein geringes Ansehen hatten. Walther Schultz, welcher doch die Stadt vor ihrer A. 1682 erfolgten Verwüstung gesehen hat, macht nicht eben so viel Rühmens davon: Sondern er sagt, daß sie sehr liederlich und unordentlich gebaut gewesen, ungepflasterte Gassen, und ungeschickte Häuser gehabt habe, welche nicht ordentlich, sondern wunderlich unter einander herdurch gebauet seyn, so daß wenige Strassen einer rechten Strasse einmahl ähnlich sehen. Nur dreye derselben, welche an den Königlichen Pallast stossen, sollen einigermassen als ordentliche Gassen eingerichtet seyn. Vormals war der Ort auch einer von den grösten Haven im Indianischen Ocean, wohin alle Orientalische Völcker handelten: Itzunder aber ist es ein gar elender Ort, der keine Handlung, oder sonst etwas hat, das die Leute dahin locken könnte. Die vornehmsten Einwohner sind anderwerts hingezogen, die Gebäude sind ruinirt, ihr König ist seiner Souverainität beraubet, und ein Lehns-Mann der Holländischen Compagnie geworden, oder hat wenigstens sich unter den Schutz derselben begeben. Die Engelländer und Dänen, welche hieselbst ihre Logen zu haben

pflegten

pflegten, sind bey dem Könige, der den Thron behauptete, so verhasst, daß sie von *Bantam* haben wegziehen müssen, weil sie seinem Vater, der in dem Kriege einbüssete, beystunden. Ja sie würden seinen Zorn noch weit schärffer empfunden haben, wenn der Holländische Rath von Indien solches nicht abgewandt hätte. Nach der Zeit dieses Krieges aber hat unsre Compagnie eine Besatzung in der Stadt gehalten. Der curieuse Voyageur *le Bruin*, welcher in diesem Jahrhundert daselbst gewesen, beschreibet die Stadt folgender Weise: Sie lieget in einer langen Reihe längst der See hin, und hat nach seiner Muthmassung zwey Stunden im Umkreis. Die Wohnungen und Häuser in der Stadt sind sehr schlecht von *Bambos* aufgeführet, und mit *Adap* gedeckt. Ausserhalb der Stadt längst dem Strohm hin, und auch an andern Orten hat man viele Wohnungen, als etliche Vor-Städte hingebauet. Die Stadt ist Volckreich, und mit Kindern insbesondere wohl versehen. Einen weiten und tieffen Haven hat sie nicht, aber eine schöne Bay.

Ostwerts von *Bantam* liegt das Königreich *Jaccatra*, welches der Ost-Indischen Compagnie zugehöret. Diese ist die jüngste von den Potentaten dieser Insul, aber wegen ihrer grossen Macht in Indien allerdings die mächtigste und ansehnlichste, und hat auch auf der Insul *Java* selbst nicht den geringsten, sondern nach dem *Soe soe hoenam* von *Mataram* den grösten District inne. Daß ihr Gebieth gegen Westen an *Bantam* stösset, ist schon gemeldet worden. In diesem Königreich *Jaccatra* liegt die beste unter allen Indianischen Städten, und der Mittel-Punct von der Regierung und von der Handlung der Holländischen Ost-Indischen Compagnie, nehmlich die Stadt *Batavia*. Die Compagnie hat bey dieser Stadt durch die Gnade des Kaisers von *Java*, oder viel mehr wegen ihrer eignen Verdienste einen grossen Districk zum Eigenthum inne, welcher sich von der Stadt bis an den Strohm *Pamanoekan* an der Nord-Küste erstrecket, und alles in sich fasset, was Westwerts von den Ströhmen *Donan* und *Lassari* gelegen ist, das Hertzogthum *Tsjeribom* alleine ausgenommen, welches ein freyes Hertzogthum ist, doch aber unter dem Schutz der Compagnie stehet. Weiter gehören der Compagnie die Städte *Samarang*, *Torrabaja*, und *Gamoela*, von welchen Oertern der Kayser sich den blossen Zoll vorbehalten hat. Weil auch alle Javanische Fürsten sich unter den Schutz der Compagnie begeben haben, so hat sie in den Haupt- und in den meisten See-Städten auf der Insul (*Palamboang* alleine ausgenommen) und an den vornehmsten Oertern mitten im Lande Festungen und Schantzen angelegt, welche von ihren Soldaten bewahrt werden, obgleich der Kayser, oder andre Fürsten ihre Land- oder Stadt-Vögte an denselben Oertern halten.

Batavia (welches die Indianer *Jaccatra* nennen, die Einheimischen und Chineser aber *Kalacca* oder *Kalappa* von den Früchten der Cocos-Bäume, welche hier sehr häuffig wachsen,) liegt auf dem 6 Grad 10 Minuten Süder-Breite, und der Länge nach im 106 Grad von London, welches nach des Herrn *de l' Isle* Rechnung 125 Grad, nach des Herrn *Valentyn* seiner Meynung aber 126 Grad 54 Minuten ausmacht. Von *Bantam* wird es ungefehr 40 Englische Meilen Ostwerts liegen. Die Stadt ist an dem Ende einer feinen Bay gebauet, in welcher 17 oder 18 kleine Insuln liegen, welche die Gewalt der Winde und der Wellen so sehr brechen, daß wohl 1000 Schiffe in der grösten Sicherheit auf dieser Rhede liegen können. Von der Mündung des Strohmes an haben sie zu beyden Seiten zwey grosse steinerne Dämme bis eine halbe Englische Meile in die See hinein geführt, zwischen welchen beständig bey nahe hundert Sclaven arbeiten, um die Made und Schlick, der vom Wasser aus der Stadt herausgespühlt wird, bey Seite zu bringen, damit die Mündung des Strohms nicht verstopffet werde. Die Stadt *Batavia* ist in einer schönen Ebene gebauet, hat aber 14 oder mehr Meilen hinter sich ein hohes Gebürge liegen. Sie ist bey nahe viereckt, und ungefehr so groß als *Brissol*, denn sie ist ungefehr 4800 Schritt, und mit ihren Vorstädten, welche sehr wohl gebauet seyn $1\frac{1}{2}$ Teutsche Meilen im Umfang groß. Sie ist nach dem Modell der Holländischen Städte eingerichtet, und von weissen Steinen gebauet. Die Anzahl ihrer Einwohner wird fast auf 100000 Mann vergrössert. Denn der Ort ist sehr starck bewohnt, und man findet daselbst allerhand Nationen sowohl von den Orientalischen, als Europäischen. Der Herr *Savary* meynet, daß die drey viertel von den Einwohnern Indianer seyn, und das eine Drittel von den Europäern aus Frantzosen bestehe, welche daselbst einen Consul haben, und Catholisch seyn. Ihre Strassen sind breit und gerade, und durch 12 oder 15 von den vornehmsten haben sie Graben gezogen, und mit einem steinernen Rand verwahrt, auch an den Seiten mit immer grünenden Bäumen besetzt. Die Strassen sind auch allenthalben gepflastert, und man zählt nicht mehr als 56 steinerne Brücken, welche über die Graben in den Strassen geschlagen seyn. Da ich die Stadt nun obiger massen beschrieben habe, kan ich keine bessere Gelegenheit finden, als hier, dem Leser zu sagen, daß die Stadt ungemein angenehm und lustig sey, und daß die Reisende über ihre Schönheit recht erstaunen. Ja de *Bruin* entsiehet sich nicht, zu sagen, daß sie eine der schönsten Städte in der gantzen Welt sey. Die Stadt ist mit einer guten Mauer von Corallen-Steinen umgeben, in welcher 22 Bollwercke liegen, die mit Geschütz wohl versehen, und so angelegt

seyn,

seyn, daß man so wohl bey vorfallenden Aufruhr die Stadt, als auch im Kriege den Feind, von denselben beschiessen kan; denn die Stücke können nach Erforderung der Nohtdurfft leicht so gestellet werden, daß sie die vornehmsten Strassen bestreichen. Rund um die Stadt herum stehet eine feine weisse Hage-Dornen Hecke auf dem ledigen Platz vor dem Wall innerhalb des Grabens. Die Stadt hat auch vier schöne Thore. Die Stadt ist an der Norder-Seite und gegen Osten hin mit einem Castel versehen, welches von zweyen Bollwercken die Stadt, und zweyen die Rhede beschiessen kan. Selbiges ist sehr groß, und hat 270 Schritt in die Breite, 290 aber in die Länge, bestehet auch aus vier geräumigen von Corallen-Steinen aufgeführten Bollwercken. Um den Wall gehet ein lediger Platz herum, der mit einer artigen Hecke von weissen Hage-Dornen besetzet ist, aussen vor selbiger liegt der Graben, welcher 25 bis 26 Ruthen breit und sehr tieff ist. Diese Festung ist mit zwey Thoren versehen, als einer gegen die Land-Seite, und einer gegen das Wasser hin, ausser den kleinen Pforten nach den Courtinen, welche aber selten gebraaucht werden. An der Land-Pforte über dem Graben liegt eine Brücke von gehauenen Steinen mit einer Zug-Brücke in der Mitten. Selbige bestehet aus dreyzehn Schwibbögen, und vor derselben liegt ein grosser ebener Platz, der mit unterschiedlichen Reihen von *Tamarinden*-Bäumen, welche einen feinen Schatten geben: bepflantzt ist. Inwendig im Casteel stehen unterschiedliche schöne Gebäude, unter welchen der Pallast des General-Gouverneurs das vornehmste ist. Die Räthe von Indien und verschiedene andre Bediente der Compagnie wohnen auch daselbst: und überdem haben sie eine Kirche und etliche Comtoiren Pack- und andre Häuser im Castel stehen. Mitten in der Stadt liegt ein grosser viereckter Platz, welcher der Besatzung zum Muster- und Versammlungs-Platz dienet. An dessen West-Seite lieget die grosse Kirche, an der Süder-Seite das Stadt-Hauß, gegen Norden eine artige Reihe von Gebäuden, und gegen Osten endlich ein grosser Graben. Die Stadt ist auch mit unterschiedlichen grossen und sehr geräumigen Marck-Plätzen versehen, dergleichen sind der Kohl- und Kräuter-Marckt, der Reiß-Marckt, Hühner-Marckt, Bluhmen-Marckt, Gaudiebe-Marckt, Leinwand- und Cattun-Marckt, die Fleisch-Schrancken und die Kleider-Hallen, und so ferner: welche alle, wenigstens die meisten mit einem Dach bedeckt seyn. *Batavia* ist ebenfalls mit unterschiedlichen öffentlichen Gebäuden gezieret. Die Reformirten haben daselbst drey Kirchen, eine Holländische, eine Portugiesische und eine Maleyische. Nechstdem sind das Stadt-Haus, Hospital, Spinn- und Waysen-Haus, das Werck-Haus, das Chinesische Hospital

spital und andere mehr merckwürdig. In der Stadt selbst stehen 2448, und in den Vorstädten 2328 Häuser. Selbige aber sind von so vielerley unterschiedlicher Architectur als nicht nur die Einwohner dem Stande nach unterschiedlich, sondern auch als vielerley Nationen in und bey *Batavia* wohnen. Weil aber diese unterschiedliche Bau-Arten, theils anderwerts schon beschrieben seyn, theils noch sollen beschrieben werden, wollen wir uns allhier nicht dabey aufhalten. Doch sagt der Herr *Salmon* von den Häusern der Holländer, daß sie nett und propre, nach der Holländischen Manier gemacht seyn. Hinter denselben liegen offene Plätze, auf welchen sie Gärten angelegt, und mit allerhand Bäumen, Kräutern und Früchten bepflantzet und besäet haben.

Die Häuser sind auch wegen ihrer Fenster, von Glaß- oder Rotting-Rahmen so lufftig, daß die Hitze, wie groß sie auch immer unter der Linie seyn mag, daselbst niemals gar zu beschwerlich ist. Die Vorstädte gehen bey nahe eine halbe Stunde Landwerts hinein, und machen eine Stadt aus, die zwar grösser, aber doch nicht so dicht bebaut ist, als *Batavia*. Hier trifft man herrliche Gärten an, deren viele wegen ihrer schönen Gärten-Häuser ein Ansehen haben, als wenn es Land-Güter wären. Diese Gärten-Häuser liegen theils an den schönen Canälen des Orts, theils an den breiten und mit Bäumen zierlich bepflantzten Wegen. In den Vorstädten haben sie auch Papier- Säge- Pulver- und andere Mühlen angelegt, welche vom Wasser getrieben werden. Gleichfalls sind daselbst Wachs- und andere Bleichen. Aussen vor den Vorstädten liegen fünf wohlbesetzte Schantzen, welche die Vorstädte gegen die Streiffereyen der Javaneser in Sicherheit setzen. Die Chineser und andre Völcker von den Ungläubigen wohnen hier auch in ihren besondern Quartieren und unter ihren Ober-Häuptern aus ihren eignen Nationen. Die Chineser und Mohren haben hier ebenfalls ihre Begräbnis-Plätze und Tempel. Denn die Holländer haben hier allerley Nationen herüber gebracht, oder vielmehr hieher gelockt, welche alle ihren eignen Gottesdienst, Kleidung und Gewohnheiten haben, nur die Secten unter den Christen alleine ausgenommen, welche den Meinungen der Holländischen Reformirten Kirche nicht zugethan seyn, als Lutheraner und Papisten, als welchen der öffentliche Gottesdienst nicht erlaubet wird. Obgleich es dem Herrn *Salmon* gefallen hat, bey der Beschreibung von *Batavia* eine Nachricht von einer jeden von diesen Nationen anzuhängen: So wollen wir doch, um einerley Dinge nicht gar zu offt zu wiederhohlen, nur folgendes davon bemercken. Einer jeden Orientalischen Nation ist ihr besonderes Quartier angewiesen: Die Chineser aber sind unter allen die Zahlreichsten, und in ihren Quartieren, deren sie verschie-

dene

dene bewohnen, ist das gröste Gedränge von Leuten. Ihrem Fleiß, Nahrhafftigkeit und Handlung hat man in *Batavia* viele Dinge zu dancken, deren man sonst würde entbehren müssen. Denn es ist nichts auf der Welt, damit sie nicht Gewerbe und Handlung treiben. Die *Maleyer*, ob sie gleich ihnen weit nachgeben, sind doch in diesen Stücken die Nächsten nach ihnen. Die Mohren, *Mogolder* [oder Indianer aus dem Reiche des grossen Mogols] *Mardiker*, und *Toepassen* machen mehr Wesen von Handwercken und Krämerey mit Kleidern, Agaten und dergleichen, doch treiben die Ansehnlichsten auch Handlung insbesondre mit Bau-Steinen, welche sie aus den herumliegenden Insuln hohlen. Die *Amboine*ser und andre wissen sich ungemein mit Bauung der Häuser von *Bambos* zu behelffen; So wie die Javaneser mit dem Ackerbau, Fisch-Fang und mit ihren Schuiten ihr Brodt zu verdienen suchen. Man trifft auch Armenier und Persianer hieselbst an, bey welchen man vornehmlich Edel-Gesteine, Bezoar und dergleichen Waaren suchen muß; Wiewohl sie auch mit andern Sachen handeln, wenn nur etwas dabey zu verdienen ist.

Weil wir also die Länder, Colonien und Macht der Compagnie auf *Java* erzehlet haben, wollen wir auch das Königreich *Tsjeribon*, welches diesen Nahmen von der Haupt-Stadt führet, kürtzlich beschreiben. Selbiges lieget auf der Nord-Küste der Insul *Java*, und ist rund umher an allen Seiten gegen Westen, Osten und Süden theils mit den eigenthümlichen Provintzen unsrer Compagnie, theils mit den Ländern, die unter derselben Schutz stehen, umgeben. Es ist ein souveraines Fürstenthum, welches den Schutz unsrer Compagnie angenommen hat, aus welcher Ursache auch in der Haupt-Stadt eine Schantze ist angelegt worden, welche mit Soldaten von der Armee der Compagnie besetzet wird. Drey Fürsten haben daselbst zu befehlen, welche sich vordem den Titul von Sultans haben geben lassen. Die Haupt-Stadt des Landes *Tsjeribon*, ist unter den Javanischen Städten eine von den grösten. Man muß sich aber nach Art unsrer Städte dieselbe nicht gar zu groß vorstellen; Denn sie bestehet nur aus Häusern von *Bambos*. Der Fürsten Pallast, die Loge des Ober-Haupts der Compagnie, und wenig mehrere Häuser sind von Brettern oder Steinen gebauet. Die Stadt liegt übrigens an einem kleinen Fluß, und breitet sich sehr weit längst dem Strande und wohl eine Meile landwerts ein aus. Der Einwohner sollen ungefehr 7000 Familien seyn.

Ostwerts von den Ländern der Compagnie und dem Königreich *Tsjeribon* folgt das Gebiet des Kaysers von *Java*, von der Haupt-Stadt *Mataram* genannt; Dieses berühret gegen Süden und Norden die See, und gegen Osten hat es das Königreich *Palamboang*. Nebendem erkennt auch der *Panombahan* von

Madura (einer kleinen Insul, welche von einigen auch klein *Java* genannt wird, und an der Östlichen Spitze von der Nord-Küste von *Java* lieget) diesen Kayser für seinen Ober-Herrn. Selbiger besitzt aber nur ein Drittel davon, weil die andern zwey Drittel sich unter den Schutz der Compagnie begeben haben. Dieses Reich ist in unterschiedliche Provintzen und kleinere Districte vertheilet, welche an die Grossen des Landes zu regieren verlehnet, und alle insgesammt unter der Ober-Herrschafft des Kayserś von *Java* stehen. Obgleich auch die Compagnie wegen ihrer Festungen und Schantzen von der Nord-Küste völlig Meister ist, so werden doch alle Oberhäupter daselbst aus den Javanesern, doch mit Genehmhaltung der Compagnie, genommen. Vormahls war *Mataram* die Haupt-Stadt von diesem Kayserthum; Jtzunder aber residirt dieser Monarch zu *Karta Soera de Ningrat*. Übrigens ist dieses Land so übermässig dick mit Dörfern und Weihern besetzt, daß man sich, wie die Reisende vermelden, nicht genug darüber verwundern kan.

Mataram war vormahls die gröste Stadt in dem gantzen Kayserthum, und bestand vornehmlich aus zwo Strassen, welche gegen Osten und Westen, Süden und Norden lieffen, und jede wohl zwo Meilen lang seyn. Die letztere stieß an dem Süder Ende an den Kayserlichen Pallast. Sonst hat sie noch verschiedene Quer-Strassen und wird von unterschiedlichen Ströhmen durchschnitten: Soll auch vormahls wohl von 60000 Familien bewohnt worden seyn. Der Kayser pflegte hier einen herrlichen Pallast nach Javanischer Art, theils von Holtz, theils von Stein gebauet zu haben. Viele vornehme Herren hatten auch ihre Palläste daselbst; Und der Kayser hielt einen wackeren Thier-Garten. Diese Haupt-Stadt liegt recht mitten im Lande, doch etwas mehr gegen Süden, in einer der besten, überflüßigsten und fruchtbarsten Gegenden von *Java*, und wird rund umher bey allen Passagen, die dahin führen, von etlichen Vorwachten bewahrt, welche an den Thoren hingestellet werden, die man in den engen Zugängen zwischen den Bergen hingebauet hat. Über diesen Ort wird allezeit einer von den Vertrautesten des Königs zum Commendanten gesetzt: Nachdem aber der Hoff von dannen weggezogen, hat er viel von seinem vorigen Ansehen verlohren. Die gegenwärtige Haupt-Stadt des Kayserś *Karta Soera de Ningrat* liegt ein wenig weiter gegen Norden, und ist eine schöne, aber doch gantz offene Stadt, worin ausser dem *Dalam* oder Kayserlichen Schloß, welches sehr weitläufftig ist, wenig Zierath zu finden ist. Denn die übrigen Theile der Stadt bestehen aus etlichen tausenden kleinen Wohnungen, unter welchen hin und wieder etliche nette Häuser liegen, die den *Panjerangs*, *Ariä's*, *Radins*, welche Printzen von Geblüte seyn, als auch den geringern Magnaten (als *Demangs*.

Ingabeis, *Priays*, *Temangongs*, *Mantris*, welche einer immer minder im Rang seyn, als die andern) und übrigen *Pongawas*, die sich am Hofe aufhalten zugehören. Bey dieser Residentz sind auch verschiedene Mohrische oder Mahometanische Tempel und Thier-Gärten, in welchen letztern der Kayser seine besondre Gebäude stehen hat, um von dannen mit seinem Frauen-Zimmer das Tyger-Gefecht sicher anzusehen. Der Kayser hält ebenfalls zu seiner Belustigung eine wackere Renn-Bahne und Schloß-Garten. Man rechnet, daß die Anzahl der Familien in dieser Stadt sich ungefehr auf 30000 belauffen soll.

Nachdem wir nun überhaupt von dem Reiche der *Soesoe Hoenams* von *Mataram* gesprochen haben, ist noch das Königreich *Palamboang* übrig, welches auf der Ost-Ecke von *Java* lieget. Ob man gleich insgemein davor hält, daß der Sultan von *Mataram* Meister sey von dem Östlichen Theil der Insul *Java*, welches den Holländern nicht unterworffen ist: So scheinet solches doch nicht eben der Wahrheit accurat gemäß zu seyn, weil es daselbst noch Pritzen giebet, deren Herrschafft so wohl befestiget ist, daß sie dem Kayser von *Mataram* gar nicht für ihren Ober-Herrn erkennen, welche Bewandniß es insbesondre mit dem König von *Palamboang* hat.

Dieses Fürstenthum liegt auf der Süder-Seite der Östlichen Gegend von *Java*, und erstrecket sich nicht gar zu weit, soll aber mitten im Lande wohl bewohnt seyn. Die Haupt-Stadt des Landes *Palamboan*, oder *Palamboang* von den Einheimischen genannt, lieget an einer Bay in der Süd-Östlichen Gegend von *Java*, gerade gegen der Insul *Baly* über, und bey der Strasse dieses Namens auf dem 8 Grad 30 Minuten Süder Breite, und 111 Grad 30 Minuten von der Mittags-Linie von *London* ab. Sie ist rund umher mit schönen Gegenden umgeben, und hat landwerts hinein ein artiges flaches Land liegen, welches sich viele Meilen weit erstrecket. Auch sind hier unterschiedliche kleine Ströhme, welche an jeder Seite der Stadt in die See fallen. Die Schiffe, die dieses Weges kommen (wie die Englische Ost-Indien-Fahrer bey ihrer Heimreise von *Borneo* gerne zuthun pflegen) senden ihre Böte bey halber Fluth über die seichte Oerter an die Mündung dieser Ströhme, um frisch Wasser einzuladen; Unter weilen aber gehen daselbst sehr starcke Wellen dicht unter dem Lande, welche das Wasser Hohlen sehr beschwerlich machen. Der König giebt sich selbst den Titul von *Rajamas Boegos Potry*, und residirt gemeiniglich gerne zu *Palamboan*, unterweilen aber auch an einem Ort *Kota* genannt, (welches Wort so viel als eine Schantze bedeuten soll) der 15 Englische Meilen weit von der See ablieget. Seine Herrschafft erstrecket sich von der Ost-Spitze von *Java* ungefehr 80 Teutsche Meilen weit längst der Süd-Küste hin; Von

Norden

Norden aber gegen Süden mag die Breite ungefehr 15 Teutsche Meilen betragen. Wie weit sie aber landwerts eingehet ist ungewiß. Der Capitain *Beckmann*, der im Januario A. 1714 durch die Strasse von *Baly* fuhr, berichtet uns, daß die Fahrt von der Insul *Madura* durch die Strasse von *Baly* für Fremde sehr mühsam sey. Er sey 15 Tage lang zwischen dem Ost-Ende der Insul *Madura* und dieser Strasse unterwegens gewesen, obgleich der Weg kaum 30 Meilen beträgt. Er würde auch noch mehr Zeit daselbst verlohren haben, wenn er nicht gemercket hätte, daß der Süd-Wind alle 24 Stunden einmahl so hefftig durch die Strassen von *Baly* herdurch wehet, daß er von dessen Gewalt immer so weit zurück getrieben worden, als er den vorigen Tag gewonnen hatte. Dieser Wind wird durchgehends von einem gewaltigen Regen begleitet, und hält selten über eine Stunde an, giebet auch lange zuvor genugsame Warnungs-Zeichen von seiner Ankunfft. Um aber den Beschwerlichkeiten, so diesem Capitain allhie aufstiessen, zu entgehen, giebet er den Rath, daß man, wenn man gegen Süden hinfahren will, sich nahe an der Küste von *Java* halten, und mit der Kühlung aus dem Norden, welche gemeiniglich beständig anhält, bis der Süd-Wind eintritt, längst dem Lande hin eine Englische Meile oder zwey vom Ufer absteuren soll. In der Zeit kan man an der Süd-Küste von *Java* vier oder fünf Stunden oder Teutsche Meilen zurück legen, woselbst sich eine schwartze sandige Bay befindet, welche sich an die Insul *Gilleboang* erstrecket. Wenn man dann der Herannäherung des Stoß-Windes gewahr wird, welche man eine Stunde vorher mercken kan, ist es am rathsamsten, sich nahe an die Bay zu legen, daß man daselbst Ancker werffen kan, ehe und bevor der Süd-Wind wehet; sonst wird man bey dem letzten mehr verliehren, als man bey dem erstern auf seinem Cours gewonnen hat. Er bemercket auch, daß der Ancker-Grund nicht gut ist, ehe bevor man obgedachte Bay erreichet hat. Weil auch die Meer-Enge zwischen *Baly* und *Java*, wo sie am kleinesten, nicht viel weiter ist, als die *Themse*, und dabey die Berge an beyden Seiten derselben ungemein hoch seyn, und den Durchschiffenden fast über den Kopff hangen, so daß es scheinet, als wenn sie auf selbige herunterstürtzen würden, sind sie recht erschrecklich anzusehen. Dieser Schrecken wird durch das Getösse, so die See in den Hölen der Felsen macht, ungemein vermehrt; und unterweilen kommen auch Stoß-Winde von den Bergen, welche in einer Minute durch den gantzen Compaß lauffen. Deswegen giebt er den Rath, daß man das Bot forne aushalten, und ja zu verhüten suchen solle, daß das Schiff nicht von den Strudeln, die von dem schnellen Lauff der Fluth gegen Süden entstehen, herumgedrehet werde: Wenn aber das Schiff erstlich in der engsten Ge-

gend

gend der Strasse ist, hilfft dieser Strohm nicht wenig, selbiges geschwinde herdurch zu treiben. Die Gefahr aber dieser Durchfahrt ist in der That doch so groß nicht, als man sich selbige gemeiniglich gerne einzubilden pfleget: und wenn man erstlich die Gefahr überstanden hat, kan man in dem Haven von *Palamboang* anckern, und sich mit Holtz, Wasser und allerhand Erfrischungen im grossen Uberfluß versehen. Der *Capitain Beekmann* bemercket, daß die Leute des Orts über seine Ankunfft sehr erschrocken, und dem Könige, der sich weiter ins Land hinein verfügt hatte, davon Nachricht gegeben hätten. Als aber der *Shabander*, oder oberste Befehlshaber über den Haven, welcher ein Chinese von Gebuhrt war, an der Flagge erkannte, und ihnen versicherte, daß es ein Englisch Schiff war, verlohre alle ihre Furcht sich sehr geschwinde. Es scheinet, daß ihnen lange Zeit bange gewesen, die Holländer möchten bey ihnen einzunisteln trachten, und daß sie dieses Schiff vor ein Holländisches angesehen haben. Der König aber hatte nicht so bald vernommen, daß der Capitain ein Engels-Mann wäre, so ließ er ihn gleich ans Land nöhtigen: und verfügte sich auch des folgenden Tages in einem *Pinas*, den der Capitain bey sich führete, auf sein Schiff, um ihn zu besuchen, also daß er ein völliges gutes Vertrauen in ihn zu setzen schiene. Der König war in einem kurtzen schwartzen seidenen Wammes gekleidet, welches mit schmalen göldenen Spitzen besetzt war. Er trug eine rothe Mütze auf dem Haupt, und viele göldene mit Edel-Gesteinen besetzte Ringe an seinen Fingern. Aber sein Gefolg war so diebisch, daß man, so lange, als sie am Bord waren, sehr genau auf sie acht geben muste. Nach der Zeit wurden die Englische Officirer in dem Königlichen Pallast, der aus einem grossen viereckten mit Pallisaden umgebenen Gebäude bestand, tractirt. In selbigen waren unterschiedliche Zimmer vor seine Weiber. Die Tractamenten bestunden in Wildpret, Vögeln, *Curry*, oder wohlgewürtzten Fleisch-Brühen, und dergleichen Gerichten. Gleich nach der Mahlzeit traten ungefehr dreisig Weiber des Königes herein, jede einen Sclaven, der einen Korb mit Früchten trug, bey sich habend: diese wurde den Officirern präsentirt, und machten mehr aus, als ihr Both auf einmahl laden konnte. Der König gab dem Capitain auch eine Verehrung von 2 Rindern, 3 grossen Hirschen, etlichen Säcken Reiß, Enten, Gänsen, Hühnern, u. s. w. Die Leute des Orts versicherten ihnen, daß dieses Theil der Insul Gold, Pfeffer und Cattun in Menge hervorbringe. Sie haben eine gewisse Art von kleinen, aber sehr feurigen Pferden, Büffeln, Ziegen, Reiß, Fisch, Indianisch Korn, Wurtzeln, und Garten-Kräuter in Uberfluß: wie auch die grösten Ochsen, die irgendswo zu finden sind, ausser in Engelland. Die

Macht des Königs scheinet eben so wenig durch Gesetze eingeschränckt zu seyn, als der übrigen Orientalischen Monarchen, und seine *Orang-Cayas*. oder Edelleute verehren ihn mit der allertiefffsten Unterthänigkeit. Seine Religion nach ist er ein Heide, so wie seine meiste Unterthanen: wiewohl auch einige Mahomethaner unter ihnen seyn. Die Chineser haben den Weg hieher entdeckt, so wie sie bey allen, auch den am wenigsten bekannten, Havens von Indien gethan haben.

Da wir also die Länder der Potentaten, welche *Java* unter sich getheilet haben, nebst ihren Haupt- und Residentz-Städten beschrieben haben, müssen wir hier kürtzlich anzeigen, wie bevölckert, und bewohnt selbige seyn. Man findet daselbst, dem Verlaut nach bey nahe 40 vornehme Städte, 4496 grosse Dörffer, in welchen allen 31 Millionen Seelen und ungefehr ein Viertel darüber wohnen. Der Kayser von *Java*, als welcher das gröste und am stärcksten bewohnte Stück Landes besitzet, hat allein mehr als dreyßig Städte. Obgleich auch die Süd-Küste von *Java* nicht gantz unbewohnt ist, so liegt sie doch an den meisten Orten wüst, so wohl wegen des felsichten, sandichten und unfruchtbaren Grundes (denn der Strand ist daselbst überflüßig voll von hohen Gebirgen, wilden Wäldern, Stein-Klippen und Morästen) als auch weil es ihnen an Havens, Rheden und Ancker-Grund gebricht, und die Schiffe nirgends sicher liegen können. An einigen Orten mitten im Lande, und vornehmlich um *Mataram* herum, und längst den vornehmsten Ströhmen, wie auch an den fruchtbarsten Oertern, stehen die Meyereyen so dicht an einander, als wenn sie dahin gesäet wären. Anderwerts giebt es auch etliche wüste und unbewohnte Plätze.

In dem Gebieth des *Soesoehoenan* liegen etliche Städte mitten im Lande; anderwerts aber, und vornehmlich an der Nord-Küste, sind sie an der See gebauet. Daselbst ist auch die Insul am besten bewohnt, daselbst ist das Gebirge mit schönen Reiß-Feldern, Aeckern und Baum-Gärten geziert, und voll von den annehmlichsten Thälern, Wiesen, Buchten und Bayen. Weil der See-Städte nicht eben sehr viel an der Zahl seyn, wollen wir sie alle herrechnen, und von Osten nach Westen zu nahmkündig machen. *Palamboang*, die Haupt-Stadt dieses Fürstenthums, ist allbereit beschrieben worden. *Panaroekan* und *Passaroewan* sind beyde zwey Javanische Städte; bey der letztern hat die Compagnie auch eine Schantze. Man hohlt *Casomba*, Zwiebeln, Vogel-Nester, Kühe, Hühner und Reiß von dannen. *Soerabaja*, eine der gröstten und ansehnlichsten Städte, an einen guten Strohm gelegen, von wannen viel Reiß kömmt, stöst daran. Dann folgt *Gressik*, woselbst man auch Holländi-

ländische Soldaten findet. *Cidajoe* und *Toeban* geben beyde viel Reiß; letzterer Ort aber auch nicht wenig Holtz. Gleiche Bewandniß hat es auch mit *Rembang*, woselbst die Compagnie auch eine Festung hält. Ferner folgen *Jawana* und *Japara*, eine von den grösten Javanischen See-Havens, woselbst ehemahls die Haupt-Nieder-Lage auf der Nord-Küste von *Java* gewesen, von dannen aber nach *Samarang* ist verlegt worden: doch hält die Compagnie noch eine Schantze und etliche Bedienten daselbst. Weiter hin liegt *Torrabaja* und darauf *Samarang*, woselbst unsere Compagnie itzunder ihr Haupt-Comtoir auf der Nord-Küste und ein fünfeckigt Casteel, das grösser ist, als das Casteel zu *Batavia*, unterhält. Hier ist ein starcker Reiß- und Holtz-Handel, und von hier reiset man nach der Kayserlichen Residentz hin. Noch weiter hinauf liegt *Tagal*, woselbst wir eine Schantze halten, und endlich folgen die Städte *Tsjeribon*, *Batavia* und *Bantam*.

Die Insul *Java* ist voller Berge und Klippen, deren etliche sehr hoch sind, und viele Meilen weit in die See hinein können gesehen werden. Obgleich auch es daselbst an brennenden Schwefel- und andern unfruchtbaren Bergen nicht gebricht, so trifft man doch etliche an, welche bis an den Gipfel mit Holtz und Wäldern, oder auch mit fruchtbaren Reiß- und Korn-Feldern bewachsen, und mit Baum-Gärten überflüßig versehen seyn. Das Land ist auch von Bächen und Ströhmen überflüßig durchschnitten. Theils Oerter sind auch sandig und unfruchtbar, und haben Moräste und Wälder, da man nicht durchkommen kan. Die vornehmsten Ströhme ergiessen sich auf der Nord-Küste in die See. Einige derselben sind sehr tieff und schiffbar, schwellen auch in der Regen-Zeit sehr hoch auf. Norden von *Java* liegen ein hauffen kleine Insuln, woselbst die Engelländer ihre Erfrischungen weit wohlfeiler, als in *Batavia*, und dabey sehr gut bekommen können. Diese schon öffters erwehnte Insuln sind *Madura* und *Carimon Java*. *Madura* liegt an der Nord-Ost-Ecke von *Java*, und hat zur Haupt-Stadt *Arosbaya*, welche an der einen Ende der Insul an einem tieffen Meer-Busen lieget. Der Herr *Valentyn* erzehlet, daß diese Insul ungefehr 20 Meilen lang, sechs breit, und in drey Theile vertheilet sey: deren ein Theil nehmlich *Sampan*, unter dem Fürsten von *Madura* stehet. Die beyden andern Theile, als *Sammanap* und *Pamacassan* haben das Joch des Fürsten abgeworffen, und sich unter den Schutz der Ost-Indischen Compagnie begeben. *Carimon Java* liegt weiter gegen Westen zwischen den Küsten von *Java* und *Borneo*. Die Europäische Schiffe legen hier offt an, wenn sie nach *Borneo* seegeln.

Weil die Städte, welche die Europäer in diesem Lande besucht haben, an der See liegen, und mit saltzigten Morasten umgeben sind, sind sie nicht viel gesunder als die See-Havens von *Borneo* und *Sumatra*. *Batavia* allein hat darin vor andern einen Vorzug, weil es rund umher trocken gemacht, und wohl gebaut ist. Es kan auch seyn, daß die Holländer sich nunmehro mehr, als vorhin an die dasige Lufft gewohnt haben, und daher so leicht nicht, als ehemahls von Kranckheiten angegriffen werden. Ich finde aber, daß andre Fremdlinge, welche diesen Ort besucht haben, beständig über die Ungesundheit der Lufft klagen. Eine Ursache davon mag diese wohl seyn, daß ein Erdbeben den Lauff des grossen Flusses verlegt und verstopffet hat: denn ihre Graben und Canäle sind nach der Zeit so verschleimet und verschlickt, daß der Schlick fast so hoch als das Wasser gehet, und man an den Orten kaum mit einem Ruder-Both durch die Stadt fahren kan, woselbst vormals die Kauffardey-Schiffe an den Schiff-Brücken anlegen konnten. Es ist merckwürdig, daß, obgleich die fliessende Wasser nicht ungesund sind, so ist doch der davon auffsteigende Nebel, so bald er stille stehet, und sich über die Wiesen und niedrigen Ländereyen leget, sehr ungesund. Die Lufft wird aber noch mehr angesteckt, wenn das Land vom saltzen Wasser überschwemmet wird. Denn wenn man See-Wasser schöpfft, und es nur 24 Stunden stehen läst, verdirbt selbiges, und stinckt so sehr, daß man nicht dabey dauren kan, wenn man solches nehmlich in einem so heissen Lande, als *Java* ist, probiret. Was die Jahr-Zeiten an der Nord-Küste von *Java*, und denn Ostwerts auf derselben Linie bis an *Solor* und *Timor* liegenden Insuln anlanget, so hat man daselbst das schlechteste Wetter, so lange als die West-Winde stehen, welche gemeiniglich gerne in der ersten Woche von November-Monath zu wehen anfangen. Im December wehet es fein frisch, und das Regen-Wetter nimmt immer zu, bis es im Januario am allerstärcksten so wohl mit Wind als Regen wird, und bis um die Mitte des Februarii anhält, alsdenn nimmt es bis zum Ausgang des Mertzen immer mehr und mehr ab. Im April hat man schon gut Wetter, und der Wind ist veränderlich; stehet auch unterweilen gar stille. Um den Voll- und Neu-Mond aber kommen unterweilen plötzliche Wind-Stösse aus dem Westen. Der östliche Passat-Wind stehet um den ersten May recht feste, und erwecket im Sommer und im Junio mannichmal Regen: wenn es aber nicht regnet, wehet der Ost-Wind am heffrigsten. Bey diesem Winde ist das Wetter gemeiniglich gerne hell und gesund, welches bis an dem September anhält. Im October verändert sich der Wind zum öfftern, und der Ost-Wind wehet sehr gelinde; aber mit den Anfang des Novembris kommen die

West-

West-Winde wieder. Man hat aber auch bemercket, daß die Passat-Winde in einigen Jahren 15 Tage früher, als zu andern Zeiten zu wehen angefangen haben. Die Ströhme folgen hier immerfort den Winden, und gehen gegen Ost-Nord-Ost oder West-Süd-West, gleichwie die Passat-Winde aus der See thun. Wenn die Passat-Winde und die Ströhme in diesen Gewässern am stärcksten seyn, welches gemeiniglich im December, Januario und einem Stück vom Februario zu geschen pfleget, bemühet man sich vergebens gegen den Strohm hinauf, oder auch nur längst den Küsten von *Java* hinzuseegeln; Obgleich an der Nord-Küste ein guter Grund zum Anckern ist. Die Ostliche Passat-Winde sowohl, als die von der Gegend herfliessende Ströhme sind so streng nicht, und die Schiffe seegeln gegen diesen Wind von *Batavia* nach der Insul *Timor*. Sie suchen dabey immer einen guten Grund zu anckern, und seegeln zwischen den Insuln *Java* und *Madura* hin. Ja es kan ein Schiff unterweilen von Westen durch die Meer-Enge von *Sunda* nach *Batavia* kommen. An der Küste von *Sumatra* sind diese Meer-Engen sehr tieff, so daß man an verschiedenen Orten keinen Ancker-Grund hat. Deswegen fahren die Schiffe an der Küste von *Java* an, woselbst sie auf zwantzig bis dreißig Klaffter Wasser Ancker werffen können, bis sie dicht an *Batavia* kommen, und alsdenn dürffen sie nicht befürchten, wenn sie gleich unterm Wall liegen, daß sie weniger als 20 Klaffter Wasser haben werden. Ungeachtet der Ostliche Passat-Wind zwischen *Java* und *Borneo*, wie auch längst den Küsten von *Sumatra*, vom April bis an den November in der See wehet, hat man doch längst dem Ufer Land- und See-Winde aus unterschiedentlichen Winckeln des Compasses. Die Land-Winde fangen gemeiniglich gerne des Morgends an zu wehen mit einem kleinen Regen-Guß und Stoß-Wind, der unterweilen mit Donner-Schlägen begleitet wird. Um ein oder zwey Uhr Nachmittags kommt eine brave Kühlung aus der See, und hält fünff bis sechs Stunden an, und legt sich hernach wieder. Alsdenn müssen die Schiffe, die nach dem Osten gehen, auf der Küste bis auf den folgenden Morgen vor Ancker liegen, und den Land-Wind wieder erwarten. Weil auch diese Winde ihren Strich immer richtig halten, das Wetter klar, und der Strand grün ist, ist diese Weise längst dem Wall zu fahren, wie die See-Leute es nennen, ungemein plaisirlich. Allenthalben wo die Bots-Leute einen Busch von Cocos-Bäumen stehen sehen; welche längst der Nord-Küste sehr häuffig anzutreffen sind, können sie versichert seyn, ein Dorff von Javanesern anzutreffen, welche sehr höflich seyn, und die Englischen Schiffe mit allerhand Nothwendigkeiten für einen weit billigern Preis versorgen, als sie solche den Holländern überlassen; „Doch klaget der Capitain *Beckmann* sehr,

„daß man ihm vor etlichen Jahren sehr übel begegnet habe“. Er sagt auch, daß der Holländische Gouverneur auf *Batavia* ihm Holtz, Wasser, Reiß und allerhand andre Nothwendigkeiten abfolgen zu lassen, gewegert habe: Ja sogar keinen Engelländer habe wollen an Land kommen lassen, ob sie gleich solches den Portugiesen, und andern Europäern nicht abschlagen. Doch ist nicht ohne, daß man Exempel hat, daß die Holländer einigen von unsern Schiffen erlaubet haben, Wasser und andre Nothwendigkeiten daselbst einzuladen: Sie haben sie aber so lange warten, und alles, was sie bekommen, so hoch bezahlen lassen, daß es eben so gut als eine abschlägige Antwort war.

Die rothe Ruhr, Engbrüstigkeit, Verstopffung des Leibes, Krampff und Convulsionen sind in diesem Lande sehr gemein. Neben dem haben sie eine sonst in Indien auch bekante Kranckheit, *Beriberi* genannt, mit welcher diejenigen befallen werden, welche entweder des Nachts unbedeckt schlaffen liegen, oder, wenn sie sich erhitzt haben, den Safft von den Cocos-Nüssen trincken. Es ist selbige eine Art von einer Verlähmung, welche das Gefühl der Hände und Füsse, und der dahin gehörigen Theile verdirbet, und stumpff machet: und eben ein soches kitzelndes Jucken erwecket, als man empfindet, wenn man eine kalte Hand im Winter wieder erwärmen will. Unterweilen werden die zur Sprache gehörige Gliedmassen auch dadurch verdorben, und es ziehet auch wohl andre Zufälle nach sich; Diese aber sind die vornehmsten. Der Aussatz ist auf *Batavia* sehr gemein. Vor diejenigen, welche mit dieser Kranckheit behafftet seyn, war vormahls ein Lazareth ausserhalb der Stadt gebauet, itzund aber hat man solches auf die Insul *Purmerent* verleget. Er ist ein unheilbarer Krebs, welcher den Menschen allmählig auszehret. Man kan die Patienten nicht äusserlich an Beulen oder Blattern erkennen, und hat an etlichen befunden, daß ihre davon angegriffene Finger täglich etwas abnahmen, verdorreten und einschrumpfften, ob man gleich äusserlich nicht viel an denselben sehen konnte.

(o)

Das

Das vierte Capitel.

Von dem Staat und der Regiments-Verfassung der über *Java* herrschenden Potentzen, ihrer Macht, Einkünffte, Hofhaltung, Müntze, Masse und Gewicht.

OBgleich unsre Ost-Indische Compagnie wegen der Festungen und Besatzungen, welche sie in den Haupt- und andern ansehnlichen Städten der Insul *Java*, *Palamboang* alleine ausgenommen, inne hat, wie auch durch die Leib-Garden, welche sie den Javanischen Fürsten hält, von ihrer Person so wohl als ihren Landen genugsam Meister ist: So läst sie ihnen doch die oberste Macht und Gewalt über ihre Unterthanen, nebst den Einkünfften und der Regierung ihrer Länder zu verwalten über, ausgenommen daß an einigen Orten keine Land-Vögte ohne ihre Bewilligung können gesetzt werden. Allem Ansehen nach haben die Unkosten, welche die Compagnie auf diese Fürsten wegen ihrer Kriege hat wenden müssen, sie genöthiget, es also zu machen. Es kan auch seyn, daß die Herren selbst sich auf die Treue unsrer Nation verlassen, und also am sichersten zu seyn vermeinen: Oder auch hat die wetterwendische und betriegliche Art der Indianischen Nationen unsre Compagnie (welche nichts als die Ruhe, wobey der Handel zu blühen pfleget, zu suchen geneigt ist) mit all gezwungen, die Könige zur Haltung ihrer Bündnisse auf solche Weise mit Gewalt anzuhalten, welche vielleicht sonst von nicht gar zu langer Daur seyn, und sobald ihre Jalousie durch einen oder andern, der mit darinn begriffen, nur aufgerühret worden, leichtlich alsobald verschwinden dürfften. Denn daß hier zu Lande das gegebene Wort selten lange gehalten, Wolthaten bald vergessen, und auf Worte und Versprechungen noch weit weniger allhier könne gewisse Rechnung gemacht werden, als bey uns in Europa, lehret die Erfahrung genugsam, so daß die Ost-Indische Compagnie völlige Ursache hat, die Haupt-Stadt ihrer Regierung in Indien gegen die Macht solcher Fürsten durch alle mögliche Mittel in Sicherheit zu setzen. Diese sind sonder Zweiffel die Ursachen, warum unsre Compagnie daselbst so viel Schantzen und Besatzungen hält und den Königen von *Bantam*, *Mataram*, und *Tsjeribon* Leib-Garden giebt: Wovon die Fürsten noch den Nutzen haben, daß sie von ihren Unterthanen gefürchtet werden, und ihre Person in völliger Sicherheit ist.

Die Söhne erben hier das väterliche Reich, die Töchter können aber nicht daran kommen, wohl aber ihre Männer; Die Wahl des Vaters aber

giebt

giebt dem Erwehlten das Recht zur Nachfolge. Obgleich die Javanische Potentaten anitzo bey ihren Leben keine Nachfolger nennen dürfen, als einen solchen, welcher der Holländischen Compagnie vorgestellet ist, und denselben annimmt, nach dem Tod des regierenden Herren in den Besitz des von dem Vater ihm gegebenen Rechts zu setzen und ihn dabey zu schützen: So regieren sie doch über ihre Unterthanen mit einer unumschränckten Gewalt, und sind Herren über ihr Leben, Leib und Güter, worüber die Compagnie sie ungehindert schalten und walten läst. Wo sie ja etwas von ihren Anschlägen in solchen Sachen zu hintertreiben suchet, so geschicht selbiges nur unter dem Vorgeben, daß man ihnen einen guten Rath ertheilen wolle.

Um sich die Regierungs-Last zu erleichtern, halten die Javanische Fürsten jeder seinen Reichs-Verwalter, an welchen die Land-Vögte von den unterschiedlichen Provintzen des Reichs von denjenigen Sachen, die in den ihnen anvertrauten Landen passiren, Bericht abstatten müssen. Der Kayser von *Mataram*, dessen Hofstaat ich am umständlichsten beschrieben finde, hat ferner seine Reichs-Räthe, mit welchen er die Sachen des Reichs und des Gerichts verhandelt: Doch so daß sein Wille bey ihnen ein Gesetz ist, und ihnen Ehre genug, daß sie seinen Willen mit ihrem Beyfall verehren.

Die Verklagten erscheinen vor diesem Rath an Armen und Beinen mit Blöcken geschlossen, so daß sie sich kaum rühren können; oder auch mit Ketten so gefesselt, daß sie kaum gehen, oder aufrecht stehen können. Zweymahl in der Wochen versammlet sich dieser Rath, und der Kayser erscheinet daselbst in eigner Person; Einmahl die Reichs-Geschäffte zu ordnen, und das andre mahl um Gericht zu halten. Man sagt auch, daß ausser von diesem Rath niemand zum Tode verdammet, oder executirt werde. Obgleich keine so entsetzliche Todes-Art kan erdacht werden, damit man nicht unterweilen die von diesem Fürsten verurtheilte Personen sollte belegt haben, so ist doch die gewöhnliche Straffe nach Art der Missethat, oder nach der Beschaffenheit der Person eingerichtet. Solche sind aber Steinigen, Enthaupten, Schinden, Kritsen, das ist, mit Spiessen durchstechen, von Elephanten und Tygers zertreten, oder verschlungen zu werden. Ehe der Kayser in dem Rath, welcher im Vorhof gehalten wird, erscheinet, wird ein gräulich Gerassel mit Trommeln und Paucken gemacht, sobald er aber hingetreten ist, entstehet ein tieffes Stillschweigen. Alle Tage, dem Freytag alleine ausgenommen, als an welchem Tage sie nach ihrer Art den Gottesdienst verrichten, müssen die Grossen des Reichs des Morgens von neune bis des Mittags um zwölff bey Hofe erscheinen, es sey denn, daß sie durch Kranckheiten oder andre rechtmäßige Verhinderungen

derungen davon abgehalten werden. Wenn sie auch aus ihren Land-Vogteyen gen Hofe entbothen werden, müssen sie sich flugs einstellen: und wer in diesem Stück Nachlässigkeit oder Versäumniß hat spühren lassen, ist dem Verlaut nach, mannigmal eben deswegen am Leben gestrafft worden. Wenn sie in dem Rath erscheinen, sitzen sie in einer recht niederträchtigen Positur, tieff gebuckt, und schlagen die Augen vor sich nieder, ohne einmal aufzusehen oder zu reden, ehe sie gefragt werden.

Nebst dem daß ein jedes Land und Stadt seinen Befehlshaber hat, ist auch an einem jeden Ort ein *Sjabander* oder Zöllner, welcher für des Kayserß Einkünffte Sorge trägt. Selbige werden von den Unterthanen, als ein Kopff-Geld eingetrieben. Ausser dem hat er weder Hof-Dienste oder Zölle von den Gütern, welche in den See-Havens aus- oder eingehen, oder längst den Ströhmen verführt werden. Einige machen sich von diesen Revenüen grosse Gedancken, wozu der Kayserliche Nahme, den er führet, sie wohl am meisten bewegt. Es giebt ebenfalls etliche, welche von seiner unter allerhand höhern und geringern Officirern vertheilten Krieges-Macht, die er in alten Zeiten hat auf die Beine bringen können, sehr viel Aufhebens machen, und man muß sich verwundern, wie sehr die Anzahl der Kriegs-Leute unterschieden ist, welche er nach der vergrösserten Liste der Scribenten, wohl ehe gegen die Holländer soll ins Feld gestellet haben. Ob man aber sich seine Macht so groß vorstellen könne, daß er im Stande sey einige 100000 Mann und gar bis gegen eine Million auf die Beine zu bringen, daran zweifeln wir billig, weil es gewiß ist, daß er An. 1706 kaum 20000 Mann aufbringen konnte. Es ist zwar nicht ohne, daß damals eine Trennung im Reich gewesen; aber es ist auch wahr, daß diese Anzahl von jener gewaltig unterschieden ist.

Was das Schloß des Kaisers von *Matarem*, das er zu *Karta Soera de Ningrat* hat, als auch die Schlösser der Könige von *Bantam* und *Tsjeribon* anlanget, so ist meines Ermessens nicht viel sonderliches daran, ohne daß sie nach der Landes-Mannier etwas mehr als ordinair seyn. Es ist ein Viereck, einen Musqueten-Schuß ungefehr lang und breit, mit *Bambos*-Rohr umzäumet und eingeschlossen, in welchen vier Thore oder Oeffnungen sind. Man hat daselbst eine Renn-Bahne und einen Platz, woselbst der Kayser nebst seinen Weibern gantz sicher mitten unter den wütenden Tygern sitzet, wenn ein Tyger-Gefecht daselbst gehalten wird. *De Bruin*, welcher den Pallast zu *Bantam* gesehen hat, erzehlet auch nichts prächtiges davon, und wenn man seiner Beschreibung von dem Zimmer, in welchen er von dem dasigen Könige tractirt wurde, Glauben zustellen darff, ist es nach unserer Europäischen Art und

Begriff sehr gemein und gering. Das seltsamste aber an allen diesen Höfen ist dieses, daß die Wachten in den innersten Höfen und Leib-Garden, welche den König unmittelbar umringen und umgeben, aus Weibern bestehen, gleichwie auch alle ihre Aufwärter aus diesem löblichen Geschlecht genommen werden. Man findet daher in dem innersten Pallast des Königes nichts als Frauenzimmer, und wenn er sowohl öffentlich als innerhalb den Bezirck seines Hofes mit seiner Herrlichkeit prangen will, ist er allezeit mit einen hauffen von Weibern umgeben. Unter dergleichen Schild-Wachten geniesset er des Nachts eine sichere Ruhe, als zu welchem Ende sie auch mit den Waffen umgehen lernen, und unter dem Gebiet von unterschiedlichen Officierinnen ihres Geschlechts stehen. Die Zahl dieser Weiber soll sich am Hofe zu *Mataram* auf 1000 erstrecken. Ausser diesen hat er noch besondere Weiber, Kebs-Weiber und Mägde, die ihm aufwarten und vor ihm tantzen. Ich lasse dieses dahin gestellet seyn, und füge nur hinzu, daß *De Bruin* von dem Könige von *Bantam* meldet, er habe vier rechte Frauen, 40 Kebs-Weiber, und 850 Weiber, die täglich Dienste thaten, gehabt. Diese oder wenigstens eine gute Anzahl derselben, folgen Seiner Majestät in Carossen, welche die Compagnie ihn verehret hat, oder in andern Reise-Zeug, oder auch zu Fuß allenthalben, wo er hinziehet, und tragen ihm nach Gewohnheit dieser Völcker alles nach, was er etwa den einen, oder andern Tag bedürfftig seyn dürffte. Die vornehmste Ergötzlichkeiten der Javanischen Fürsten bestehen in den Posituren und artigen Stellungen ihrer Weiber und Täntzerinnen und den Wettläuffen, welche sie wöchentlich einmahl halten. Sie haben eben deswegen keine ansehnliche Stadt oder Flecken, in welcher nicht eine Renn-Bahne seyn sollte: auf welcher die vornehmsten des Reichs alle Woche zum wenigsten einmal diese Ubung anstellen, wobey der Uberwinder gerühmet wird; derjenige aber, der von seinem Gegner aus dem Sattel gehoben, und zum Sand-Reuter gemacht wird, sich muß auslachen lassen. Man erzehlet, von dem Kayser von *Mataram*, daß wann er auf der *Paseer*-Bahne (wie sie die Renn-Bahne nennen) erscheinet, ein jeder von den Höfelingen genau acht haben soll, was er auf seinen Haupt träget, um nach diesen Exempel auch seinen Kopff-Deckel in eine Mütze oder Tulban zu verändern. Ja sein Beyspiel und Ansehen, auch in solchen Dingen, ist im gantzen Reiche so groß, daß wenn er etwa über irgend einen Fall in Trauer gehet, ein jeder im gantzen Lande, der über 16 Jahr ist, ihm folgen, und sein Haupt-Haar herunter scheeren lassen muß. Diejenigen aber, welche solches unterlassen, werden entsetzlich gestrafft, indem man entweder ihnen die Haare nebst Haut und Fleisch bis an die Ohren herunter abschneidet, oder auch ihnen den

Kopff

Kopff bis so weit in siedend Oehl hineinsteckt, oder ihnen eine glühende Mütze auffsetzet, und so wird es auch mit andern Moden, die er einführet, gehalten. Wenn eine Gesandschafft so wohl von unsrer Compagnie als von andern Printzen zu *Samarang* ankömmt, um nach *Mataram* zu gehen, werden sie auf der Reise nach dem Hofe von den Unterthanen tractirt, ohne daß sie bey Lebens-Straffe das geringste davor von diesen Gesandten oder seinen Gefolg jemals fodern dürffen. Dieses ist eine Schatzung, die sie dem Kayser schuldig seyn, wogegen sie von allen andern Lasten befreyet sind. Die Kayserliche Farbe ist gelb, und niemand ausser dem Kayser darff solche tragen. Seine Briefe werden deswegen in gelben seidenen Beuteln, auf einer mit gelber Seide bedeckten Schüssel und unter einem gelben Sonnen-Schirm getragen. Um von ihrer Kleidung auch etwas zu sagen, so hat *de Bruin* dem König von *Bantam* gesehen in einer steifen Violet-braunen Mütze von fünff Daum breit hoch, mit einem weissen Rand von einem Finger breit oben und unten. Er trug einen Caffe-braunen Türckischen Rock mit silbernen Knöpffen und einen Violet-braunen Gürtel um den Leib, dessen Enden vorne niederhingen, in welchen er den *Cries* oder Dolch an der rechten Seite hangen hatte, dessen Scheide mit Gold überzogen war. Seine Beine waren bloß, und er hatte nur Holländische Pantoffeln an den Füssen ohne Strümpfen. Wie die andern Fürsten sich kleiden, kan man aus diesem, und dem was unten von der Javanischen Kleidung soll gesagt werden, abnehmen. Doch wird die Besonderheit von dem Reiche *Mataram* angeführt, daß daselbst eine güldene Crone seyn soll, mit welcher der Kayser gekrönet wird. Sich von dem Staat, mit welchem diese Fürsten öffentlich erscheinen, einen Begriff zu machen, wird folgender nicht undienlich seyn. Einer der in *Java* gewesen erzehlet, er habe sich recht verwundert über die Pracht, mit welcher der König von *Bantam* sich damahls öffentlich sehen liesse, da er doch, nach des Reisenden Wissen, eben zu derselben Zeit ein Staats-Gefangener gewesen. Er saget, daß als der König von *Bantam* zum Thor des Casteels hinausgetreten, sey das Geschütz von den Batterien gelöset worden. Vier Amboineser von ungemeiner Grösse und fürchterlichem Anblick giengen mit ihren Schilden und breiten Schwerdtern voran. Auf diese folgte eine Bande von Javanesern, nach welchen eine Compagnie von Baliern einher trat: Ferner ward ein artig gemachter vergöldeter Trag-Sessel von 4 Javanesern auf den Schultern getragen. Hinter diesen wurden 6 schöne Persianische Pferde geleitet, die so köstlich, als man nur erdencken kan, aufgezäumet, und mit Gold und Silber meistentheils bedeckt waren; nach diesen traten vier Amboineser einher, welche Wapen-Schilder trugen.

Alsdenn kam des Königs Sohn, ein Printz von ungefehr 18 Jahren zu Pferde. Ihm warteten viele hundert Frauen auf, deren etliche göldene Schüsseln, andre Früchte, andre Bluhmen in den Händen trugen, und hinter diesen zog eine Compagnie Holländischer Soldaten einher. Endlich erschien der König selbst, auf einem Persianischen Pferde sitzend, und reichlich ausgeputzet. Er machte auch eine unverzagte Mine, und gab sich ein Ansehen, als wenn er der Ober-Fürst von dem Lande gewesen. Der König wird auch zu Fuß von einer grossen Anzahl Frauenzimmer aufgewartet, gleich wie die meisten Orientalischen Printzen, wenn sie ausgehen. Hinter den Weibern zogen zwey andre Compagnien Soldaten, die eine von Holländern, und die andre von Javanern daher, nach der Weise ihres Landes gewaffnet, welche den gantzen Zug beschlossen. Dieser grosse Staat giebet der Macht der Compagnie ein Ansehen, wie der Autor bemercket, weil diese Völcker aus der Pracht der unterhörigen Fürsten, die Macht und Grösse derjenigen abnehmen, welchen sie unterworffen sind.

Nach Maßgebung der Kürtze, welcher wir uns befleißigen, achte ich diesen Bericht hinlänglich zu seyn, um uns einen Begriff von den Javanischen Potentaten zu machen. Wir wollen derowegen zu der Beschreibung der Regierung unser Ost-Indischen Compagnie auf *Batavia* übergehen. Diese kan man auf zweyerley Mannier betrachten, entweder in so fern als sie alle Dinge, welche die Provintzen und Herrschafften der Compagnie angehen, unter ihrer Direction hat, oder auch in so fern sie insbesondre *Java*, oder die Stadt *Batavia* betrifft. Weil wir aber von der Compagnie Regierung über *Java* schon geredet haben, und das Stadt-Regiment zu *Batavia* vornehmlich nach dem Leisten der Holländischen Städte zugeschnitten ist, so wollen wir das erstere anitzo ausführen. Unsere Ost-Indische Compagnie hält zu *Batavia* einen Ober-Land-Vogt oder General-Gouverneur von Indien, welcher seine Bestallung zu diesem hochwichtigen Ammte von den Hochmögenden Herren General Staaten, und der Cammer der Siebenzehner in Holland empfängt. Er wird von dieser Cammer erwehlet, oder bey plötzlichem Ableiben, oder andern Zufällen, von dem Rath von Indien in Vorrath gesetzt, und Ihro Hochmögenden nebst der Cammer der Siebenzehner zur Approbation vorgestellet. Dem Verlaut nach wird die Stelle nur auf drey Jahr vergeben, sie bleiben aber Lebenslang dabey, wo sie nicht ihren Abschied selbst verlangen, welcher ihnen auch unterweilen von selbst gegeben wird. Diese Person führt nun gemeiniglich den Titul von Ew. Hoch-Edlen. Er hat nur zu befehlen, und darff

vor

vor niemand Rechnung ablegen, wie einige sagen. In seiner Person läst die Ost-Indische Compagnie ihre Grösse, Pracht und Ansehen recht sehen, und die Ehre, welche der Compagnie, die da zu Lande so viel Länder besitzt, angethan werden soll, wird ihm in dem Rath von Indien bewiesen, als welcher die Souverainität ihrer Herrschafft vorstellet. Er hat monathlich 800 Reichs-Thaler Gage, und vor seine Taffel noch 500. Nächstdem giebt die Compagnie ihm einen Pallast zu bewohnen, und was zum Gebrauch seines Hauses dienet, kan er alles aus den Pack-Häusern der Compagnie umsonst abfordern lassen. Seine Haus-Bediente werden auch von der Compagnie besoldet. Nach ihm sind ausser dem allgemeinen Director der Handlung, welcher die andre Person im Rath ist, fünff ordinaire Räthe, welche Räthe von Indien titulirt werden. Diese machen mit dem General-Gouverneur und einer ungewissen Anzahl von extraordinairen Räthen, die aber alle zusammen nur eine Stimme haben, eine Versammlung aus, darinn der Gouverneur præsidirt, welche der Raht von Indien genannt wird. Die Glieder dieses Raths werden in Holland erkohren. Die Regierung der Land-Vogteyen, Kriegs- und Friedens-Sachen, und die Vergebung der Land-Vogt- und Gouverneur-Stellen gehören unter die Besorgnissen dieses Raths. Hier werden die Briefe der Herren Bewinthabere aus dem Vaterlande gelesen und beantwortet. Vor demselben erscheinen alle Gesandten der Indianischen Printzen zur Audientz, welche an die Compagnie abgeschickt werden. Hier werden die Briefe der Fürsten gelesen, und ihre Geschencke an die Compagnie angenommen, nach der Hand aber zum Profit derselben verkaufft, oder nach der Taxation des Gouverneurs und des Raths von Indien angenommen. Ob nun wohl die Macht des Gouverneurs durch diese Anstalten einigermassen eingeschränckt wird; So stehet doch das meiste fast gäntzlich in seinen Händen. Die Bedienungen von der grösten bis an die geringste dependiren von ihm, und es darff sogar kein Bedienter der Compagnie ohne seine Einwilligung heurathen. Sonst ist er an die meisten Stimmen im Rath von Indien gebunden; Seine grosse Macht aber verursachet, wenn sie nur mit ein wenig Klugheit verbunden ist, daß er selten in seinen Absichten einen Blossen schlägt.

Ausser dem Rath von Indien haben sie noch einen Justitien-Rath, vor welchem alle schwere Verbrechen und auch alle Eingriffe in die Rechte und Hoheit der Compagnie untersucht und beurtheilet werden. Es werden auch Privat-Streitigkeiten daselbst vorgetragen, und ohne weitere Appellation darüber gesprochen. Dieses Collegium bestehet aus dem Präsidenten und neun Mitgliedern. Es sind auch zwey Fiscale dabey. In Rechts-Sachen dependiren

diren sie gar nicht von dem Gouverneur. Von der übrigen Regierung zu *Batavia* wollen wir weiter nichts sagen, als daß die Collegia in der Stadt einen ordinairen oder extraordinairen Rath von Indien zum Präsidenten haben, und daß die Chineser in ihrem eignen Quartier einen Capitain von ihrer Nation zu ihrem Haupt haben, welcher alle ihre Sachen bey dem Rath von Indien und dem Gouverneur verhandelt. Gleicher Weise haben auch die *Maleyer*, *Amboineser*, *Balier*, *Boetonder*, jede Nation ihr eigen Quartier, und ihre besondre Haupt-Leute von ihren Nationen, unter welchen sie vertheilet sind. Die Frey-Bürger von *Batavia* sind in drey Compagnien unter ihren Haupt-Leuten vertheilet, als zwey zu Fuß und eine zu Pferde, welche zur Zeit der Noth Dienste thun müssen; Sonst halten sie bey Rotten auf dem Stadts-Haus jede Nacht wechselsweise Wacht. Ausser diesen sind die Bedienten der Compagnie in zwey Fähnlein vertheilet, welche zwar keine Wachten thun, aber doch, wenn die Noth am Mann gehet, den andern hülffliche Hand bieten müssen.

Das recht Fürstlich Amt eines General-Gouverneurs von dem Holländischen Indien beunruhiget den Besitzer mit unendlicher Arbeit, und plagt diesen grossen Staats-Minister Tag und Nacht mit Sorgen. Kaum bricht der Tag an, so sieht man ihn schon mit gantzen Pacqueten von Briefen beladen, und die Bediente der Compagnie beunruhigen ihn, um von ihren ausgeführten Commissionen Berichte abzustatten, und neue Befehle zu empfangen. Insonderheit erscheinen alsdenn zu solchem Ende die zwey Ober-Kauff-Leute vom Casteel, der Major, der Bau-Meister von dem Quartier der Handwercker, und der Constabel-Major: Ausser welchen noch um eilff Uhr der Zoll-Commissarius oder *Shabandar* ihm anzeiget, welche Fahr-Zeuge, Güter und Leute angelanget seyn, und wo sie wieder hin wollen, der ihm zugleich auch allerhand Pässe und Geleits-Briefe zu unterschreiben vorleget. Diese sind, ausser den beständigen Aufwartungen und Suppliqen der Chineser und andrer Nationen, seine beständige tägliche Verrichtungen. Ob er auch gleich solche Aufwartungen am Nachmittage nicht annimmt, kan er doch wegen der Mannigfaltigkeit seiner Geschäffte alsdenn eben so wenig müßig seyn. Denn er muß jährlich in einem Briefe an die Herren Siebenzehner den Zustand der Nord-Küste von *Java* und insbesondre von der Stadt *Batavia* ausführlich beschreiben: Gleichwie ein jeder Rath von Indien solches bey den Land-Vogteyen, die ihm zu beschreiben aufgetragen, thun muß. Ich sollte bald die Versammlung des Raths von Indien vergessen haben, welche wöchentlich zweymahl gehalten wird, ohne wenn ausserordentliche Vorfälle solches öffter erheischen. Diese nothwendige Geschäffte halten ihn immer so warm in der Arbeit,

daß er nur des Mittewochen und Sonnabend Nachmittags einmahl zu seiner Erlustigung ausreiten kan. Er darff nebendem nicht eine eintzige Nacht ausserhalb des Casteels und seinen Pallast schlaffen. Die Bürde dieser Bedienung aber wird nicht nur durch den grossen Titul, sondern auch durch das Gepränge seiner ansehnlichen Hofstaat, und durch die Ehrerbietigkeit, die im sowol von den fremden Potentaten, als auch von den Bedienten der Compagnie erwiesen wird, ungemein versüsset. Ausserdem, daß er im Casteel einen grossen Pallast bewohnt, und zum Staat folgende Hof-Bedienten hat, einen Stall-Meister, der ein Capitain, und einen Hof-Meister, der ein Kauffmann ist, hat er eine Leib-Wache von 12 Hellebardierern, die in gelben Dammast und rothen Scharlacken mit breitengöldenen und silbernen Tressen reichlich besetzt, gekleidet gehen, und auch eine Bande von Trompetern. Wenn er aber öffentlich ausgehet, hat er einen recht Königlichen Staat. Ein Quartier-Meister reitet mit 16 Reutern voran auf welchen ein oder zwey blasende Trompeter folgen. Denn erscheinen zwey Hellebardierer, die vor Ihro Hoch-Edeln den Gouverneur vorhergehen. Er selbst kömmt darauf in seiner Carosse, und hat seinen Stall-Meister neben der Carosse zu Pferde reiten. Hinter der Kutschen folgen 6 Hellebardierer Paar bey Paar. Weiter kommen die Kutschen von seiner Gesellschafft, und hinten an schliesst endlich eine Compagnie von 48 Reutern nebst einem Ritt-Meister, drey Quartier-Meistern und einem Trompeter. Die Gemahlinn des Gouverneurs hat, wenn sie öffentlich erscheinet, zween Hellebardierer und eine Wache von 12 Mann zum Gefolge. Die Töchter haben einen Hellebardierer; Die Söhne aber haben keinen unterschiedlichen und sie von andern distinguirenden Staat und Gefolge. Wenn die Gesandten der Indianischen Potentaten auf der Rhede von *Batavia* ankommen, dürffen sie keinen Fuß an Land setzen, ehe und bevor sie ihre Ankunfft haben melden lassen. Wenn solches geschehen, werden sie mit grossem Staat durch zwey dazu abgesandte ansehnliche Bedienten in Staats-Jachten, oder auch in Staats-Kutschen, vor welchen derselbe Tropp vorhergehet, der vor dem General Gouverneur einher zu ziehen pfleget, in den Rath von Indien geführet, um welchen herum die Hellebardierer in ihrem Ceremonial-Habit stehen. Sie werden auch mit einer Salve gegrüsset, sowohl aus den Canonen, als aus dem Hand-Gewehr der Garnison, welche sich in Reihen stellet, zwischen welchen sie nach dem Casteel gehend durchpassiren müssen. Daselbst werden sie von dem Gouverneur und den Räthen bewillkommet, und mit allerhand Erfrischungen tractirt. Der Brieff des Fürsten selbst wird mit folgenden Ceremonien empfangen. Der *Shabander* und einige der ansehnlichsten Beamten

mit

mit ihm werden abgesandt den Brieff von der Rhede abzuhohlen. Der Brieff wird in ein gelb seiden Säcklein genähet, und in einer silbernen mit gelben Dammast bedeckten Schüssel getragen, und durch zwo Reihen der Besatzung mit fliegenden Fahnen, und unter Rührung der Trommel und Blasung der Schalmeyen und Trompeten nach den Pallast des Generals gebracht, woselbst der General Gouverneur mit dem Rath sitzet, die Secretarien aber stehen, und sämmtlich von den Hellebardierern umgeben sind. Dabey wird aus dem groben Geschütz und Hand-Gewehr dreymahl gefeurt, und die gantze ansehnliche Gesellschafft endlich köstlich tractirt.

Gleichwie die Macht unsrer Compagnie in allen diesen Land-Vogteyen und Garnisonen genugsam capable ist, beydes nach dem Zustand derselben, als auch nach Erheischung der Gelegenheiten, sie in Ruhe zu halten: so hält sie auch eine ansehnliche Krieges-Macht, die überall in den Besatzungen verlegt wird, auf den Beinen. Uber dem sind auch die Vasallen und unter ihrem Schutz stehende Fürsten vermöge den mit ihnen aufgerichteten Tractaten gehalten, bey vorfallender Ungelegenheit ihnen mit Volck beyzuspringen. Die Krieges-Macht, welche sie allezeit in Diensten halten, bestehet ausser den Europäern, welche den Kern und die Helffte, von ihrer Macht ausmachen, aus allerhand Indianischen Völckern, unter welchen die *Amboineser*, *Macassaren*, *Balier* und *Javaner* die besten seyn, wie wohl die zwey mittelste es den übrigen an Muth zuvor thun. In und umb *Batavia* liegen 12000 Mann, von welchen ihrer 1000 täglich die Wachten besetzen. Die regulire Militz, welche die Holländer in und um *Batavia* unterhalten, wird auf 20000 Mann geschätzet, andere aber sagen, daß sie in gantz Indien nur 12000 Mann unterhalten; Daß aber dagegen in allen Plätzen, woselbst die Compagnie Besatzungen hat, viele Einheimische gehalten werden, welche die Waffen führen können. Man meinet, daß diese wohl 100000 Mann austragen. Die sehr wohl mit dem Schieß-Gewehr umzugehen wissen. Uber diese führt der General-Major unter dem Gouverneur das Commando. Wie groß eine See-Macht die Compagnie beständig in Diensten halten muß, welche unter der Direction der Regierung zu *Batavia* stehet, kan man aus den Esquadren abnehmen, welche sie theils nach ihrem Vaterlande, theils nach ihren Provintzen abschicken, theils in den Indianischen Gewässern creutzen, theils daselbst bey den Festungen liegen haben. Man sagt, daß sie 180 Schiffe von 30 bis 60 Canonen und mehr als 25000 Matrosen in Diensten haben sollen. Man kan daraus leichtlich abnehmen, daß die Macht dieser Herren dem grösten Potentaten wenig nachgiebet. Wie groß aber die Einkünffte seyn, die sie aus den Zöllen, Schatzungen

gen

gen und Accisen heben, stehet aus den unzählbaren Unkosten, welche sie gewohnt sind zu thun, und aus ihren grossen Austheilungen unter den Interessirten abzunehmen. Der Herr *Salmon* sagt, daß die Einkünffte der Regierung auf *Batavia* so groß seyn, als die Holländer sie machen wollen. Weil die Einwohner reich sind, und fast auf alle Dinge eine Pachtung gesetzt ist, müssen sie sehr groß seyn. Man sagt, daß die Chineser, deren nicht weniger als 80000 Mann unter der Regierung der Holländer wohnen sollen, eine Krone von jedem Kopff bezahlen, um die Freyheit zu haben, ihre Haare zu tragen, und noch eine Krone darüber für jede göldene oder silberne Haar-Nadel, welche sie in den Haaren tragen, von welchen die ansehnlichsten verschiedene hineinstecken. Dieses dienet zum Beweiß, welch eine unumschränckte Macht die Holländer daselbst führen, und wie leicht sie so viel Geld heben können, als ihnen beliebt. Wenn sie auf jeden Zahn, den jemand im Munde hat, eine Steur legen wollten, wäre doch nichts dagegen zu thun, als sich in Gedult zu fassen.

Die in *Batavia* gangbare Müntzen bestehen in Reichs-Thalern, welche daselbst 48 schwere, und 60 leichte Stüver gelten. Ferner in Realen, welche daselbst für $38\frac{1}{7}$ schwere, oder 48 leichte Stüver gangbar seyn. Zehn *Bantamische Pitjes*, die eintzige daselbst gebräuchliche Kupfer-Müntze, sind einem Stüver werth. Noch haben sie eine Müntze, die auf eine Schnur aufgereigelt, und aus Zinn und Bley geschlagen wird, 50 Stück davon gelten so viel als ein Holländisch Dubbeltje. Die Ducatonen gelten daselbst 13 Schilling, ein Schilling so wohl, als ein Sechsthalbener ist daselbst 6 Stüver werth: ein Dubbeltje thut 2, ein *Rokia* 30, und ein halb *Rokia* 15 Stüver. Die göldne *Kobangs*, welche man nunmehr daselbst nicht mehr siehet, pflegten für 10 Reichsthaler gangbar zu seyn. Ein *Itzebo* galt $2\frac{1}{2}$ Reichsthaler, ein göldener, mit einem B. gestempelter Ducat, $2\frac{1}{2}$ Reichs-Thaler, ein andrer Ducate aber nur 2 Reichs-Thaler. So geht es auch auf *Amboina*, *Banda* und *Ternate* her. Mit der Maasse und dem Gewicht ist es folgender massen bewandt: Drey tausend und sechs und sechszig Pfund, oder 46 Maasse (die jede 40 Maassen zu 5 *Gantang* halten) machen eine Last aus zu *Batavia*. Die Lasten der Compagnie aber halten nur 3000 Pfund, oder 40 Maasse jedes von 75 Pfunden. Eine Last *Damaks*, oder *Cojang*, welche auch auf *Java* gebraucht wird, ist $3484\frac{3}{5}$ Pfund starck. Ein *Gantang* thut $13\frac{18}{115}$ Pfund. Ein Maaß hält $66\frac{15}{23}$ Pfund. Ein *Bhaer* thut 3 *Pikol*. Ein *Pikol* 100 *Katti*, oder 122 vor diesen auch wohl 125 Pfund. Ein Faß Wein, Essig oder Brandtwein hält 393 Kannen, jedes zu 10 Mutsjes, oder Nösseln. Ein Faß von Ba-

ravischen *Arak* oder Towackischen Essig hält 393 solcher Kannen. Eine Ahme hält 90 Kannen: Ein Topf *Kalappus*-Oel 10 Kannen. Ein Faß Fleisch wiegt 420, Speck 300, Butter 280 Pfund. Eine Ruthe hält 12 Fuß, ein Fuß 12 Daum breit. Ein *Lackfa* Steine hält 10000 Stück Steine.

Das fünffte Capitel.

Handelt von dem Gottesdienst, der auf *Java* und zu *Batavia* gehalten wird.

WEil man auf *Java* Leute von allerhand Ost-Indianischen und Europäischen Nationen findet, so folget von selbst, daß die Leute auch allerhand Religionen zugethan seyn. Die Mahometaner, Heiden und Reformirte aber sind diejenige, welche voritzo ihren Gottesdienst daselbst öffentlich treiben. Die Mahometanische Religion ist auf *Java* die so genannte Religio dominans der Einheimischen Javaneser, und insonderheit derer jenigen, welche an der See-Küste wohnen. Tiefter landwerts hinein, findet man hier, so wie in andern Indianischen Insuln noch Leute genug, die dem alten Heydnischen Aberglauben des Landes zugethan seyn. Von dieser Religion habe ich nichts merckwürdiges, ausser etliche wenige Muthmassungen aufgezeichnet funden: derowegen ich auch davon nicht viel sagen, sondern mich gleich zu den Mahometanern wenden will. Weil aber der Hr. *Salmon* an einen andern Ort weitläufftiger davon zu reden verspricht, werden wir hier nur die Dinge anführen, welche in *Java* insbesondre bey den Mahometanischen Gottesdienst zu mercken seyn. Ausser daß man in einer jeden Stadt auf *Java* Mohrische Tempel hat, (denn also pfleget man die Mahometanische Tempel auf *Batavia* zu nennen) hat man auf *Java* drey vornehme Mahometanische Tempel, welche für die heiligsten Oerter auf *Java* gehalten, und nächst dem Tempel zu *Mecca* für ihre gröste Heiligthümer passiren, weil der vornehmste Heilige, der diese Lehre in der Insul vornehmlich gepflantzet, und seine Söhne daselbst begraben liegen. Sie werden deswegen nicht nur von den Javanesern, sondern auch von den Sumatranern und Macassaren sehr hoch geachtet. Diese Tempeln stehen bey *Tsjeribon*, zu *Geri* und *Ampel* bey *Soerabaja*. Der erstere ist der vornehmste, als nach welchen die Fürsten von *Bantam* und *Mataram* jährlich ihre Priester und etliche von den vornehmsten Magnaten senden, in ihren Nah-

men zu opfern und Wallfahrten zu thun, wenn sie diese Reise nicht selbst verrichten. Diesen Tempel zu *Tsjeribon* wollen wir zuerst beschreiben, weil er einer der grösten Antiquitäten und Seltenheiten auf gantz *Java* ist, und so wohl den Zierathen als der Grösse und Ansehnlichkeit nach alle die andern übertrifft, obgleich schon vieles daran verfallen ist. Der Nahme des Heiligen, der hier begraben liegt, und von welchem der Kayser von *Mataram* und der König von *Bantam* ihre Abkunfft herrechnen, ist *Ben Israel*, oder *Scheich Ibn Moelana*. Er wird auch von dem Berge *Djati*, auf welchem er begraben liegt, *Soesoe hoenam Goenong Djati* genannt. Sie nennen ihn auch wohl den Herren, Vorzugsweise vor andern, und diesen seinen Tempel *Astana*, oder den Pallast. Selbiger liegt auf einer Höye, die sich langsam berg an erhebet, und rund herum mit hohen Gebirgen, ausser vorne umringrt ist; dahero der Ort als ein halbes rundes Amphitheatrum aussiehet. Der gantze Berg ist in fünf schiefe Terrassen abgegraben, deren eine immer höher, als die andre lieget, so daß man immer von einer in die andre auf kleinen Treppen steigen muß, welche mit einem Gitter geschlossen werden. Die unterste Terrasse ist die gröste; ihrer dreye aber sind von forne mit einer steinernen Mauer, welche mit Chinesischen kleinen Ziegeln bekleidet seyn, aufgeführet. Die erste und andre Maur, so wie auch die Terrassen selbst, sind mit grossen Chinesischen und Japanischen Bluhmen-Töpfen von Porcellan gezieret, welche die Fürsten des Landes dahin verehret haben. Die erste Terrasse ist mit zweyen, die andre mit acht Bäumen bepflantzet. Die erste ist ebenfalls gantz über und über gepflastert, die andre hat nur eine nette gepflasterte Strasse: nächst dem stehen auch drey nette nach Landes-Mannier aufgeführte Gebäude in dieser Terrasse, deren zwey an der einen, das dritte aber an der andern Seite der Gasse hingebauet ist, und sämmtlich zum Aufenthalt der Fürsten dienen, die hieher kommen, ihre Opfer zu bringen. Die dritte Terrasse ist weder mit Gebäude, oder andern Zierahten, noch mit Bäumen versehen, und bis dahin mögen die Ungläubigen, wie sie uns nennen, kommen. Auf der vierten Terrasse stehet ein netter Mohrischer Tempel oder Mosquee mit drey Dächern über ein ander, deren das unterste grösser, als die obersten ist. In dieser Mosquee versammlen sich die Könige und Fürsten der Insul jährlich entweder in Person oder durch Gesandten. Die fünffte und zugleich die oberste und kleineste Terrasse hat das Grab des Heiligen in der Mitte. Um diesen heiligen Ort herum halten sich ungefehr dreyhundert Familien auf, welche von den, zu diesem Grabe übersandten, Almosen ihren Unterhalt haben. Die Priester kommen deswegen gar geschwinde hervor, wenn ein Fremdling sich in der Gegend einfindet, um durch ihre Dienstfertigkeit in Zeigung der

Raritäten und Alterthümer ein Trinck-Geld zu verdienen: man kömmt auch nicht so bald hieher, so siehet man sich gleich mit einem Schwarm von bettelnden Kindern umgeben. Es soll auch einigen Christen das Leben gekostet haben, wenn sie sich höher, als in die andre Terrasse haben wagen wollen. So strenge soll dieser Heilige, wie sie vorgeben, die Neubegierigkeit solcher Leute straffen. Es mag aber wohl seyn, daß die Priester den Leuten mit Gifft zu einem plötzlichen Tode behülfflich gewesen.

Der Tempel zu *Soerabaja* ist nach ihrer Art auch sehr prächtig: das Grab des Heiligen aber, welcher daselbst eingescharret ist, liegt nicht viel höher als andre Mohrische Gräber, welche sich am besten mit einem Garten-Bett vergleichen lassen. Dieser Tempel wird so heilig gehalten, daß einer der kein Mahometaner ist, wenn er sich gleich in der dabey stehenden Wasser-Kumme noch so rein gewaschen hat, doch keinen Fuß hinein setzen darff. Sein Wasser aber daselbst abzuschlagen, oder sonst etwas zu thun, oder dahin zu bringen, das bey ihnen für unrein passirt, wird für einen Frevel angesehen, der mit dem Tode gebüsset werden muß. Vor diesem Grabe verrichten sie ihre Andacht mit Bezeugung der grösten Ehrerbietigkeit, die Priester nahen sich demselben nicht ohne zwey bis drey mal nieder zu knien, und je näher sie hinzukommen, je tieffer sie die Kniee beugen. Nach ihren Fabeln haben sie auch dreymahl einen Himmel oder Dach über das Grab bauen wollen; die Engeln aber haben es allemahl in Brand gesteckt.

Mit dem Tempel zu *Giri* hat es gleiche Bewandniß, keinem Christen oder Heiden ist erlaubt in denselben zu kommen. Vormahls hatte man auch Chinesische und Mohrische Tempel innerhalb der Mauren von *Batavia*; die eifernde Geistlichkeit aber hat es nicht durch Bekehrung der Irreuden, sondern durch Klagen an die Regierung dahin gebracht, daß sie ausser der Stadt sind verlegt worden. Ob sie wegen dem langsamen Fortgang des Evangelii unter den Ungläubigen, gäntzlich verzweifelt haben, jemals durch den Weg der Bekehrung es so weit zu bringen, daß diese Tempel aus ihren Augen kämen: oder ob sie durch diese Klagen ihren Haß gegen den Heidnischen und Mahometanischen Aberglauben haben an den Tag legen: oder ob sie auch ihren Eifer in Fortpflantzung der Christlichen Religion dadurch haben bezeugen wollen, lasse ich dahin gestellet seyn. Sie würden aber vermuthlich weit schönere und reichere Früchte ihres Eyfers gesehen haben, wenn sie die Hindernisse, die den Lauff des Evangelii hemmen, aus dem Wege zu räumen getrachtet, und wohl untersuchet hätten, ob die bey ihnen angewandte Mittel der Bekehrung auch genugsam und hinlänglich

gewe-

gewesen, oder ob sich nicht einige Gebrechen und Fehle dabey befunden, welche ihnen alle ihre Krafft benommen. Wenn sie sich bey den Ungläubigen in solche Hochachtung und Liebe gesetzet hätten, als sie sich durch diese Begebenheit bey ihnen verhasst gemacht haben; So würden sie vielleicht die Tempel derselben nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus den Vorstädten schon lange gäntzlich vertrieben haben, da jetzunder in den letztern noch ein Mohrischer und zwey Chinesische Tempel stehen. Es ist zu verwundern, daß, da das Evangelium die Bekehrung der Heyden so ernstlich zu befehlen, und so scharff darauf zu dringen pfleget, selbiges dennoch nirgends uns befiehlet, oder nur meldet, daß man, sobald die Christliche Religion an einem Ort Meister geworden, der Heyden Götzen und Tempel mit Gewalt vernichten und zerstöhren sollte. Es ist auch Verwunderungs-würdig, daß das Evangelium in den ersten Jahrhunderten, sonder der geringsten Hülffe von menschlicher Macht und Gewalt in Zerstöhrung der Götzen-Tempel, so grossen Fortgang gehabt hat, da doch alle Tempel und Bilder in ihrem Stande blieben. Dieser Fortgang ist allein eine Frucht von der Krafft in Verkündigung des Evangelii von Christo, und von den kräfftigen Beweiß-Gründen, nebst dem Gottseligen, tugendsamen und exemplarischen Wandel, durch welche die Lehrer und alle Gläubigen die Hertzen der Menschen ohne einige gewaltsame Mittel an sich zogen.

Ich rede hier nicht von den Bekehrungen, die auf die Uberzeugung durch augenscheinliche und vor der Leute Augen geschehene Wunder-Wercke erfolget seyn, als welche auch die aller hartnäckigste Gemüther zu rühren und zu überführen capable sind: Sondern ich rede nur von den Bekehrungen, welche nach Abgang der Wunder-Wercke in der Kirchen vor sich giengen. Weil auch kein Ungläubiger, so lange als er seine Tempel und Abgötter für heilig ansieht, und ihnen göttliche Ehre erzeiget, für diejenigen, welche sie muthwillig verunehren, sonderbare Hochachtung haben kan: So folget nothwendig, daß die Verwüstung ihrer Tempel und Altäre, und die Verfolgung ihrer Personen, anstatt sie zum Glauben zu bringen, nur ein Mittel sey, ihre Gemüther von den Anhängern des Christlichen Glaubens und von der Religion selbst gantz abwendig zu machen.

Doch ist dieses nicht das eintzige Mittel, welches man anwendet, mit der Lehre des Evangelii bey den Ungläubigen auf *Batavia* durchzudringen: Sondern man hat sich auch daselbst im Stand gesetzt, die Christliche Religion und Lehre, so wie solche in den Holländischen Reformirten Gemeinen getrieben wird, allerhand Völckern in allerhand Sprachen zu verkündigen. Sie haben nehmlich zu *Batavia* nicht allein Prediger in der Holländischen, sondern auch

in der Portugiesischen und Maleyischen Sprache, welche letztere die meisten Indianischen Nationen verstehen, und in denselben Sprachen werden auch Schulmeister gehalten. Wo die Compagnie sonst ihre Bedienten hält, gebrauchen sie Krancken-Tröster. In der Stadt *Batavia* und dem Casteel trifft man 2 Holländische, eine Maleyische und eine Portugiesische Kirche an, in der Vorstadt aber liegt noch eine Portugiesische Kirche. Die freye Ubung des Gottesdienstes stehet doch einer jeden Secte der Christen daselbst nicht frey, und ob man gleich alle Secten der Protestanten zur Tauffe zuläst: so müssen doch diejenigen, welche als Gevattern bey der Tauff-Handlung seyn, sich alle zu einerley Antworten verpflichten. Auf andern aussen-Posten der Compagnie wird dieses den fremden Religions-Verwandten nicht einmahl erlaubet. Der Diener des Evangelii sind ihrer 10 an der Zahl, von welchen 5 im Holländischen, 3 im Portugiesischen, und ihrer 2 im Maleyischen predigen. Ausser diesen wird noch ein Prediger auf der Insul *Onrust* gehalten. Nächstdem liegen immer noch etliche mehrere Prediger und Proponenten zu *Batavia*, welche nach Gutbefinden des Raths von Indien nach alle Holländische Posten und Plätze versendet werden. Obgleich auch verschiedene Arbeiter am Evangelio getrachtet haben, eine Ubersetzung des Alten und Neuen Testaments in Maleyischer und Portugiesischer Sprache an den Tag zu bringen: Ist es ihnen bis anhero doch nicht geglücket, selbige in diesen Sprachen durch den Druck gemein zu machen.

Die Chineser, welche in den See-Städten wohnen, da die stärckste Handlung auf dieser Insul getrieben wird: Uben daselbst sowohl als zu *Batavia* den Götzen-Dienst ihres Landes; Weil wir aber in *China* davon geredet haben, wollen wir uns anitzo damit nicht aufhalten lassen.

Das sechste Capitel.

In welchem die Gestalt und das Naturell der Javaneser, ihre Kleidung, Heurathen, Weiber, Sclaven, Lebens-Art, Sitten, Manier zu grüssen, Mahlzeiten, Lustbarkeiten und Leich-Begängnisse beschrieben werden.

DJe Javaneser sind von mittelmäßiger Länge, wohl gebildet, doch gesetzt und gedrungen von Gliedern, gelb oder falb von Farbe, breit von Gesicht, mit hohen herausstehenden Kinnbacken, platt von Nase, rund

rund von Augen, und mit erhabenen Augen-Liedern. Ihre Haare sind, wie bey den andern Indianern recht gläntzend schwartz. Ob man sie gleich gerne für die Geschickteste unter allen Orientalischen Völckern passiren lässt, wie sie dann auch vermuthlich in ihren Manieren und Sitten die andern Einwohner der Indianischen Insuln übertreffen: So wird ihnen doch nachgeredet, daß sie faul und diebisch seyn sollen, aus welcher Ursache auch die Muthigsten unter ihnen im Kriege nur aufs Rauben ausgehen. Sie sind ferner sehr blutgierig, trotzig und unversöhnlich: Dahero muß im Kriege alles vor ihrer Faust sterben, was nicht entfliehen kan. Wenn es aber zum rechten Faust-Gemenge und Treffen kommt, sind sie sehr zaghafft. Unterweilen aber fechten sie mit eben so grosser Standhafftigkeit und Furie, als sie sonst leicht zum Haasen-Panier greiffen. Sie sind auch ihrer Treulosigkeit halber in einem bösen Ruff, und müssen die Nachrede tragen, daß sie wegen einer geringen entweder wahren, oder eingebildeten Beleidigung, gar leichtlich sich bewegen lassen, einen Menschen mit ihren Crits mörderischer Weise anzufallen. Sie fressen auch offt, wenn sie verdrießlicher Humeur seyn, ihr Opium, und wenn sie davon toll werden, ermorden sie alle Leute, die ihnen begegnen, wie unschuldig selbige auch immer seyn. Mannigmahl wissen sie auch ihr Leid meisterlich zu verstellen, bis sie Gelegenheit finden, sich mit dem Degen, oder durch Gifft zu rächen. Sie sind trotzig und sclavisch: Aus welcher Ursache sonder Zweiffel der gelehrte Medicus *J. Rontius* zum Lobe der Javanischen Regierung schreibet, daß obgleich selbige tyrannisch zu seyn scheinet, ein jeder Verständiger doch gestehen müsse, daß sie nach dem Naturell der Nation recht wohl und politisch eingerichtet sey, und die Haupt-Maxime ihrer Regierungs-Kunst diese sey, daß die Könige zu befehlen alleine Macht haben, die Unterthanen aber nur gehorchen müssen. Es ist übrigens ein hartes Volck, und man siehet ihrer viele durch die abscheulichsten Lebens-Straffen umkommen, ohne Zähren dabey zu vergiessen, oder ein Wort zu sprechen. Sie sind auch der Pracht und Wollust sehr ergeben. Wir finden fast nur von ihren Gebrechen Nachricht: Man darff aber nicht meynen, daß sie nicht auch ihre Tugenden an sich haben sollten, von solchen aber ist mir keine Nachricht zuhanden gekommen. Ich will aber allhier diese Anmerckung von den Beschreibungen von dem Naturell einer Nation machen, daß selbige gar nicht als eine sichere Nachricht von eines jeden Menschen aus solcher Nation seiner Gemüths-Beschaffenheit und Wesen anzusehen seyn, sintemahl einige wenigern, andre grössern Antheil an den Fehlern ihrer Nation haben, einige mit diesen, andre mit jenen behafftet seyn, auch einige immer unter einer sochen Nation sich finden, die an den National-Fehlern

lern und Eigenschafften ihrer Lands Leute entweder gar nicht, oder nur sehr wenig Antheil nehmen: Sondern das Naturel und die Land-Art einer Nation setzet man gemeiniglich gerne in solchen Eigenschafften, welche bey den meisten gefunden werden, so daß ihrer nur wenige anzutreffen, welche nicht damit behafftet seyn sollten. Die Kleidung der Javaneser kostet nicht viel, und bestehet nur aus wenigen Stücken. Sie winden ein Stück Cattunen Leinwand, oder wenn sie begüterte Leute sind, ein Stück Seiden-Stoff mit Bluhmen oder Gold gezieret, einmahl oder drey bis vier so um die Mitte des Leibes herum, daß es bis ans Knie, oder kurtz übers Knie herunterhänget, und knüpfen es hernachmahls durch Einstechen überm Gürtel also fest, daß das Ende vorne ein wenig tieffer, als das Zeug herunter hänget: Und darinn bestehet alle ihre Kleidung, die sie durchgehends tragen, ausser dem Turban, oder der Mütze, damit sie den Kopff bedecken. Mit dem Ober-Leibe gehen sie alle nackt, und ihr Turban bestehet nur in einem Stück Leinwand oder Bengalischen Tuch, welches unterweilen mit Gold durchwircket ist. Solches winden sie ein- oder zweymahl um den Kopff, doch so daß der oberste Wirbel unbedeckt bleibet. Leute von Stande, und ansehnliche und ehrbare Männer, wie auch bejahrte Personen, bedecken ihr Haupt mit einer kleinen cattunen Mütze. Der gemeine Mann aber ziehet ein Stück Tuch zwischen die Beine herdurch, und windet es zwey- oder dreymahl um den Leib, um seine Scham damit zu bedecken, und das ist seine eintzige Kleidung. Die Reichsten selbst brauchen grösstentheils weder Strümpffe noch Schuhe. Ein jeder beschmiert sein dickes schwartzes Haar mit *Clappus*-Oel. Ihren Bart ziehen sie aus, und deswegen sehen die alte Javanische Männer als verschrumpffte alte Weiber aus. Die Waffen der Javaneser bestehen in *Cries*, deren Gefässe und Scheiden nach eines jeden Stande mehr, oder weniger kostbar seyn. Diese Art von Gewehr ist kurtz als ein Dolch. Meist alle Javaneser bis an die Knaben, tragen dergleichen an der Seite: Und man sieht sie niemahls ohne denselben. Ferner brauchen sie Spiesse, Hassagayen, Säbel, Blas-Röhre mit vergiffteten Pfeilen, Schilde, Musquetten, Canonen; Doch letztere am wenigsten, und mit dergleichen Gewehr wissen sie sich gar nicht gut zu behelffen. Die Kleidung der Weiber ist wenig von der Kleidung der Männer unterschieden, ausser daß das Gewand, so sie mitten um den Leib winden, ihnen etwas tieffer bis an die Knöchel hinunterhänget, und daß sie noch ein Gewand über dem Busen unter den Armen schlagen, und in der Seite fest machen, welches ihnen bis mitten auf die Hüffte reichet: Denn mit dem Rücken und Schultern gehen sie bloß. Einige tragen auch wohl ein Kleid, das einer Brust-Latze ziemlich ähnlich ist. Sie

bedecken

bedecken ihr Haupt gantz und gar nicht, und kämmen ihre Haare nach dem Hinter-Haupt auf, so daß sie in krausen Locken hinten auf dem Rücken herab hangen, unterweilen zieren sie selbige mit Bluhmen. Sie halten so wohl, als die Männer viel vom Waschen, und steigen deswegen täglich mutter-nackt in den Strohm hinein, ohne sich dessen zu schämen. Sie bestreichen den Leib aber alsobald wieder mit ihrer stinckenden Salbe *Bobory*, welche wir zuvor beschrieben haben: dahero sie meines Erachtens immerfort sehr unsauber seyn müssen. Die Kinder von beyderley Geschlecht gehen bis ins 8 oder 10 Jahr beständig mutter-nackt. Die Javaner heurathen so viel Weiber, als sie wollen, und erwählen solche und so viele von ihren Sclavinnen zu Kebs-Weibern, als sie schön und artig genug befinden, ihnen zu gefallen. Wenn ein Frauenzimmer daselbst ihr 13 oder 14 Jahr erreichet hat, ist sie alt genug zum Heurathen. Allhier können wir aber nicht umhin, dasjenige beyzufügen, was der Herr *Salmon* von ihren Weibern mit eingerücket hat. Die Javanische Weiber sind nach des Herrn *Valentyn* Bericht, freundlich, lieblich, schwer und langsam von Sprache, sehr Mannlieb, aber beständig in ihrer Liebe; sie erwarten aber zur Vergeltung, daß man ihnen nicht weniger sehr getreu seyn müsse. Wenn eine Jungfrau nur den geringsten Argwohn schöpfet, daß ihr Liebhaber fremder Liebe nachgehe, weiß sie ihm gar bald einen Tranck zu bereiten, der den Handel ein Ende macht. Der alte *Leguat* redet von dem Javanischen Frauenzimmer ziemlich nachtheilig und frey, ob er gleich in den ersten Theil seiner Reise-Beschreibung sich viele Mühe giebet, uns zu überreden, daß er mit all kein Kenner vom Frauenzimmer sey. Er bemercket also, daß das Frauenzimmer nicht so offt als die Manns-Personen in die Lufft und an die Sonne kömmt, und dahero bey weiten so schwartz nicht ist, als diese. Ihr Wesen soll auch angenehm und schön seyn, selbst nach dem Begriff, den wir Europäer uns von der Schönheit machen. Ihre Brüste sind klein und rund, die Glieder zart, die Augen lebhafft, und das Lachen steht ihnen sehr artig an, welche Dinge zusammen ihre Schönheit recht vollkommen machen. Einige von ihnen hat *Leguat* recht artig tantzen gesehen: anstatt einer Violin brauchen sie eine Art von Trommeln, um ihre Bewegung nach dem Tact derselben zu machen. Was ihre Artigkeit noch mehr vermehret, ist wie dieser Auctor bemercket, ihre Reinlichkeit, massen sie nach ihrem Gesetz verbunden seyn, sich etliche mahl täglich vom Haupt bis an die Füsse zu waschen. Daher reinigen und saubern sie sich sehr wohl von aller Unreinigkeit, und sind recht nett und glatt von Wesen. Die Weiber der Javaneser werden nicht eingeschlossen gehalten, wie die Chinesische, sondern gehen auf der Strassen, und geniessen gleich den Europäi-

schen einer vollkommenen Freyheit. Sie bezeugen grosse Ehrerbietigkeit gegen ihre Männer, und fallen vor selbige mit dem Angesicht zur Erden nieder, als wenn sie ihre Herren wären. Sie gehen mit blossem Haupt und tragen eine Brustlatze mit engen Ermeln, welche vorne zugeschnürt wird, und nach der Brust schieff zugeschnitten ist, so daß ein groß Theil der Brust unbedeckt bleibet. Weil aber dieser Brustlatze ihre Hüfften nicht bedecket, schlagen sie ein Stück Seiden-Zeug oder buntes Leinwand um den Unter-Leib, welches einen Rock gleichet. Zwischen der Brustlatze und diesem Rock bleibet allzeit ein Stück von der Haut unbedeckt sitzen, weil sie keine Hembder tragen. Ihre Brustlatzen schliessen sehr genau an den Leib, und der Herr *Leguat* meynet, daß sie durchgehends von einer recht bezaubernden Gestalt seyn sollen. Die Javaneser mögen zwey bis drey Weiber nehmen, und ihre Sclavinnen stehen meist alle zu ihren Diensten. Was die Holländer anlanget, so wird ihnen erlaubet, weil keine Europäische Weiber vor die Männer verhanden seyn, Indianerinnen zu heurathen, wenn sie Christen werden, oder vielmehr sich davor bekennen: denn sie finden aus verschiedenen Ursachen darin keine Schwierigkeit. Erstlich wissen sie, daß die Holländer Meister vom Lande, und alle andre Völcker ihre Unterthanen seyn. Weil dieses nun ihre Hoffart kützelt, ist es kein Wunder, daß sie gerne einen Holländer zum Mann haben wollen. Vors andre so haben sie bey der Heurath mit einem Europäer den Vortheil, daß sie einen Mann vor sich alleine haben, welches Glück bey keinem Einheimischen ihnen werden kan. Vors dritte bemercket man auch, daß dem Europäischen Frauenzimmer, und denjenigen, welche einen Europäer heurathen, zu *Batavia* vielmehr Ehre erwiesen wird, als das Frauenzimmer sonst an einem Ort in der Welt zu geniessen hat. Es ist schwerlich eine, sie mag auch noch so geringe einen Mann geheurathet haben, welche nicht, wenn sie ausgeht, ihren Sclaven bey sich haben sollte, der ihr den Sonnen-Schirm überm Haupt träget. Endlich ist auch kein Ort auf der Welt, da das Frauenzimmer bey der Ehescheidung mehr begünstiget wird, wenn der Mann auf Thorheiten verfällt; welches, in Ansehung der heissen Gegend und der Freyheit, die sie haben ihre Sclavinnen zu gebrauchen, daselbst zum öfftern sich zuträgt. Mein guter Freund, der Capitain *Roger* sagt, daß ein Advocat auf *Batavia* ihm versichert habe, daß von 58 Processen, die vor dem Rath hiengen, dieweil er daselbst war, ihrer zwey und funfftzig die Ehe-Scheidung betroffen haben. Wenn ein Europäer ein Javanisches Frauenzimmer zu heurathen gewilliget ist, wird die Verlöbniß vor einem öffentlichen Ampt-Schreiber vollenzogen. Alsdenn erscheinen sie vor dem Raht, oder einer andern Obrigkeitlichen Per-

son, welcher die Ehe-Pacten verfasset, und ihnen die Freyheit zu heurathen ertheilet. Wenn solches behörig angezeichnet ist, haben sie Freyheit sich nach Art der Holländischen Kirche trauen zu lassen. Die in solcher Ehe erziehlte Kinder kleiden sich gemeiniglich auf Javanesisch bis ins dritte und vierte Geschlecht. Diese sind die Proselyten, von welchen die Holländer so viel Rühmens machen, und von welchen die Maleysche Kirchen voll sind. Doch GOtt alleine weiß, sagt *Leguat*, was sie vor Christen seyn: denn ausser dem, daß sie zur Kirchen gehen, kan man wenig Unterscheid zwischen ihnen und den Javanesern mercken. Obgleich die Weiber durch ihre Heurathen mit den Holländern Christen werden, hat man doch schwerlich ein Exempel, daß eine Manns-Person von den Javanesern auf diese, oder andre Weise zu den Christen übergetreten sey. Kein Holländisch Frauenzimmer, das recht bey Vernunfft ist, wird leichtlich sich unter einem Volck verheurathen, das in der Sclaverey stecket. Uberdem gebricht es dem Europäischen Frauenzimmer nimmer an einem Mann, von ihrem eignen Volck, und ihre Vorrechte sind so groß, wie schon gesagt, daß sie niemals Lust bekommen werden, sich unter die Indianische Nationen zu verheurathen, es möchte denn in der Hoffnung, einen Proselyten zu machen, geschehen. Es sind aber wenig Holländische Jungfern von der Hoffart so entfernt, daß sie sich entschliessen sollten, die grossen Vorrechte, welche sie auf *Batavia* vor andern Einwohnern besitzen, fahren zu lassen, damit sie nur einen Proselyten ihres Glaubens machen mögen. Die Weiber sind hier, wie in andern Indianischen Ländern ungemein faul, und thun im geringsten keine Arbeit. Sie sitzen fast den gantzen Tag auf Tapeten, und essen, und kauen an ihren *Betel-Arak*, da die Sclaven indessen die Haushaltung wahrnehmen müssen. Die kleine Anzahl von Europäischen Frauenzimmer, welche hier war, als die Holländer sich daselbst setzten, verursachte, daß man sie so hoch achtete, daß die Männer meynten, man könne sie nicht genug veneriren. Dadurch wurden sie so unerträglich hochmüthig, daß sie bis auf diesen Tag bey derselben Weise bleiben, obgleich ihre Anzahl sehr angewachsen ist. Sie sind nicht nur vom Stoltz, sondern auch von einer solchen unversöhnlichen Rachbegierde besessen, daß ein jeder sich wohl hüten wird, ihnen etwas zu leide zu thun. Zu *Batavia* so wohl, als andern Plätzen auf *Java* giebt es wenig gemeine Dienst-Bothen. Sie haben Sclaven fast aus allen Asiatischen Reichen. Einige werden im Kriege gefangen, andre von ihren Eltern gekaufft, und viele sind auch gebohrne Sclaven. Die Sclaven werden in diesem Theil der Welt eben als andre Waaren verhandelt und verkaufft. Die zurück bleibende Sclaven der Eu-

ropäer werden in *Batavia* sowohl auf dem Stadt-Haus, als auf dem Casteel, und in der Loge der Compagnie verkaufft. Man stellet sie daselbst vor der Herren Tafel, der Secretarius liest ihre Qualitäten, Alter und Vaterland laut von einem Zettul her, und hernachmals verkaufft man sie Auctionsweise. In diesen Gewässern hält sich eine Art von Räubern auf, welche bald an der einen, bald an der andern Küsten landen, und gantze Familien mit Männern, Weibern und Kindern wegführen. Der Käuffer, er mag ein Europäer oder Indianer seyn, fragt nicht, wie der Verkäuffer an den Sclaven gekommen, wenn er nur sieht, daß er ein Eigenthum daran hat, läst er ihm sein Recht über alles Volck, das er in seiner Gewalt hat, wenn er gleich auf die allergottloseste und unmenschlichste Weise daran gekommen ist. Die Europäer treiben diesen Handel auf der Küste von *Africa* fast auf gleiche Weise, und ob man gleich den Diebstahl an gestohlenen Gütern, oder Vieh für ein groß Verbrechen ansieht, finden unsre Kauffleute doch keine Schwierigkeit (welches man als einen Schandflecken des Christenthums anzusehen hat) ihre eigene Geschlechts-Genossen, Creaturen, die Menschen seyn, wie sie selber, deren einige vielleicht Printzen gewesen, die aber von ihrem eigenen Volck verrathen und abgesetzet seyn, an die unbarmhertzige Spanier, welche sie zur Arbeit in den Bergwercken gebrauchen, zu verkauffen. Niemand aber, der einiges Nachdencken hat, und diesen Handel treibet, kan sich vollkommen unschuldig schätzen, an alle den Ungerechtigkeiten, welche diese arme und elendige Leute ausstehen müssen. Diese Leute sind unglücklich genug, wenn man sie zu seinem eignen Dienst behält, wenn sie aber an die Spanier abgestanden werden, wird ihr Unglück erst recht vollkommen. Gesetzt aber, sagt der Herr *Salmon* ferner, daß man sie an unsre eigne Lands-Leute verkaufft, was muß es nicht denjenigen für eine unerträgliche Trübsal seyn, die in den ersten Jahren ihres Lebens Häupter von gantzen Familien gewesen, und vielleicht Königreiche regiert haben, (denn man scheuet sich nicht, Leute von allerhand Stand, Alter und Geschlecht wegzuführen) aus ihrem Vaterland, von ihren Freunden und Verwandten weggeschleppet zu werden, um alle ihre Lebens-Tage durch, von einer sclavischen Arbeit zur andern an einem oder andern bösen Buben, der in Europa kaum den Galeeren entgangen ist, und fast keine Zärtlichkeit und Barmhertzigkeit übrig behalten hat, getrieben zu werden? Doch davon wollen wir weiter reden, wenn wir von Africa handeln werden. Um aber von dieser Digression wieder auf die Haupt-Sache zu kommen, so erzehlt der Herr *Legat* uns von einigen Negers, oder schwartzen Sclaven, die er auf *Batavia*

gesehen hat, daß ihr Wesen und Aufführung wohl so geschickt gewesen, als er an manchem Europäer gesehen. Sie waren, spricht er, von etlichen Mägdlein redend, so schwartz, als ein schwartzer Agat, und hatten artige lebhaffte Augen, weisse Zähne, zierliche Gestalt, zarte nette Brüste, und lang schwartz Haar. Ja wenn man bedencket, sagt er, daß diese Couleur einigermassen unveränderlich ist, und keiner Verbleichung, Röthe, Pfinnen und andern verunstaltenden Zufällen unterworffen ist, welche das blancke Frauen-Zimmer erleiden muß, und dabey ferner erweget, daß die schwartze Farbe sowohl ihre Ansehnlichkeiten und Schönheiten hat, als eine andre, wird man sich nicht mehr verwundern über die Wahl etlicher Herren, welche mehr Vergnügen an einer schwartzen, als an einer blancken Schönheit finden. Aber daß ich mit des Herren *Leguat* seiner guten Erlaubniß eines erinnere, so sind diese keine eigentlich so genannte Negers, oder Schwartzen. Denn diese kommen aus *Africa* oder *Madagascar*, und haben ein kurtzes Wollen-ähnliches Haar und ein Wesen, das unsern Leuten abscheulich vorkömmt; Da diese hingegen von der Küste von Coromandel gebürtig seyn, deren ursprüngliche Einwohner, auch diejenigen, welche mitten im Lande wohnen, sehr wohl gestaltet sind, ob sie gleich allemahl so schwartz, als die Africanische Mohren seyn.

Die Häuser der Javaneser sind ein wenig über den Grund erhöhet, und wo es seyn kan, werden selbige auf einem Hügel unter den Aesten der Schatten-reichen Cocos-Bäume gebauet. Die arme Javaneser wohnen in kleinen saubern Hütten, vielmehr als in Häusern, die 8 bis 10 Fuß hoch, und theils mit Rohr, oder Stroh gedeckt, theils ohne Dach seyn, auch weder Fenster noch Thüren haben. Die etwas vermögender seyn, bauen in den Städten die Maur unten in den Häusern von Steinen oder Leimen, und verfertigen das Dach von *Bamboes*- oder Palm-Blättern. Die Kammern und Zimmer sind meistentheils dunckel, und sehr plump und unzierlich meublirt. Die Reichen indessen pflegen sie mit Bengalischen Matten zu belegen, und mit Tapeten zu behangen. Die Raths-Herren und vornehme Leute unter den Javanesern haben grosse Gebäude, welche von hinten mit schönen nicht so sehr kostbaren, als angenehmen Gallerien, artigen Lust-Häusern, Alleen, Lust-Wäldern und Gärten nach ihrer Art versehen seyn. Die Hinter-Häuser und Gallerien sind durchgehends offen, damit man desto freyere Lufft daselbst schöpffen möge, und ruhen auf grossen Pfosten. Sie haben in ihren Häusern gar keine Zöller, Stock-Wercke, oder Kammern oben im Hause, keinen Heerd, Fenster und Schlösser an den Thüren. Ihre Neben-Kammern und Zimmer werden durch Scheide-Wände von *Gabba Gabba*-Rohr von einander getrennet.

Die Fenster und Lufft-Löcher werden mit Rahmen von Gitter-Werck verwahrt, oder auch mit Schub-Fenstern, die man nach Belieben auf- und zumachen kan, geschlossen. Diejenige, welche Sclaven oder andre Dienst-Boten halten, und von Vermögen seyn, bauen für dieselbige absonderliche Wohnungen. Die Kauff-Leute haben Brand-freye Pack-Häuser von Stein. Die Reichen legen auch wohl eine Capelle oder Bet-Haus in ihren Häusern an, und halten eine Wasser-Kumme sich darinn zu baden. Diejenigen aber, welche an einem Strohm wohnen, bauen sich über demselben einen kleinen verdeckten Ort sich da zu baden, und zwar so nahe an ihren Häusern, daß sie auf einer Treppe von dannen in diese Bad-Stuben herunter steigen können.

Die Javaner sind, wie alle Indianer, sehr mässig im Essen. Etwas Reiß, Früchte, gedörrete Fische und klar Wasser oder Thee ist ihre gemeine Speise und Tranck: Denn sie halten das Verbot ihres Propheten recht heiliglich, nach welchem ihnen alles starcke Getränckе untersaget ist. Sie gebrauchen auch einen von Reiß verfertigten Tranck, und essen alle Arten von Fleisch, die ihnen in ihrem Gesetz erlaubet seyn, und dahero enthalten sie sich auch des Schweine-Fleisches. Das *Pinang* und *Betel* kauen ist bey ihnen in beständigem Gebrauch, und auf einem Gastmahl ist dieses immer das erste Gericht und auch das letzte, das sie vorsetzen. Dem Mißbrauch desselben, schreibet der gelehrte *Bontius* es zu, daß die Javaneser und auch andre Indianer vielfältig verdorben Zahn-Fleisch und schlechte Zähne haben. Sie gebrauchen auch viel Opium, um ihre Lebens-Geister lebendig zu machen, und mischen solches auch unter ihren Toback, welchen sie meistentheils nicht wie wir aus Pfeiffen, sondern aus zusammengerollten Blättern, bey ihnen *Bon Koesen* genannt, zu rauchen pflegen. Sie pflegen mit gecreutzten Beinen auf Matten oder Tapeten zu sitzen, nachdem ein jeder es sich anzuschaffen vermag: Auf gleiche Weise setzen sie sich auch, wenn sie essen. Sie gebrauchen weder Löffel, noch Messer, sondern greiffen alles mit den Fäusten an, und führen es so zum Munde. Sie sind Liebhaber von grossen Gästereyen, auf welchen die Männer einander gerne ihren Reichthum, Vermögen, Ehre, Verschwendung und Plaisirs erzehlen und sehen lassen: Da die Weiber und Kebs-Weiber indessen die Speisen zubereiten, und auftragen. Die vornehmste Ergötzlichkeit, daran sie sich belustigen, bestehet in den Täntzen der Sclavinnen: Und diejenigen, welche sich bey solcher Gelegenheit mit der Schnelligkeit, Geschmeidigkeit und Geschwindigkeit ihrer Gliedmassen am meisten sehen lassen, stehen bey ihren Herren in der grösten Gunst. Ihre Fröligkeit wird auch unterweilen durch sinnreiche Erzehlungen und angenehme Gespräche

der Weiber vermehrt, wenn solche nemlich mit zum Tisch gelassen werden; Und neben dem lassen sie sich auch durch ihre Javanische Music zur Freude ermuntern, welche in kupffernen Beckens und dergleichen Instrumenten bestehet, die einen, den Europäischen Ohren, gantz fremden und unangenehmen, Thon und Klang von sich geben. Sie sind eben so grosse Liebhaber vom Hahnen-Gefecht, als die von *Borneo*; Die Chineser haben auch Charten- und Bret-Spiel unter ihnen eingeführt. Sie haben auch viel Gefallen an Büffel- und Stier-Gefechten: Weil sie aber diese Spiele nicht an einem umzäumten und wohl verwahrten Ort anstellen, endigen solche sich vielfältig mit einer Tragödie. Die Tyger-Jagd, welche auch eine von ihren Plaisirs ist, ist noch weit gefährlicher. Erstlich machen sie ihre Fallen und Gruben zurechte, und dann umringen sie den Platz, da sich das Thier am meisten aufzuhalten pfleget, mit einer Menge von gewaffneten Leuten, und bemühen sich den Tyger mit Schreyen und Ruffen in die Schlingen zu Jagen. Unterweilen aber bricht er durch, und ergreifft einen andern Weg, zum Verderben derjenigen, welche das Unglück haben, an dem Ort zu stehen, da er hinaus wil. Einige Javanische Printzen haben Tyger, die sie von jung auf erzogen, und so zahm gemacht haben, daß sie als Hunde in ihren Schlössern herumlauffen. Unterweilen aber verfallen sie wieder in ihre natürliche grimmige Wildheit und Wuth, und thun grossen Schaden. Die Chineser haben hier zu Lande eben denselben Zeit-Vertreib, dessen sie sich in ihrem Vater-Lande bedienen. Sie haben ihre Comödien, Feuer-Wercke, und so ferner, welche sie insonderheit bey ihrem Neu-Jahr und auf den grossen Fest-Tagen anstellen. Es giebt auf *Java* Täntzerinnen, welche ihr Brodt damit verdienen, daß sie vor denjenigen spielen und tantzen, welche sie hohlen lassen, welches fast bey allen Gastereyen und Frölichkeiten zu geschehen pfleget. Sie haben Gauckler und Posituren-Macher, die sich so toll stellen und drehen können, als einer in Europa nur immer vermag. Denn die Javaner sind nicht nur geschwind genug dazu, sondern sie geben auch an Geschwindigkeit niemanden etwas nach, wie man solches an ihrem Ballspiel sehen kan, wobey sie den Ball mit ihren Fuß-Sohlen, mit den Knien und Ellenbogen, ohne die Hände dabey zu gebrauchen, so behende zu schlagen wissen, daß man sich billig darüber verwundern muß. Gleichwie Männer und Weiber durch die Banck sich in den Ströhmen baden, so können sie auch durch die Banck fertig schwimmen. Sie schwimmen aber nicht, wie wir, mit Ausschlagung der Arme, sondern so wie die Hunde, welche Weise bey andern Indianischen Völckern auch gebräuchlich ist. Die Javanische Manns-Personen schlagen ihr Wasser nicht, wie die Europäer, im ste-

hen ab, sondern hucken dabey nieder, welches etliche andre Orientalische Völcker auch zu thun pflegen. Die Manier zu grüssen ist bey den Javanesern fast eben so beschaffen, als bey den Maleyern und andern Indianischen Völckern. Sie erheben eine, oder auch beyde Hände bis ans Haupt, nachdem der Mann, den sie grüssen, von grossem Ansehen ist. Wo er ein Fürst ist, fallen sie auf ihre Knie, und neigen ihr Haupt bis an die Erde. Die Vornehmen, und solche Leute, die unter ihnen in Machung einer zierlichen Reverentz es andern zuvor thun wollen, berühren erstlich ihren lincken Fuß sehr geschwind, und fahren hernach übers Angesicht und dem Kopff her. Der gemeine Mann ist gegen die Vornehmere sehr sclavisch. Sie nahen sich nur auf den Knien zu ihnen, und hören gar genau auf ihre Befehle, diese beantworten sie mit den Worten *Kakoebo Sampejan*, das ist: Sclave unter euren Füssen, und führen sie sehr geschwind aus. Weil sie aber ihren Herren ohne seinem Befehl nicht anreden dürffen, setzen sie sich vor seinen Augen immer auf den Knien nieder, und warten bis es ihm gefällt zu ihnen zu kommen, und sie anzureden. Der Geringere wird unter ihnen den Vornehmern niemals anreden, ehe er gefragt wird, oder Befehl bekömmt, daß er reden soll.

Die Grossen des Reichs und ansehnliche Leute erscheinen mit einem grossen Gefolg von Sclaven, Sclavinnen und Dienern auf der Strasse. Das Gefolge der Grossen des Reichs pfleget gemeiniglich in folgenden zu bestehen: Ausser einer Leibwacht, welche schöne lange mit Silber beschlagene Picquen führet, haben sie eine Staats-Picque, welche mit Gold und Silber beschlagen, von einem eignen Staats-Picquenier vor ihnen hergetragen wird. Hinter ihnen her trägt einer ein Spey-Topf, der andre eine Matte darauf zu sitzen, ein anderer einen Sonnen-Schirm, wieder ein anderer ein Rohr Toback daraus zu rauchen, noch einer eine *Clappus*-Schale mit göldenen oder silbernen Beschlag, in welcher sie Toback oder *Bon Koesen* aufheben. Andere tragen Brenn-Holtz, *Pinang*-Dosen, den Schild, das Schwerdt, eine Flasche mit göldenen oder silbernen Beschlag zum Trinck-Wasser, und einige haben sogar einen eigenen Kerl, der ihnen die Pantoffeln nachtragen muß. Die Sclavinnen sind die vornehmsten Aufwärter der Javanischen Magnaten. Vor ihnen müssen die geringere Leute nicht nur weichen, sondern auch vom Wege abgehen, und auch der aller geringsten ihren Respect knieend bezeugen, bis daß das gantze Gefolg vorbey passirt ist.

Unter den Ceremonien, welche bey einigen andern Indianischen Völckern, so wohl, als bey den Javanesern gebräuchlich seyn, müssen wir ihre ansehnlichen Ceremonien, die sie bey Abschwörung eines Eydes gebrauchen, nicht

mit

mit Stillschweigen übergehen. Wenn sie etwas auszurichten eydlich versprechen, stecken sie ihre *Critzen* ins Wasser, und lassen etliche Tropffen von denselben auf die Zunge herablauffen, mit dem Wunsch, daß sie nicht möchten ungestrafft bleiben, wo sie das Belobte nicht richtig halten und erfüllen sollten. Indessen kan man doch auf ihre Eydschwüre nicht viel bauen.

Die Hochzeiten werden bey den Javanern mit groser Pracht begangen: und dauren nicht einen, sondern verschiedene Tage nach einander. Sie bestehen grösten theils in prächtigen Processionen, mit Music und andern Lustbarkeiten, welche unterweilen zu Lande und unterweilen in Fahrzeugen auf dem Wasser, nach dem Vermögen der Hochzeitere, bald mit grösserer, bald mit weniger Pracht gehalten werden. Solche werden endlich mit einer köstlichen Mahlzeit geschlossen, wobey das Haus des Bräutigams mit allerley Bluhmen des Landes artig aufgeputzet wird. Walther Schultz beschreibet eine solche Hochzeit, und sagt, daß er auf *Batavia* gesehen, wie bey solchen Processionen ein Hauffen Tänzer, Spiel-Leute, Tambours und andre lustige Possenmacher vorangegangen, welche sich auf Schalmeyen und kupfernen Becken mit einem angenehmen Getösse lustig hätten hören lassen. Hinter diesen kamen zwey Mohrische Priester in weisser Kleidung, darauf die Bluts-Freunde des Bräutigams, und hinter selbigen der Bräutigam selbst, auf einem Persianischen Pferde, das wohl ausstaffirt und von zwey Mohren geleitet ward, sitzend; über seinem Haupte aber ward ein köstlicher Sonnen-Schirm mit langen Franjen getragen. Zwey andre Mohren giengen beyher, und besprengeten den Herrn Bräutigam mit Rosen-Wasser, wobey sie tausenderley sinnreiche Minen und Geberden, und artige Complimenten machten; sie suchten ihm auch mit feinen Cattunen Tüchern, die mit Weyrauch und wohlriechenden Specereyen beräuchert waren, eine angenehme Lufft zu zu wehen. Hinter ihm folgten zwey Mohrische Gespielen des Bräutigams, welche den Aufzug beschlossen, der bey schon eingebrochenem Abend bey dem Lichte von einer grossen Menge Fackeln und Kertzen einherzog. In solcher Ordnung gieng dieser ansehnliche Aufzug von des Bräutigams Hauß durch viele Umwege bis an der Braut Haus. Allhier stieg der Bräutigam unterm Beystand seiner beyden Gespielen vom Pferde herunter, und ward von seinem Gefolg mit besondern Ceremonien in ein grosses Gezelt, das zu dem Ende vor der Thüre des Braut-Hauses aufgeschlagen war, hinein geführt. Hierselbst waren Persianische Tisch-Tapeten und Tücher ausgebreitet, und Küssen vor dem Bräutigam und seine Gespielen hingelegt, worauf sie sich setzten. Hernachmahls trugen etliche Mohrinnen den Manns-Personen *Curry* und

Hühner in höltzernen Schüsseln auf, welches sie unter dem Schall ihrer Music verzehreten, und dabey einen Schluck Wasser truncken: doch gieng bey etlichen nicht gar zu religieusen Mahometanern auch ein Trunck *Arak*, aber nur heimlich um. Die Weiber wurden unterdessen in dem Hause selbst bewirthet. Als die Mahlzeit aufgehoben war, ward eine Banck mitten in dem Gezelt hingesetzt, vor welcher der Bräutigam sich mit seinen beyden Gespielen, einen derselben an jeder Seite habend, stellete, um die Trauung abzuwarten. Darauf traten ihrer zwey hin, und hielten ein Kleid also vor dem Bräutigam, daß er davon, als von einer Gardine bedeckt wurde, daß niemand ihn von forne sehen konnte, und gleich darauf brachte der Braut Vater die Braut vor den Bräutigam, welche sich in einem Schleyer so eingehüllet hatte, daß niemand ihr Gesicht sehen konnte. Indessen fiengen die zwey Mohrische Priester ihr Geplerre lustig an zu treiben, und sprachen mit bedecktem Haupt ein kurtz Gebet für die zwey verlobte junge Leute. Darauf ward der Bräutigam von den Priestern gefragt: Ob er diese seine allhier gegenwärtige Braut vor seine rechtmässige Hauß-Frau anzunehmen gesonnen sey? und als er solches mit Ja beantwortet hatte, ward die Braut auf gleiche Weise befragt, welche auch dieselbige Antwort von sich hören ließ. Als dieses geschehen, fieng die gantze Gesellschafft an zu jauchzen und zu singen, die Braut ward entdeckt, das Kleid, so zwischen Braut und Bräutigam gehalten wurde, viermal niedergelassen, und der Bräutigam bewarff die Braut viermal mit weissen Bluhmen; endlich zogen sie das Kleid wieder auf, und sungen beständig dabey. Bald ward dieses Kleid oder Decke noch viermal niedergelassen, damit die Braut dem Bräutigam auch Bluhmen zuwerffen könnte. Als sie nun darauf dieses Kleid wieder einen Augenblick empor gehalten hatten, ward es abermalhs niedergelassen, und der Bräutigam nahm einen mit Diamanten besetzten Ring von seinem Finger, welchen er an der Braut Finger steckte: welches sie ihres Orts mit gleicher Bezeugung aller Hochachtung mit einem gleichen Geschenck erwiederte. Das Kleid ward abermahl aufgezogen, und einmal gesungen: als man aber die Decke zwischen ihnen wieder sincken ließ, nahm der Bräutigam seinen Krantz, und warff selbigen der Braut über den Hals, welche Careffe sie mit gleicher Müntze bezahlete. Darauf ward die Decke gantz weggenommen, und der Bräutigam setzte sich auf einer netten Ruhe-Banck nieder, und nahm die Braut aus des Vaters Armen in seine, und setzte sie auf seinen Schoß. Man gab ihm ferner einen Napf mit Milch in seine rechte Hand, aus welchem beyde wechselsweise einmahl truncken, und ihren Mund hernach mit Wasser ausspühlten. Darauf gieng der Bräutigam mit

seiner

seiner Braut im Arm aus dem Gezelt heraus, und stieg zu Pferde; marchirte auch in aller Eile und mit oben beschriebenen Staat nach seinem Hause hin. Dieser gantze Aufzug ward mit der grösten Sittsamkeit und Stille vollzogen, so daß man unter Christen solche sich nicht so leicht vermuthen seyn kan. In des Bräutigams Hause aber setzten die jungen Hochzeitere sich auf dem *Alcatyf* oder *Sopha*, und des Bräutigams Mutter machte ihnen *Betel* und *Pinang* zurechte, und gab solches ihrem Sohn, welcher es lange kauete, und endlich mit seinem Speichel wohl durchnetzet, der Braut hinreichte, welche abermals so lange daran kauete, bis alles verzehret war, worauf beyde wieder den Mund ausspühleten. Ferner nahm des Bräutigams Mutter eine Lampe, und leuchtete einem jeden von den jungen Leuten, viermal über der Hand ins Angesicht, und sprach dabey murmelnde den Segen über sie. Zuletzt knüpffte sie des Bräutigams Ober-Kleid an der Braut Unter-Kleid: worauf selbiger seine Braut in die Arme nahm, und mit ihr in eine Kammer gieng, um daselbst allen Trau-Ceremonien ein Ende zu machen.

Ob wir uns gleich vorgenommen hatten, nichts von den Gewohnheiten und Sitten der fremden Nationen, die sich zu *Batavia* und auf der Insul *Java* niedergelassen haben, zu reden: so können wir doch nicht umhin, dasjenige hier mit beyzufügen, was der Herr *Salmon* von dem Verfahren der Chineser bey solchen Solennitäten angefüget hat, damit nichts ausgelassen werde, was er in seiner Historie von *Java* angeführet hat, und zur Erkänntniß der Völcker und Nationen dienet. Was die Chineser anlanget, spricht er, die daselbst wohnen, so lassen sie hier ihre Weiber und Töchter eben so wenig unter Leute kommen, und gesehen werden, als in *China*: obgleich auch ein jeder soviel Weiber nehmen darff, als er will, so müssen doch über diesen seine Sclavinnen ihm, als Kebs-Weiber dienen. Die Pracht der Chinesischen Hochzeitern ist hier nicht schlechter noch geringer, als in ihrem Vater-Lande. Wenn die Verlöbniß geschlossen ist, kömmt der Bräutigam bey Abend in einer Sänffte seiner Geliebten zu zu sprechen, und hat ein Gefolg von etlichen hunderten von Leuten, die recht dazu ausdrücklich geheuret seyn, deren jeder eine Laterne auf einem Stock trägt. Hinter dem Bräutigam folgt die Music, welche nach ihrer Landes-Manier tractirt wird, aber in Europäischen Ohren sehr schlecht klinget. Dann kommen die Priester zu Pferde in Violetbraunen Röcken, und mit viereckten Mützen auf dem Kopff, ihnen folgen etliche Bluts-Verwandte und Freunde des Bräutigams, welche im Vorbeygehen immerfort ihre Racketen, welche allerhand Pflantzen und Thiere vorstellen, in die Lufft schicken. Wann der Bräutigam also seine Visite bey der

Braut abgelegt, und sie bey der Gelegenheit zum erstenmahl selbst gesehen hat, kehret er mit demselben Train wieder nach Hause, als er gekommen ist. Bald darauf wird die Hochzeit mit aller Pracht vollenzogen. Der Bräutigam ziehet alsdenn zum andernmal mit gleicher Pracht hin nach der Braut Hause, und hohlet seine Braut ab, welche in einer Säufte getragen wird, die also zugerichtet ist, daß sie alles sehen kan, selbst aber von niemand gesehen wird. Wenn dieser Aufzug vorbey, werden die Männer in einem besondern, und die Weiber in einem andern Zimmer, dahin die Männer nicht kommen dürffen, von dem Bräutigam tractirt. Des Abends speiset die Frau mit ihrem Mann, welche Ehre ihr hernach nicht so leicht wiederfähret.

Die Holländer so wohl als die Javaneser, und andre Völcker, die Proselyten seyn, und durch Heuruthen mit ihnen sich vereiniget haben, begraben ihre Leichen so wie in Europa gebräuchlich. Die übrigen Javaneser so wohl Mahomethaner, als Heyden begraben ihre Todten, und verbrennen sie nicht, wie in Indien anderwerts wohl zu geschehen pfleget; sondern sie behalten in ihren Begräbniß-Ceremonien verschiedene Chinesische Gebräuche, als von welcher Nation sie auch entsprossen seyn. Die Chineser auf *Batavia* begraben ihre Todten eben so, als ihre Lands-Leute in *China*. Wenn alle Hoffnung der Genesung aus ist, und der Krancke mit dem Tode zu ringen anfängt, werden seine Freunde herein geruffen, welche seinen herannahenden Abschied mit heulender Stimme beweinen, und ihn immerfort fragen, warum er sie verlassen will, und was ihm fehlet, dabey sie auch zusagen, daß sie alles thun wollen, was er begehret, wenn er seinen Abschied nur ein wenig einstellen wolle. Wenn denn der Krancke endlich den Geist aufgegeben hat, werden ihm seine beste Kleider angelegt, und er auf ein Parade-Bett mit brennenden Kertzen vor ihm gelegt. Sie zünden darauf etliche Tage nach einander Weyrauch vor den Todten an, und erzeigen ihm göttliche Ehre. Seine Weiber und Kinder müssen indessen an jeder Seiten der Leiche stehen, und ihren Verlust mit bittern Thränen beweweinen. Wenn die Zeit der Beerdigung da ist, wird die Leiche auf eine Baare gelegt, und auf den Schultern von den Trägern hingetragen. Die Priester folgen der Leiche in violetten Röcken, die Traur-Leute aber gehen in weisser Kleidung, und die Weiber verhüllen ihr Haupt also mit einer weissen leinen Haube, daß fast niemand vom Volck sie im Gesicht sehen kan. Diese aber machen mit ihrem Heulen und Lamentiren, bey dem Getöse ihrer Trommeln und kupffernen Schüsseln, auf welche sie beständig schlagen, eine erbärmliche Music. Zu *Batavia* haben die Chineser ihren Gotts-Acker ungefehr eine halbe Stunde von der

Stadt.

Stadt. Wenn sie daselbst anlangen, wird die Leiche gleich zu Erden bestellt, und man verbrennt allerhand Sachen bey dem Grabe, welche der Todte nach ihrer Meynung nothwendig gebraucht: Doch besteht solches mehr in papiernen Schildereyen von diesen Dingen, als in den Sachen selbst. Lange Zeit hernach tragen sie noch alle Tage Essen zu den Gräbern ihrer Freunde aus: Und da einige einmahl so unbesonnen waren, solche Speisen zu rauben, sollen sie selbige vergifftet haben, um sie davon abzuschrecken. Auf ihrem Gotts-Acker zu *Batavia* haben sie unterschiedliche prächtige Grabmähler aufgerichtet, so wie dann die Chineser überhaupt, in Erzeigung der göttlichen Ehre an ihre Vor-Eltern und in Aufführung prächtiger Gebäude zu deren Andencken, ein grosses Theil ihres Gottesdienstes setzen: Und obschon etliche zweifeln, ob solches mehr als eine bürgerliche Verehrung sey, so findet sich doch, daß die vorigen Päbste sowol, als der gegenwärtige (Innocentius XIII) solche Verehrung, als eine Abgötterey verworffen haben. Ich will aber den Leser, dieser Materie wegen, nach der Beschreibung von *China* verweisen, woselbst er sehen wird, was die Jesuiten zur Beschönigung ihres Verfahrens sagen, und wie weit sie diese Verehrung der Voreltern ihren Neubekehrten erlauben.

Bishero haben wir von der Lebens-Art der Javaneser und anderer Indianer, die auf *Java* und *Batavia* wohnen, hauptsächlich gehandelt: Wie es aber die Europäer und ihre Abkömmlinge daselbst halten, stehet aus den Nachrichten bey *de Graef* und *Valentyn* ohnschwer abzunehmen. Wir haben eben nicht Lust diese Schilderey abzucopiiren, insonderheit weil in einer von uns schon eingerückten Passage aus dem Herren *Salmon* schon soviel abzunehmen stehet, als zu einem kurtzen Entwurff genug ist. Dieses wollen wir nur noch anführen, daß die Europäer und ihre Nachkommen, die zu *Batavia* wohnen, zweyerley seyn, als entweder Bedienten der Compagnie, oder auch freye Leute, welche sich mit der Kauffmannschafft abgeben, und damit ihre Hanthierung und Nahrung haben, oder auch von ihren Renten leben. Uberhaupt kan man sagen, daß die Europäer daselbst prächtig, köstlich und üppig leben, sowohl was ihre Häuser, Haus-Gerath, Kleider, Essen, Trincken, Sclaven, als auch das Gefolge auf der Gassen, und ihre Kutschen und Pferde anlanget. Wenn man sich mit den Früchten des Landes behelffen will, kan man hier sehr wolfeil leben. Wenn man aber mit Europäischer Speise und Getränck einander tractirt, welches dorten zum öfftern geschicht, kostet solches ungemein viel Geld. Die Conversation ist daselbst sehr freundlich und vertraut, welches zu grosser Verzehrung Anlaß giebet, und die Haus-Miethe ist auch sehr theur und hoch im Preis. Die Weiber der Europäer haben es dor-

ten sehr gemächlich, weil sie alles mit ihrem blossen Befehl gleich haben können, und ihnen alles zu Gebothe stehet. Denn sie haben ihre Sclaven und Sclavinnen, welchen sie die Haushaltung entweder gantz, oder zumtheil, und auch so gar die Erziehung ihrer Kinder anvertrauen: Welches nicht nur etwas unnatürliches und schändliches ist, sondern auch, wie man bemercket hat, die Ursache von der dasigen elenden Kinder-Zucht seyn soll.

Sie haben zwar unterweilen mit boßhafftigen Sclaven und Sclavinnen zu thun, sie wissen aber selbige durch ihr Haus-Gesinde, oder durch des Fiscals seine *Caffern* so abdreschen zu lassen, daß sie wohl Guts thun müssen. Um zu zeigen, wie Leute von schwachem Verstande, die dabey dem Aberglauben ergeben, und mit einem bösen Gewissen beschwert sind, sich so leicht betriegen lassen, und sich selbst durch ihre Gewissens-Angst gezwungen verrathen, will ich allhier erzehlen, wie die Europäer es angreiffen, ihre Sclaven, die nicht reine Finger halten, zu entdecken. Sie halten ihnen zween Zweige von einem Baum, die an dem einen Ende gespalten, an dem andern aber noch zusammen gewachsen seyn, und sich daher an dem gespaltenen Ende von selbst zusammen kneiffen, um den Hals, und sagen dabey etliche-mahl diese Worte her: *Jan Preto, impi dreto, si eo tenho coelpa, enforca mi*; Welches so viel heist, als: Schwartzer Johann, wo ich schuldig bin, so kneiffe mir den Hals zu. Weil man nun diesen Hals-Zierrath den schwartzen Johann nennet, und man ihnen weiß macht, daß er den schuldigen allmählich den Hals zukneifft, so macht die Furcht, daß ihnen diese kneifende Höltzergen unerträglich scheinen, und sie mit dem Bekänntniß ihrer Diebereyen herausrücken. Sie geben ihnen auch ein hauffen trocknen Reiß, vorgebende, daß derselbige beschworen sey. Wer selbigen herunter bringt, wird für unschuldig angesehen; Der Schuldige aber wird durch sein nagendes Gewissen in Angst und Furcht gesetzet, daß er möge entdeckt werden, und kan daher den Reis nicht herunter bringen. Sie geben ihnen auch einen kleinen Stock von einem Finger lang, sprechen etliche Formuln darüber, und machen ihnen weiß, daß selbiger, wenn er bey dem Schuldigen eine Zeit lang gewesen, wol einen Finger breit länger werden solle. Dieser glaubt es, und schneidet, allen Argwohn von sich abzuwenden, so viel herunter, womit er dann sich selbst verräth.

(o)

Das

Das siebende Capitel.

Von den Städten, Wegen, Manieren zu reisen, Fahrzeugen, Sprache, Wissenschafften, und Künsten der Javaneser.

OBgleich einige Javanische Städte mit Mauren und Wällen umgeben und mit Thoren geschlossen seyn, so sind diese Festungen doch von schlechter Wichtigkeit: Etliche die den Nahmen von Städten führen, verdienen nichts mehr als Flecken zu heissen. Die Häuser in den vornehmsten Städten sind selten an ordentlichen und wol regulirten Strassen gebaut, und stehen meistentheils, als wenn sie ohne Ordnung hingesetzt wären. Einen Mohrischen oder Mahometanischen Tempel oder Mosque, der mit einigen Dächern über einander belegt ist, einen Hof oder *Dalam* des Fürsten, oder Land- und Stadt-Vogts, und eine Rennbahne findet man fast in allen Städten, nebst einem und auch wohl mehr Marckt-Plätzen, woselbst ein- oder auch wohl mehrmalen des Tages allerhand Eß- und Kram-Waaren feil gehalten werden.

Ob es gleich an etlichen Oertern von *Java*, als bey *Batavia*, *Bantam*, *Samarang* und *Mataram*, und vornehmlich bey der ersten Stadt, einige schöne Wege giebet, die zum Fahren recht bequem und lustig seyn, so sind die Wege auf *Java* doch gröstentheils wegen der Berge, Klippen und Moräste, und dem vielen schweren Sand zum Fahren unbrauchbar, und dahero vor eine Armee, die eine Menge von schwerem Geschütz und Bagage bey sich führen muß, nicht gar zu bequem, weil fast alles von Pferden, oder Menschen muß nachgeschleppet werden.

In *Batavia* kan man, nachdem die Stadt zu solchem Ansehen gestiegen, alle Gemächlichkeit haben, die in *Europa* nur zu bekommen ist. Die Kutschen sind daselbst so gemein, als in unserm Theil der Welt. Doch ferne von der Stadt kan man sie nicht gebrauchen. Sie bekommen schöne Pferde aus Persien. Die Pferde, welche auf der Insul selbst fallen, sind nur klein, aber wohl zu gebrauchen. Die vornehme Leute unter den Javanesern lassen sich unterweilen unter einem zahlreichen Gefolg von Sclaven, die ihnen aufwarten, von Menschen auf den Schultern in Sänfften tragen: sonst aber reisen sie zu Pferde.

Die Schiffe der Javaneser waren, vor der Ankunfft der Holländer zu *Batavia* sehr schlecht. Sie hatten zwar *Prouwen* und Böthe, die sehr schnell

seegel-

seegelten; aber ihrer keine konnten mehr als funfftzig Faß führen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so versichert Walther Schultz, daß, obgleich ihre See-Fahrt zu seiner Zeit weit schlechter, als vordem gewesen, sie dennoch, währender Zeit seines Daseyns, es andern Orientalischen Nationen mit ihren grossen und kleinen Fahrzeugen weit zuvor gethan haben. Sie baueten *Fusten*, oder eine Art von *Galioten* oder Galeeren, welche sie vornehmlich im Kriege gebrauchten, und mit vielem Volck anfülleten. Diese hatten hinten eine verdeckte Gallerie und wurden von Sclaven gerudert. Sie baueten auch *Jonken*, deren etliche 2 bis 300 Last tragen konten, und mit einem Bogspriet, Fock-Mast, grossen Mast und Bezan-Seegel versehen waren. Sie führen weder Seegel-Stangen, noch Ober-Seegel, sondern bloß viereckte Unter-Seegel, die von Stroh, oder von der Rinde der *Cocos*-Bäume gemacht werden. Das oberste Verdeck ist sehr hoch. Der Raum aber ist in Kammern abgetheilet. Das Hintertheil hängt auf eine sonderbare Manier über dem Wasser. Sie haben auch eine Cajüte auf ihren Schiffen. Wenn die Javaneser mit diesen Schiffen auf einige Wochen lang von Hause reisen wollen, nehmen sie Frau und Kinder mit. Sie haben auch *Tynangs*, *Prouwen* und Flieger, welche allesammt groß gebauet seyn, aber darinn übereinkommen, daß sie vorne und hinten spitz, unten rund, und sehr schnell im Seegeln und Rudern seyn. Etliche derselben sind auch, weil sie so sehr schmal seyn, und so überaus geschwinde seegeln, mit Auslegern versehen. An etlichen sind die Steven sehr nett gezimmert, und artig geziert. Einige sind mit artigen Zelten versehen, und dienen ihnen zu netten Spiel-Schiffen, auf welchen die grossen und ansehnlichen Leute zur Lust den Strohm auf und nieder fahren. Die Fischer-Böte, *Tynangs* oder Flieger, wie sie von ihrer Geschwindigkeit im Seegeln genennet werden, sind mit einem Bezan-Seegel versehen. Das Ruder ist ein Stück *Bamboes*-Holtz, an welchem unten eine Schauffel befestiget ist, welche mit einem, oder mehr Stricken nach ihrer Grösse befestiget wird. Die kleine Fahrzeuge werden von den Ruder-Knechten, welche sie *Pagayes* nennen, regiert.

Weil die Holländer auf *Batavia* und der Insul *Java* gute Eichen-Bäume gefunden haben (wie der Herr *Salmon* das *Djati*-Holtz nennet) bauen sie itzund recht stoltze Schiffe daselbst, welche sie selten mit weniger als 20 bis 30 Soldaten besetzen, und damit allen Fürsten von diesem Theil der Welt trotzen. Sie haben Seiler-Bahnen und Schiffs-Magazinen angelegt, und halten viele Schiffs-Zimmer-Leute, welche auf der Insul *Onruß* in der Bay von *Batavia* beständig mit Bauung neuer und Verbesserung alter Schiffe beschäfftiget seyn.

seyn. Dieser Ort wird von verschiedenen Batterien mit gutem Geschütz, das nach dem Wasser-Paß schiesset, defendirt.

Was die Sprachen anlanget, welche auf *Batavia* geredet werden, so sind die Holländische, Portugiesische, Maleysche und Javanische, die vornehmsten: weil aber auch Leute von andern Nationen daselbst wohnen, wird ihre Landes-Sprache, wenigstens unter den Leuten von selbiger Nation, geredet und gebraucht. Die süsse Maleysche Sprache, wie etliche sie nennen, versteht man hier überall. Die Javanische aber ist die alte Sprache des Landes. Der Herr *Valentyn* will behaupten, daß es zweyerley Javanisch geben soll, nehmlich hoch und schlecht Javanisch, deren jenes bey Hofe, dieses unter den gemeinen Leuten geredet werde. Sie sprechen die Buchstaben aus, wie sie geschrieben werden; das *A* aber bringen sie als ein Holländisches *OO*, oder Teutsches *U* heraus. Sie schreiben von der lincken Hand gegen die rechte hin, mit eisernen oder stählernen Griffeln auf Palm- oder Cocos-Blättern. Der erfahrne Batavische Medicus, Herr *Bontius*, giebet ihnen das Zeugniß, daß sie so künstlich schreiben, daß sie unsre fertigste Schreiber übertreffen. Die Indianer, sagt er, wissen die Arabische Buchstaben, als welche sie allein gebrauchen, so nett auf diesen Blättern zu entwerffen, daß er sich unterweilen über seine Lands-Leute geärgert habe, weil sie sich über nichts, als über ihre eigne Sachen verwundern, und diese Leute Barbaren nennen, da selbige doch wüsten, gleich den Lacedämoniern, die deswegen berühmt seyn, sich weit nachdrücklicher mit kurtzen, als wir mit vielen Worten auszudrücken.

Von ihren Wissenschafften und Gelehrsamkeit ist nicht viel zu sagen, und allem Ansehen nach wissen sie ausser dem Schreiben nichts. Die geringe Wissenschafft in der Medicin, welche sie besitzen, scheinet ihnen von ungefehr und durch die blosse Erfahrung zugeflossen zu seyn. Ihre Zeit-Rechnung ist sehr ungewiß. Man meynet aber, daß nach ihrer Rechnung die Insul 1653 Jahr bewohnt gewesen. Die Holländer haben auf *Batavia* Schulen angelegt, in welchen anfangs die gelehrte Sprachen vorgetragen wurden; es wollte aber mit den Anschlag, die freyen Künste hier in Aufnehmen zu bringen, nicht recht fort. Weit besser verstehen sie sich auf allerhand Handwercke. Man findet daselbst gute Kupfer- Eisen- Metall- und Gold-Schmiede, wie auch Leute, die gut Gewehr, insonderheit *Critsen* und *Assagayen* machen. Sie giessen auch Geschütz, daß sehr grob, plump, und schwer ist. Um aber weiter zu kommen, so blühen auf *Batavia* allerhand Arten von Künsten, und werden daselbst allerhand Handwercke, die in dem Lande nützlich sind, getrieben.

Sie haben ihre Druckereyen, Papier- und Pulver-Mühlen, Zucker-Mühlen und Zucker-Siedereyen, Spinner, Cattun-Weber, Seiler, Zimmer-Leute, Metzger, Schiffs-Bau-Leute, Schmiede, Kupffer-Schmiede, und lassen auch allerhand Eisen-Werck daselbst schmieden. Wo die Einwohner an einigen Europäischen Handwerckern Mangel haben, wird solches am meisten auf diejenige ankommen, welche allerhand bewegliche Machinen, als Uhren und dergleichen verfertigen. Man kan diese Erfindungen in den heissen Ländern kaum zu ihrer gehörigen Vollenkommenheit bringen, und die beste Uhren, welche man aus Europa hieher gebracht hat, gehen doch nicht richtig. Man findet auch selten eine hohle Klinge hier zu Lande, welche nicht, wenn sie gebogen wird, krumm stehen bleibet. Das Stahl von unsern Feuer-Schlössern selbst, wird mit der Zeit weich, und man muß selbige aufs neue verstahlen lassen.

Die reichsten Javaneser leben meistentheils von ihrer Sclaven Schweiß und Arbeit, die reichsten Edel-Leute, Kauff-Leute und andre Einwohner treiben den Acker-Bau, so wie alle andere Arbeit durch ihre Sclaven, oder durch andere dazu gesetzte Leute. Gleicherweise lassen auch einige Bürger zu *Batavia* ihre Sclaven arbeiten, welche ihnen Brod, Geld und andern Genieß einbringen müssen. Die Sclaven und Sclavinnen werden daselbst nicht nur zu allerhand Hand-Wercken und zur Fischerey gebraucht, sondern auch zum Verkauffen und Herumlauffen mit allerhand Schnurpfeiffereyen und Kauffmanns-Waaren. Sie wissen gar geschickt ihren Kram zum Vortheil ihrer Herren auszustellen, und allerhand grüne Kräuter, Gewächse, Früchte und Schleckereyen an den Mann zu bringen.

Eine jede Javanische Handel-Stadt hat, wie schon vorhero ist bemercket worden, etwas besonders, das sie vor andern Städten in grossem Uberfluß liefert. Von der Insul werden überhaupt nach andern Ländern folgende Waaren verführt: als Reiß, Pfeffer, Wachs, Cocos-Nüsse, Klappus-Oel, Saltz, Schwefel, Zimmer-Holtz, Cattun, und andre Nothwendigkeiten. Es ist aber niemand von allen Europäern ausser den Holländern erlaubt auf *Java* zu handeln. Die Frey-Bürger von *Batavia* handeln aber auf alle Javanische Haven, und umhergelegene Oerter, mit solchen Waaren, welche die Compagnie sich nicht vorbehalten hat. Die Javaneser, unter welchen es auch etliche verschmitzte Kauff-Leute giebet, die in der Kunst Leute zu betriegen, den Chineſern wenig nachgeben, handeln auch ziemlich starck, mit allerhand Coromandelschen, Bengalschen, Suratischen und andern Stoffen, Cattunen Leinwand, Decken und Matten, auch mit *Fo-*

tus oder Kleidern von Cattun, die die Weiber um den Unter-Leib tragen. Neben dem handeln sie mit Lack, Benzoe, Spanischen Röhren, Hartz, Zinn, Bley, Porcellan, Sandel-Holtz, Muscat-Nüsse, Nägelein und Muscaten-Bluhmen, Caneel, Elephanten-Zähnen, und allerhand Europäischen Waaren, welche sie an unterschiedlichen Oertern von *Asia* und zu *Batavia* gegen die Waaren ihres Landes an sich tauschen. Dabey aber muß man mercken, daß der König von *Bantam* unsrer Compagnie allein das Recht geschencket hat, den Pfeffer von dar abzuhohlen, welcher nach des Herrn *Hamilton* Bericht jährlich 10000 Fässer betragen soll, und daneben ihr allein die Freyheit gegeben, mit Ausschliessung aller andern Völcker, Kleider in seinem Lande zu verkauffen. Eine jede Stadt auf *Java* hat einen, und auch wohl mehr Marckt-Plätze, woselbst täglich zu gewissen Stunden allerhand Güter jede Sorte auf ihrem besondern Platz, in zierlich aufgeputzten Kram-Buden feil gehalten werden. Hier siehet man Männer und Weiber, Knaben und Mägdlein, Sclaven und Sclavinnen, unter welchen viele Chineser seyn, unter einem grossen Gedränge von durch einander lauffenden Leuten, ihre Waaren mit grossem Eifer und List den Käuffern anbieten, und an den Mann bringen. Hier hat man Critsen, Spiesse, Messer, Hassagayen, und ander Gewehr zu Kauff: da wird ein Reichthum von Stoffen, Leinwand und andern Sachen, die zur Kleidung dienen, verhandelt, an Chinesischen und Japanischen Porcellan, Juwelen und andern Putz, Gewürtz, Medicinischen Kräutern, Gummien, allerhand Saamen, Wurtzeln und Bluhmen fehlet es auch nicht. An andern Oertern hat man Reiß, *Catsjang*, Caffee-Bohnen und andre Früchte zu kauff. Die Fleisch-Schräncke prangen mit Ochsen-Büffel- und Hirsch-Fleisch, welches daselbst sehr wohlfeyl ist, gleichwie auch die Vögel-Märckte mit kleinem und grossem Feder-Vieh überflüssig versehen seyn: und auf den Fisch-Märckten allerhand Sorten von Fischen, die in den Javanischen Gewässern fallen, angetroffen werden. Auf andern Plätzen findet man Zucker, Honig, Wachs und delicate Confituren. Ausser den Schiffen der Frey-Bürger von *Batavia*, und der Interessenten der Holländischen Ost-Indischen Compagnie, welche mit Pässen der Compagnie fahren, kommen jährlich im November und December 15 bis 20 Chinesische Joncken nach *Batavia*, welche jede 300 bis 400 Faß führen, und mit Anfang des Junii wieder nach Hause gehen. Auf solche Weise werden die Holländer zu geringern Preiß mit Chinesischen Waaren versehen, als ihnen selbige kosten würden, wenn sie ihre Flotten dahin senden sollten, dieses ist des Herrn *Salmons* Meynung, welcher vermuthlich bey Verfertigung dieser Nachricht den vo-

rigen Zustand, vor der letzten Entzweyung mit den Chinesern vor Augen gehabt hat.

Batavia ist daneben die grosse Vorrahts-Kammer der Holländischen Ost-Indischen Compagnie. Man bringt alle Waaren von Japan, den Moluckischen Insuln, von Suratte, Persien, Bengala, Sumatra, Ceylan, Malacca, Siam, den Küsten von Malabar und Coromandel dahin, wie auch alle Waaren, die aus Europa nach Indien gesandt werden. Wenn sie nun eine Art Waaren gegen die andre durch gantz Indien verstutzet haben, und mit allen köstlichsten Orientalischen Waaren versehen seyn, führen sie solche nach Europa, woselbst die Compagnie ihre Waaren gegen baares Geld absetzet. Daher meynt der Herr *Salmon* daß es so weit gefehlet sey, daß der Indianische Handel die Geld-Mittel der Republic Holland vermindern sollte, daß selbiger vielmehr ihnen mehr Geld in den Beutel jage, als aller Handel in der gantzen Welt. Sie haben nicht nur Specereyen genug von ihren eigenen Gewächs, um alles dafür zu kauffen, was sie in Indien gebrauchen, und um Europa damit zu versorgen: sondern sie verbrennen auch vieles, und verwüsten jährlich gantze Wälder davon, damit diese Waaren nur in grossem Preiß bleiben mögen. Indessen meynen doch andre, daß der Indianische Handel alles Geld aus Holland herausziehe, weil jährlich so grosse Summen dahin geschleppet werden. Dieses alles aber wird vielleicht nichts aufheben gegen die grosse Summen, welche jährlich von den ausländischen Kauffleuten für Indianische Waaren nach Holland geschleppet werden.

Das achte Capitel.

Von dem Erdreich, Metallen, Pflantzen, Bäumen und Thieren auf *Java*.

Obgleich die Insul *Java* vornehmlich mitten im Lande sehr bergigt ist, und daselbst hinter *Passaravan* ein brennender Berg, und südwerts von *Batavia* rauchende Plätze liegen, wie aus der letztern Reise des Herren von *Riebeek* nach Süden von *Batavia* erhellet; So weiß ich doch nicht, wie es mit den Bergwercken daselbst stehet, und ob man einige entdecket hat,

oder

oder nicht. Dieses aber ist mir wohl bekannt, daß der Herr *Hamilton* berichtet, es werde auch von *Sorobag* Eisen gehohlet. Der Herr *Salmon* meynet, daß vermuthlich in dieser sowohl, als in den benachbarten Insuln Metalle und Bergwercke anzutreffen seyn, die Bewohner der Gebürge aber haben sie noch nicht entdecket, oder wissen nicht, wie sie die Bergwercke bearbeiten sollen. Gesetzt aber, daß sie selbige entdeckt hätten, und die erforderte Wissenschafft besässen, so würde doch allem Ansehen nach, ihre Faulheit, um welcher willen sie so sehr berüchtiget seyn, sie abgehalten habe, diese tieff verborgene Schätze aus dem Schooß der Erden hervorzusuchen. Alle Mineralien dieses Landes bestehen noch zur Zeit im Schwefel, der daselbst gesammlet wird. Der General *Riebeek* hat auch zu seiner Zeit durch seine Anstalten es dahin gebracht, daß man das *Pickol* Schwefel um $4\frac{1}{2}$ Reichs-Thaler bekommen kan. Auf *Bantam* und andern Plätzen wird auch Saltz aus dem See-Wasser so wie in Europa gekocht.

Die wunderbarliche Fruchtbarkeit dieser Insul, von welcher alle Reisende durch die Banck groß Rühmen machen, verursachet, daß sie sich, wenigstens längst der gantzen inwendigen Küste, sowohl bey den Gebirgen, als am Strande mit ihren Bergen, Weiden, Meer-Busen und Bayen wunderschön und ungemein angenehm präsentirt: Sintemahlen die Berge auf der Insul mit Wäldern ja sogar mit Reis-Feldern gezieret sind. Dieser Prospect hat nicht nur den Päbstlichen Missionarium *Tachard* entzückt: Sondern er füget auch hinzu, daß der Geruch von den wohlriechenden Bäumen sich zwo Meilen weit in der See habe spühren lassen.

Das niedrige Land ist längst den Strand hin, gemeiniglich gerne morastig, und mit Rohr und *Bamboes* belauffen, in welchen Büschen sich allerhand Unthiere aufhalten, und unter andern der Crocodil vielfältig lieget, um auf seinen Raub zu lauren. Bey *Batavia*, *Bantam* und wenig andern Städten herum sind diese Moräste abgegraben, und zu guten Wiesen und Aeckern zubereitet worden. Das Land träget allerhand Früchte, sowohl von Baum- als Erd-Gewächsen, in Menge, welche sowohl zum Unterhalt der Gesunden, als auch zur Heilung der Krancken in allerhand Gebrechen des menschlichen Leibes dienlich seyn. Damit ich ein Verzeichniß zur Probe davon mache, so findet man daselbst, Cocus-Nüsse, Pommerantzen, Limonien, Citronen, Pomponen, Kürbiß, Wasser-Melonen, *Mangas*, *Mangostans*, *Durions*, *Jakas*, *Bananassen*, Gold-Aepffel, *Ananassen*, Pompelmosen, *Piesangs* und ihr so beliebtes *Betel* und *Arak*, welche Früchte alle dieses Land nicht nur mit den

übrigen Gegenden dieses Welt-Theils gemein hat, sondern auch nach dem Bericht der Reisenden, die übrige Indianische Provintzen darinn übertrifft.

Man ziehet daselbst nicht nur Zwiebeln und Knoblauch, sondern es werden auch viele andere Kräuter geborgen, die vor der Holländer Ankunfft in diesen Ländern gar nicht anzutreffen waren, deren Saamen sie aus Persien, *Suratte* und aus Europa selbst hinein gebracht haben. Zu *Batavia* werden anitzo so viele Küchen-Kräuter geborgen, daß sie genugsam hinlänglich seyn, diese volckreiche Stadt damit zu versehen. Man hat daselbst Erbsen, Bohnen, Holländschen Kohl, Portulac, Asparges, Salat, Kres, Petersilien, Kerbel und andere mehr. Man hat auch bemecket, daß das Land von selbst allerhand mit einer zusammenziehenden Krafft versehene Kräuter hervorbringet, welche wider den Durchfall, der hier eine Land-Seuche ist, sehr gut seyn. Obgleich das Land durch die Banck zum Reiß und *Pady* sehr gut ist, so machet doch die Menge der Einwohner sowohl, als die Faulheit der Javaneser, daß diese beyde Arten von Getreide an etlichen Orten sehr theur seyn, ob man gleich anderwerts, als zum Exempel von *Japara*, gantze Schiffs-Ladungen davon wegsendet. Die Aecker sowohl, als die Gärten sind wegen der vielen Bäche, die durch das Land rinnen, reichlich mit Wasser versehen. Uberdem giebt es auch viele Ströhme auf der Insul, welche mit kleinen Schiffen befahren werden können. Dergleichen Ströhme sind bey *Batavia* sowohl als anderwerts, auf welchen die Bürger in ihren Jagd-Schiffen nach ihren Land-Gütern hinfahren. Der Reiß ist fast das eintzige Korn, das hier zu Lande wächst. Sonst haben sie gut Korn, welches von *Bengala* um einen erträglichen Preiß hieher gebracht wird; Doch die Europäer sowohl, als andre Einwohner, essen nach kurtzer Zeit, wenn sie dessen erst recht gewohnt worden, eben so gern gekochten Reis, als Brodt. Weil der Reis daselbst auch sehr gut kauff ist, ist er auch die eintzige Kost, womit sie ihre Sclaven meistentheils unterhalten. Im Mertzen fangen sie an ihren Reis zu säen, im Julio schneiden sie ihn, im October erndten sie die allermeisten Früchte, ob sie wohl das gantze Jahr hierdurch etliche einsammlen. Die Javaner ziehen auch Stricke von Rohr von einem Hause zum andern, und binden allerhand Klapperwerck daran, um die Vögel zu verjagen. Man hat sowohl bey *Batavia* herum, als auf andern Gegenden von *Java* grosse Zucker-Plantagien. Das Zucker-Rohr machen sie klein auf Zucker-Mühlen, und kochen aus dem Safft sowohl Puder- als Candies-Zucker. Wenn das Zucker-Rohr zwey Mann hoch gewachsen ist, wird es abgeschnitten, und auf Karren, die reichlich 1100 Pfund laden können, und mit Büffel-Ochsen bespannet seyn, heimgefahren. Diese ungeheure Thiere

wissen

wissen sie daselbst so zahm und kirre zu machen, daß sie mit ihren Vorder-Füssen vor dem Wagen niederknieen, das Joch auf den Nacken nehmen, und sich selbst einspannen. Nebst dem Zucker wird auch Toback auf *Java* gebauet. Insbesondre aber fällt hier viel Pfeffer; Denn obgleich derselbe in den Königreichen *Bantam* und *Jaccatra* alleine wächst, so wird er doch an mehr Oertern von *Java* verhandelt. Welche eine grosse Menge die Stadt *Bantam* allein, laut des Herren *Hamiltons* Bericht, jährlich liefern kan, ist oben schon gemeldet worden. Der Pfeffer wächst auf einer kriechenden Pflantze, welche, wie die Türckische Bohnen, allenthalben anklimmet. Die Blätter sind beynahe den Epheu-Blättern ähnlich, und die Früchte wachsen an Büschen, fast wie die Stachel- oder Johannis-Beere, ausser daß sie an kürtzern Stengeln an den Büschen hängen. Die Bluhmen bestehen aus einem Blade, welches von oben in drey Theile gespalten ist. Die Beeren sind erst grün, hernach werden sie roth, welche Röthe von einem zarten Fleisch herrühret, womit der Pfeffer-Korn bekleidet ist, welches aber mit der Zeit schwartz wird. Wenn man dieses Fleisch herunter ziehet, wird der Pfeffer weiß anzusehen. Die Holländer haben auch Pfeffer-Plantagien bey *Batavia* angelegt: Und der Herr *Castelein* hält noch immerfort eine etliche Meilen von *Batavia* ab. Um uns aber eine Idee von dergleichen Plantagien zu machen, wollen wir sie aus dem *Voyageur le Bruin* beschreiben. Er sagt, daß die Pfeffer-Rancken an gewissen grünen nach der Reihe sechs Fuß von einander gepflantzten Stöcken, oder Bäumen von *Dapdap* dem Muthmassen nach ungefehr 18 Fuß hoch, hinauf geleitet worden, wie etwa in Holland die Türckische Bohnen. Zwischen denselben sey es ungemein angenehm gewesen zu spatziren, selbst wenn der Tag am heissesten gewesen, weil man daselbst unter einem wohlriechenden Schatten gehen konte, ohne das geringste Ungemach von der Sonnen-Hitze zu leiden. Die Javaneser machen den grünen und unreiffen Pfeffer mit Essig ein, und verfertigen eine Art *Atsiacs* davon, welchen sie auch von andern Früchten machen, und den Appetit zu erwecken geniessen. Obgleich der Pfeffer, wie der Herr *Salmon* bemerket, in einem feuchten Lande nicht sonderlich fort will, und tieff im Lande hinein wächst, haben die Holländer doch nicht nöthig Städte und Festungen tieff landwerts ein zu halten. Denn die Einwohner der mittelländischen Gegenden können mit keinen andern Völckern, als mit ihnen handeln, und sind also gezwungen, ihnen den Pfeffer und andre Waaren so wohlfeil zu verkauffen, als sie es haben wollen. Aus dieser Ursache haben sie auch keine Festung oder Garnison über 15 bis 20 Englische Meilen landwerts ein. In *Java* fält auch, wie *Bontius* saget, eine grosse Menge *Curcuma*, oder gelber Ingwer, so daß man

wohl

wohl gantze Schiffe damit befrachten könte. Dieses Kraut hat länglichte Blätter, die breiter als die Blätter des Cardemom-Baums seyn, von welchem es nicht sehr unterschieden ist. Oben hat es eine artige rothe Blüte, die der Bluhme des Krauts *Gladiolus* gleichet. Diese Wurtzel ist in Indien ungemein viel im Gebrauch. Denn ausser daß sie ein *Ingrediens* in ihre so genannte *Bobory* ist, welche oben schon ist beschrieben worden, bereiten sie auch ihr Fleisch und Fische damit. Sie wird auch sowohl auswendig, als inwendig bey Verstopffungen der Gedärme gebraucht. Gleichwie die Javaneser sowohl als andre Indianer von wohlriechenden Sachen viel Wesens machen, so ist auch ihre fruchtbare Insul mit wohlriechenden Bluhmen reichlich versehen: So daß das Frauenzimmer das gantze Jahr herdurch genugsam damit versehen ist, und sich immerfort mit dem angenehmen Raub dieser lieblichen Gewächse aufputzen kan. Weil der *Indigo* auch aus *Java* gebracht, und daselbst gezogen wird, müssen wir auch kürtzlich allhier dieses davon melden, daß es ein Gewächs ist von anderthalb Fuß hoch, und mit verschiedenen Zacken versehen, das kleine Blätter hat, und dessen Saame traubenweise wächst. Das Graß dieses Landes ist, nach des Herrn *Salmons* Bericht, von denjenigen sehr unterschieden, welches in heissern Gegenden fällt. Sie haben kein solches kurtzes und zartes Graß, daran sich unser Vieh feist frisst; Sondern lang und hart Graß, dergleichen in morastigen Gründen zu wachsen pfleget, und das Fleisch am Vieh hart und grob machet. Doch nach des Herrn *de Bruin* seinen Anmerckungen auf seiner Reise durchs Land ist diese nicht die eintzige Sorte von Graß, die sie haben, sondern man trifft auch auf den trocknen Gründen kurtz Graß an. Ehe wir uns von den Kräutern zu den Bäumen wenden, müssen wir von der Cardemomme zu reden nicht vergessen, welche unter andern auch von dieser Insul gebracht wird. Solches thun wir um desto lieber, weil alle diejenigen, welche zu unsern Zeiten sich beflissen haben, die Species, so man in der Artzeney-Kunst gebrauchet zu beschreiben, entweder ihre Unwissenheit selbst bekennen, wann sie auf die Cardemomme kommen, oder auch von dem obgedachten *Bontio* sehr weit abgehen, welcher sich berühmet, selbige mehr als tausendmahl im Wachsthum gesehen zu haben. Sie hat, wie er schreibet, einen Strauch oder Stamm, der dem Rohr ähnlich ist, und wie letzteres in Glieder und Knoten eingetheilet ist. Inwendig aber ist sie mit einem schwammigten Marck versehen. Die Blätter sind auch den Rotting-Blättern sehr ähnlich, bey weitem aber so spitz und scharff nicht. Sie stehen, wie Rotting-Aecker im Felde, und wachsen eintzeln. Die Frucht schiesset nahe bey der Wurtzel aus, und ist anfangs als eine grüne Korn-Aehre anzusehen, wie bey den Narden.

Wenn

Wenn diese aufgehen, brechen Bluhmen heraus, die der Blühte der *Anagallis* gleichen, sie haben aber gelbe Flecken, und einen lieblichen kräuterichen Geruch. Diese Aehre, oder mit Spitzen besetzte Hülse, in welcher die Körner stecken, nimmt, wenn sie allmählig reiff wird, die Farbe des Korns an. Die Frucht aber ist anfänglich weiß, allmählig aber wird sie mit rothen Flecken besprenget, und wann sie völlig ausgetrocknet, bekommt sie die Farbe, welche sie bey uns in allen Gewürtz-Buden hat. Also wächst die Cardemomme auf *Java*; man hat aber noch zwey andre Sorten, welche, wie gleich oder ungleich sie dieser seyn, wir alsdenn sagen werden, wenn wir von Ceylon und Malabar handeln. Die *Nardus Indica*, wächst auch ungefehr 14 Meilen von *Batavia* auf dem Gebirge in grossem Uberfluß. Die Javaneser brauchen sie viel in ihren Speisen, und bereiten ihre Fleisch- und Fisch-Brühen damit, wie sie auch mit dem *Junus odoratus* thun, welcher, ob er gleich sehr häuffig wild wächst, doch von den Maleyischen Frauenzimmer in ihren Gärten gesäet wird.

Aus der Menge der Wälder auf *Java* kan man genugsam abnehmen, daß es daselbst weder an Holtz, noch Bäumen, gebreche. Wir haben auch schon oben erinnert, daß man Holtz zum Schiff- und Häuser-Bau von verschiedenen Plätzen von *Java* hohlet, und damit genugsam versehen ist. Sie haben allerhand Sorten daselbst, und so gar Eichen, welche, nach *Salmons* Urtheil, den Englischen nichts nachgeben sollen. Er zielet vermuthlich auf das *Djati*-Holtz, welches den Eichen einigermassen ähnlich ist, und in zwey Sorten, männliche nehmlich, und weiblich getheilet wird. Dieser Baum ist einer von den höchsten, unter allen die auf *Java* wachsen, und einige sind auch sehr dick. Er hat auch sehr grosse Blätter, welche drey Fuß lang und zwey breit, vorne rund und hinten spitz seyn. Er trägt seine weisse Blüthe in Trauben, doch scheinet die Frucht an einem andern Ort am Baum, als die Blühte zu sitzen: ob man sie gleich in Männlein und Weiblein unterscheidet, welches vielleicht bloß daher rühret, weil es dieser Bäume zwey Sorten giebet, welche man an der bleichen und braunen Farbe des Holtzes unterscheiden kan, wenn sie gefället werden. Man findet den Cedern-Baum auch daselbst. Die gemeinsten Bäume aber, und die am meisten gebraucht werden, sind die Cocos-Bäume und der *Bamboes*, welche den Javanern fast alles darreichen, was sie zum Haus-Bau und zur Ausrüstung ihrer Schiffe gebrauchen. Der Cocos giebt ihnen ausser dem Essen und Trincken, Oel und Essig, starck Getränck und Papier. Wir wollen nicht alle Bäume, deren Früchte wir schon oben beschrieben, und die auf *Java* zu finden seyn, wieder beschreiben. Einige derselben sind einem jeden bekannt. Einige Baum-Früchte aber, die in Europa un-

bekannt seyn, können wir nicht umhin zu beschreiben, damit man, wann in der Beschreibung der übrigen Indianischen Länder, nur die Nahmen angeführt werden, gleich wissen könne, welche Früchte es seyn. Dergleichen aber sind *Jacas*, *Durions*, *Mangas*, *Mangas Tangas* oder *Mangostans*, wie andere sie nennen. Die *Bananas* und der *Piessang* sind schon oben beschrieben worden. Die *Jacas*, oder, wie die Holländer sie nennen, die *Soorsakken*, sind die Frucht eines grossen Baums, der hellgrüne Blätter von einer Hand groß träget, welche aber fast von allen Früchten in ihrer Art zu wachsen unterschieden seyn. Denn da die Blätter sonst an den Zweigen wachsen, kommen diese alleine aus dem Stamm hervor, und aus den dicken Aesten. Die göttliche Vorsehung hat also davor gesorget, daß diese grosse Frucht weder durch ihr schweres Gewicht die dünne Zweige brechen, noch vom Winde abgeschlagen werden möchte: denn sie ist wohl so groß, als eine grosse Melone, und noch grösser. Sie ist auswendig grün, hat eine harte und dicke Rinde, welche mit kleinen erhabenen Knorren, als mit Diamanten auswendig besetzt ist. Mitten aus diesem Knorren wächst ein kleiner grüner Dorn mit einer schwartzen Spitze hervor, welcher aber wegen seiner Zärtlichkeit gar nicht sticht. Das Fleisch, welches sich an der Frucht, die so groß als eine Castanie, aber etwas länger ist, in kleinen von einander abgeschiedenen Häuslein aufthut, schmeckt als eine Melone, weil es aber schwer zu verzehren ist, wird es nicht gebraucht. In diesem Häuslein liegt ein gelbes schleimigtes, aber doch süsses Marck, in welchem etliche harte Körner stecken; diese werde gebraten oder gekocht gegessen, und schmecken wie die Castanien. Die *Durions* oder *Dryons* und Stincker, (wie die Holländer sie nennen, weil sie als gebratene Zwiebeln schmecken, und nach Knoblauch riechen) sind Früchte von einem sehr grossen fruchtbaren Baum mit vielen Zweigen. Das Holtz dieses Baums ist sehr fest, die Blühte fällt ein wenig aus dem Gelben ins Weisse, die Blätter sind eine halbe Hand lang, ein bis zwey Finger breit, und rund herum zackigt. Die Frucht ist so groß, als eine Melone, sie hat eine grüne feste Rinde, welche voll von scharfen kleinen Dornen ist: weswegen man sie auch mit den Füssen zertritt, um sie zum Essen zu zu bereiten. Sie ist langsüber gestreifft, als eine Melone, und in vier Häuslein vertheilt, deren jedes wiederum in drey bis vier Fächer zerschnitten ist, die eine weisse Frucht in sich fassen, in deren jeden ein Kern stecket, der einen sehr zusammen ziehenden Geschmack hat. Der *Betel* dienet, sie zur Fäulnis zu bringen. Der Baum, auf welchem die Frucht *Mangas* wächst, hat viele und sehr weit ausgebreitete Zweige, und trägt öffters malen auf einem Baum gelbe, grüne und grünlich-rohte Früchte. Wenn

dieselbe reiff sind, seyn sie safftreich und angenehm, und haben einen Stein, als eine Pfersich; man macht auch selbige häuffig ein, und confectiret sie. Die *Mangas-Tangas*, oder *Mangostans* sind etwas rar, werden aber für eine von den angenehmsten Früchten gehalten. Sie wachsen auf einem Baum so groß, als ein Pflaumen-Baum, und sind ihrer Gestalt nach einem Granat-Apffel gleich; doch sind sie ein wenig kleiner, und die äusserste Schale etwas dicker, aber zarter und leckerer, dabey dunckel-roth von Farbe. Die Frucht ist so groß als eines Mannes-Daumen, und lieget in der Schaale in drey bis vier Fächergen eingeschlossen. Sie ist so weiß als Milch, sehr zart und safftreich, und hat einen kleinen schwartzen Kern. Man findet keine Weinberge auf dieser Insul, ohne bey *Batavia* herum; woselbst die Holländer sie erstlich angelegt, und zu einer solchen Fruchtbarkeit gebracht haben, daß sie innerhalb zwey Jahren siebenmal Frucht tragen sollen. So bald wird die Traube nicht abgebrochen, so beschneidet man den Weinstock von neuen, und innerhalb funfzehn bis sechszehn Wochen kan man abermals frische Trauben lesen. Dieses geilen Wachsthums aber ungeachtet, kan man doch keinen Wein von den Trauben machen: und man trifft keinen Wein daselbst an, als der aus Persien oder aus Europa kommt, welchen man die Boutelje mit vier bis fünf Englischen Schillingen bezahlen muß. Es ist auch merckwürdig, daß die Weinberge daselbst in dem nächsten Jahr, nachdem sie gepflantzet worden, schon Früchte tragen, und gleich andern Bäumen in einem Jahr weit weiter schiessen, als in drey oder vieren in Europa kaum geschicht. Ausser dieser hier zu Lande gantz fremden Frucht hat man auch den *Cacao*-Baum hieselbst, von welchem aber zu reden wir Anstand nehmen wollen, bis wir an sein Vaterland kommen. Wir müssen aber vor allen noch vom Caffee-Baum handeln, welcher um das Ende des vorigen Jahrhunderts aus Arabien dahin ist gebracht worden, und sehr wohl anschlägt. Diese Plantage hat daselbst ihre Veränderungen gehabt. Ums Jahr 1697 hatte das hefftige Erdbeben, welches die Stadt *Batavia* erschütterte, alle Bohnen zernichtet, welche auf Anordnung des Generals *van Horn* unter den Mauren der Stadt gepflantzet waren. Als aber die Sprossen wieder aus dem Grunde hervor schossen, wurden solche von curieusen Liebhabern wohl in acht genommen, und haben sich nach der Zeit in ihren Gärten sehr vermehrt. Die Herren Generals *van Horn* und *Riebeek* haben dieser Plantage hernach sehr aufgeholffen, und sie ungemein favorisirt; auch dadurch den Grund zu einer künfftig zu erwartenden grossen Erndte gelegt, wodurch man die grosse Kosten, mit welchen die Caffee-Bohnen von *Mocha* müssen gehohlet werden, erspahren kan. Durch die Veranstaltung dieser Herren sind

sie längst der Javanischen Küste gegen Osten ausgebreitet worden. Ob auch wohl der Herr *van Zwoll* diese Plantage nicht sonderlich unterstützte, ist solche doch von den Herrn *Zwardekroon*, als er das Ruder in Händen hatte, mit Macht fortgesetzet worden: also daß man anitzo eine so reiche Erndte auf *Java* einsammlet, daß man sie bey 1000 Pfunden nach Europa herausenden kan. Doch werden sie nicht vor so gut gehalten, als die Caffee-Bohnen von *Mocha*. Weil wir von dem *Pinang* und *Betel*-Kauen, als einer beständigen Gewohnheit der Javaneser, nicht allein, sondern auch sehr vieler andern Indianer an verschiedenen Orten, geredet haben, wollen wir, damit der Leser wissen möge, was das eigentlich sey, die Früchte, aus welchem diese Brocken gemachet werden, und die Präparation derselben beschreiben, damit alles deutlich sey, wenn wir anderwerts derselben gedencken werden. Es bestehet dieser Lecker-Bissen aus der Frucht von *Pinang*, und dem Blade eines andern Gewächses, welches *Betel* oder *Siri* heist. Ersteres ist die Frucht einer gewissen Art Palm-Bäume, welche die Indianer *Arack*, die Persianer und Araber *Fusel* oder *Fausel*, und die Malayer *Pinang* nennen. Der Baum ist inwendig weich, auswendig aber hart, und wächst unterweilen so hoch, als ein *Cocos*-Baum. Er ist dünn und hat keine Zweige, trägt aber Blätter, die den *Cocos*-Blättern ähnlich sind, ausser daß sie etwas breiter ausfallen. An diesen hängt die Frucht in einer grünen Hülse (gleichwie die Palm-Frucht in Persien) in der Grösse einer Eyer-Pflaumen, wenn sie völlig ausgewachsen ist, in grossen Trauben. Diese Frucht folget auf die Blühte, und ist im Anfange grün, wenn sie aber reiff wird, gelb und roht-bunt unter einander gemischt. Ihre Figur ist forne etwas spitzer als eine Eyer-Pflaume, und nahe am Stiel haben sie einen gespaltenen Kelch. Von aussen ist sie ein wenig holtz- und drathafftig, und mit einer Schale, als eine Muscat-Nuß bedeckt. Der *Betel*, wie ihn die Indianer nennen, oder *Siri*, nach der Mund-Art der Malayer, oder *Suri*, wie die Javaner sprechen, oder bey den Chineser *Lauban*-Blätter genannt, ist das Blatt von einem Gewächs, welches sich, wie der runde Pfeffer und die Türckische Bohnen in Holland an den Bäumen und Stöcken aufwindet, um sich daran zu stützen. Die Blätter sind, ihrer Gestalt nach, dem Pfeffer sehr gleich. Der Geschmack aber ist gewürtzhafftig, und kömmt der Krausemüntze nahe bey, ist auch sehr durchdringend und zieht den Mund zusammen. Die Frucht ist rar, und gleicht dem langen Pfeffer, schmeckt auch nach Gewürtz. Aus der obbeschriebenen Frucht vom *Pinang* und den Blättern vom *Betel*, wird dieses Lecker-Bißlein, *Pinang*, mit ein wenig Kalck zubereitet, welches die Indianische Völcker beständig kauen. Die Zubereitung geschie-

het

bet folgender massen: Man zerschneidet die *Arak*-Nuß mit einer Scheere in zwey, vier bis acht Stücke, nachdem sie groß ist: Und wenn man die *Siri*-Blätter mit nassem Kalck, wozu vermögende Leute ein wenig Muscus, Ambra oder Kampffer hinzufügen, beschmieret hat, rollt man es auf als eine Pfeffer-Dütte, und steckt ein Stück *Pinang* hinein. Ob nun gleich dieses denjenigen, die nicht dazu gewohnt seyn, sehr unangenehm ist anzusehen, kauen die Indianer doch beständig daran. Wann das *Betel*-Blatt mit keinem Kalck beschmiert ist, macht es den Speichel grün, sonst aber roth. Der erste Speichel, der sich nach genommenen *Pinang* in dem Munde sammlet, ist roth, und muß ausgeworffen werden, wozu reiche Leute gemeiniglich einen silbernen oder göldenen Spey-Topff oder *Kwispedor* bey sich führen. Sie erscheinen auch selten öffentlich, ohne daß sie einen *Pinang*-Träger bey sich haben, welcher ihnen eine *Pinang*-Doose, die von Silber, *Cocos*- oder dergleichen Holtz zierlich verfertiget und nett beschlagen ist, nachträget, in welcher sie eine Spatel, Scheere, *Pinang*, *Betel* und Kalck aufheben. *Pinang* ist das erste, so man bey einem Zuspruch dem Gast auf einer Schüssel vorsetzet: Daher auch die Weiber bey den Grossen mit dessen Zubereitung beständig beschäfftiget seyn. Der *Pinang* scheinet eine Krafft zu haben, die Leute truncken zu machen, und, die dessen nicht gewohnt seyn, werden darnach, wie vom Toback, schwindelich und düselicht im Haupt.

Wir müssen aber auch nicht vergessen von den heilsamen medicinalischen Bäumen zu reden, welche auf dieser Insul zu finden seyn. Obgleich das Gummi *Benjoyn* aus *Sumatra* und *Siam* am meisten verführt wird; So ist die Insul *Java* doch von dem Gummi-reichen Baum, der diese wohlriechende Materie ausschwitzet, nicht gantz entblösset, sondern der offt belobte Batavische Medicus *Bontius* hat selbige auch auf *Java* gefunden, und berichtet uns, daß der beste *Benjoyn* daselbst gesammlet werde. Die Beschreibung aber, welche er von dem Baum macht, ist von *a Costa* seiner so weit unterschieden, daß wir nöthig erachten, seine Beschreibung des *Benjoyn*-Baums hier gantz einzurücken: Ob aber der hiesige von dem auf *Sumatra* und *Siam* unterschieden, oder ob *a Costa* einem falschen Bericht gefolget, lassen wir dahin gestellet seyn. Wenigsteus versichert er, daß die Oerter, da der Baum wächst, wegen der Tyger-Thiere unsicher seyn, und es schwer falle, denselben sich zu nähern, und die Beschreibung daher nicht recht zuverlässig sey. Es scheinet eine Pflantze zu seyn (oder man muß es lieber einen Baum nennen, sagt *Bontius*) welche aus vielen Rancken, gleichwie die zaserigte Wurtzel *Sarsaparilla*, bestehet. Ihre Rancken sind aber wohl eines Arms dick und darüber, so daß der Stamm,

wenn sie daran sitzen, sich sehr dick präsentirt, man kan aber zwischen den Rancken hin den klaren Himmel sehen. An den Oertern, wo die Rancken an dem Baum gefügt seyn, wurtzeln zum öfftern viele andre Kräuter, welches verursachet, daß man zum öfftern vielerley Blätter auf dem Baum siehet. Den *Benjoyn* herauszuziehen, schneidet man ein Loch in die Rinde, und läst den Gummi herauströpffeln. Ausser den Emblischen und Bellenischen *Mirobalanen* wächst noch eine Sorte auf *Java*, welche beynahe rund und gantz glatt, in unsern Laden aber nicht bekannt ist; Sonst gleichen die hiesige den übrigen *Mirobalanen* an Stamm und Blättern. Sie haben daneben keine eröffnende, sondern eine verstopffende, Krafft, daher sie auch in der rothen Ruhr sehr gut seyn. Die *Tamarinden* wachsen hier auch in Uberfluß. Sie sind die Frucht eines artigen Baums von der Grösse eines Castanien-Baums, welcher hellgrüne annehmlich saur schmeckende Blätter hat, die, der Figur nach, den Blättern des Weibleins unter dem Fahren-Kraut gleichen. Die Blühte besteht aus acht Blättern, und hat die Figur und Geruch der Gold-Aepffel-Blühte. Die vier innerste Blätter dieser Blühte sind dick und weiß, und aus der Mitte derselben schiessen vier krumm gebogene Stengel hervor. Die Frucht ist Bogenweise gebogen, und hat die Gestalt eines Fingers, inwendig aber etliche Kerner, als Lupinen-Bohnen von Grösse, welche in der rothen Ruhr sehr heilsam seyn. Des Nachts bedecken die Blätter die Hülsen der Frucht recht sorgfältig, und winden sich um dieselbe herum, des Morgens aber breiten sie sich wieder aus, und übergeben diese ihre Lieblinge der alles erquickenden Wärme wieder. Der Baum, welcher die purgirende *Cassia* trägt, wächst in den Javanischen Wäldern in gröstem Uberfluß. Er ist wohl so groß als ein Birn-Baum, und trägt mit Flecken besprengte Blätter, welche, der Figur nach, wie die kleinesten Blätter eines Pfersichen-Baums aussehen, und immer bey drey an einem Stengel sitzen. Die Blüthe ist gelb, und gleichet der Heide-Blühte, riechet aber als Gewürtz-Nägelein. Die Frucht ist unterweilen fünff Hand breit lang; Unreiff ist sie grün von Farbe, wenn sie aber reiffet wird sie schwartz. Die Cubeben sollen auf dieser Insul an dem Ufer des Flusses *Sunda* in grosser Menge wild wachsen. Die Rancken von diesem Gewächs suchen auch die höchsten Bäume, um sich, wie der Pfeffer, daran zu halten. Die Blätter sehen aus als Aepffel-Blätter, und die Früchte, die jedes an einem besondern Stengel hangen, wachsen in Trauben; Die Blüthe riecht sehr angenehm.

Die Menge der Bluhmen von schönen Farben und herrlichem Geruch, welche *Java* zieren und angenehm machen, und sowohl an Pflantzen, als an

Bäumen und Stauden wachsen, ist so groß, daß diejenige, welche dieses Land mit einiger Aufmercksamkeit betrachtet haben, vielfältig bezeugen, man könne mit der Beschreibung derselben ein gantzes Buch anfüllen. Wir werden uns also damit nicht einlassen, damit wir die Schrancken der beliebten Kürtze nicht überschreiten, und darinn weder zu viel noch zu wenig thun mögen: Sondern wenden uns vielmehr zu den auf *Java* befindlichen Thieren.

Man hat daselbst Rind-Vieh, zahme und wilde Büffel-Ochsen, Schweine, und Pferde, (letztere aber sind klein von Statur) Böcke, Ziegen, Hirsche und Schafe, welche letztere von aussen hereingebracht sind, sich aber bey weitem nicht so starck vermehren, und sowohl forttkommen, als in kältern Ländern. An einigen Oertern in *Java* ist das Rind-Fleisch so wolfeil, daß man eine Fleisch-reiche fette Kuh von 300 Pfund für 2 Stück von Achten kauffen kan. In den Javanischen Wäldern hält sich eine ungemeine Menge von Affen auf. Insonderheit aber ist daselbst eine Art von Affen, welche, wie der Herr *Salmon* nach dem Herrn *Leguat* berichtet, nur allein auf *Java* anzutreffen ist, und beynahe menschliche Gestalt hat. Der Herr *Hamilton* vermeldet, daß man dieses Thier *Oran-Ootang* (zu Teutsch den Wald-Mann) nenne, und wir haben schon angezeiget, daß es auch auf *Borneo* angetroffen werde. *Leguat*, sagt er, habe eins von diesen Thieren, welches ein Weiblein gewesen, öffters mahlen auf einem Bollwerck des Casteels zu *Batavia* gesehen. Es hatte daselbst sein Haus, und gieng recht aufrecht auf den hintersten Pfoten. Es war sehr lang und dick, und bedeckte die Scham immer mit einer Vorder-Pfote. Es hatte im Angesicht und auf den Vorder-Pfoten keine Haare, und seine Positur war nicht viel von den wilden Hottentotten unterschieden. Diese Creatur machte täglich ihr Bette recht zierlich, und legte sich des Abends hinein, und bedeckte sich mit einer Decke von Wat. Unterweilen band sie ein Tuch ums Haupt, und legte sich nieder, als wenn sie mit Haupt Schmertzen geplaget würde, und machte sonst allerhand wunderliche Possen. Dieser Affe ward mit derselben Flotte nach Europa gesandt, auf welcher der Herr *Leguat* heraus reisete; Er starb aber, als er in die kalte Lufft kam. *Leguat* bildete sich ein, das man grosse Mühe gehabt habe, der Creatur etwas beyzubringen, und sie abzurichten, als welches allein bey Thieren, die ein wenig fähig, und, daß ich also rede, vernünfftig sind, anzugehen scheinet. Andre meynen aber, daß dieses Thier von einem Affen und einer Indianischen Sclavinn sey gezeuget worden; Es darff dieses nicht nur gemeynet, sondern kan von einem mäßigen Judicio als gewiß begriffen werden, zumahl da es so rar ist, daß es kaum ein- oder zweymahl gesehen worden. Denn wenn die Sclavinnen etwas versehen haben,

grauet

grauet ihnen so gewaltig vor ihren harten Herren, oder vielmehr Frauen, welche von keiner Barmhertzigkeit das geringste nicht wissen, daß sie aus Furcht vor ihnen in die Wälder fliehen, und als wilde Menschen leben: und also, meynte man, habe sich die Mutter von dieser elenden Creatur auch mit einem Affen vermischt, in Ermangelung anderer Gesellschafft, und dieses Thier zur Welt gebracht, welches einem Frauen-Mensch in so sehr vielen Stücken ähnlich war. Daß ein solches Geschöpff würcklich gewesen, sagt der Herr *Salmon* ferner, daran steht gar nicht zu zweifeln, weil der Herr *Leguat* einer von den ehrlichsten Reise-Beschreibern ist, die jemals die Feder ans Papier gesetzet haben, es bejahet: er meynet aber auch, daß man nicht gewiß wissen könne: wie diese Creatur in die Welt gekommen. Wer aber die Anmerckungen des Amsterdamischen Bürgermeisters *Tulpii* gelesen hat, und was sonst von diesem Thier geschrieben worden, wird gar nicht zweifeln, daß es eine Art von Thieren sey, welche man durch GOttes Verhängnis in Ost-Indien alleine findet. Wir wollen es hier nochmahls mit den Worten des Herren *Hamilton* beschreiben. Unter allen Creaturen ist es, der Gestalt und dem Verstande nach, einem Menschen am ähnlichsten. Dasjenige, welches er sahe, war vier Fuß lang, grob von Leichnam, und lang von Armen, von der Schulter bis an den Ellenbogen, und konnte, wenn es aufrecht stunde, mit den Fingern die Knie erreichen. Die Lenden und Beine sind grob, aber, nach Proportion des Leibes, zu klein. Die Füsse sind breit an den Zähen, aber bey den Fersen gar zu schmal. Der Bauch stehet ein wenig heraus, und ist mit hellfarbenem Haar bedeckt: So wie der übrige Leib braune und auch dickere und längere Haare hat, als der Bauch. Der Kopff ist etwas groß, das Angesicht breit und völlig, die Augen grau und klein, die Naase klein und platt, die Ober-Lefftze und Unter-Kinn-Backen sehr groß. Das Thier schneutzt seine Naase selbst, und wirfft den Unflaht mit den Fingern weg: es kan auch Feuer anzünden, und mit dem Munde aufblasen. Der Herr *Hamilton* sagt, er habe einen solchen Affen gesehen, der Fische briet, und mit gekochtem Reiß verzehrte. Die Weiblein haben ihre ordentliche Zeiten. Sie haben alle mit einander keinen Schwantz. Sie sind von traurigem Temperament, und ihr gantzes Wesen sieht recht darnach aus: wenn sie auch gleich jung seyn, mögen sie doch nicht gerne spielen, wie andere Thiere. Neben dem haben sie noch eine kleinere Art von diesen Affen, welche sie *Oumpae* nennen, deren Beine und Arme aber sehr klein seyn. Es giebt auf *Java* Raub-Thier und dergleichen Ungeheur auf dem Lande sowohl, als auf der See. Die Tyger sind eine Art solcher schädlicher Geschöpffe, welche sich noch itzo unterweilen gantz nahe unter den

Mauren

Mauren von *Batavia* sehen lassen, und in den Javanischen Wäldern in grosser Menge angetroffen werden, woselbst sie den unachtsamen Leuten mannigmal unversehens auf den Leib springen. Obgleich *Plinius* in seiner Beschreibung vom Tyger-Thier es als ein sehr schnelles Thier abmahlet, so ist es doch nicht gar zu geschwind zu Fuß, und kan, wie *Bontius* vermeldet, schwerlich einen Menschen im Lauffen einhohlen. Deswegen belauret er auch seinen Raub viel öffter, als es ihm mit Lauffen nachsetzet, und leget sich zu solchem Ende an den Bächen und Ströhmen unter den grünen Laub, und lauret auf die durstige Thiere, die dar zur Tränck kommen, um ihn mit einem Quer-Sprung auf den Leib zu fallen. Wenn solches ihm mißlingt, läufft er mit grossem Gebrülle, den Schwantz zwischen die Beine ziehend, davon. Wenn er mercket, daß ein Mensch ihn entdecket hat, macht er sich gleich auf die Flucht: hat er ihn aber erstlich in seinen räuberischen Klauen, so sauget er ihm alles Blut aus, und verzehret den Cörper hernach. Wer bey *Batavia* herum einen Tyger fängt, kan damit 40 Holländische Gulden verdienen. Wenn die Javaneser einen gewahr werden, binden sie eine Ziege oder ander Thier in ihren Fall-Gruben an, auf dieses springt der Tyger zu, und fällt also in die Grube. Daselbst tödten sie ihn nicht, sondern binden ihn also mit einem zähen Stück Holtz, daß sie ihn lebendig an einem *Bamboes*-Holtz nach dem Castel von *Batavia* tragen können. Unter den wilden Thieren in den Wäldern der Insul *Java* findet man auch das Nase-Horn oder *Rhinoceros*, welches diesen Nahmen von einem gewissen Horn, daß es auf der Nasen führet, bekommen hat. Es ist nächst dem Elephanten das gröste Thier, hat aber weit kurtzere Beine. Es hat einen Rüssel, wie ein Schwein, der aber vorne weit spitzer, und oben an der äusersten Spitze mit einem Horn bewapnet ist, welches unterweilen schwartz, unterweilen asch-grau oder weiß ist. Dieses Thier hat keinen Schild, wie man den Leuten weiß macht, sondern eine Haut, die überall gleich hart ist, und weil selbige überall runtzelicht ist, sieht das Thier nicht anders aus, als wenn es mit Schildern über und über bedeckt wäre. Es thut niemanden leid, ohne wenn es gezerret wird; isset auch kein Fleisch, sondern Kräuter und zarte Zweige von den Bäumen, doch meistentheils stachlichte Kräuter. Wenn es erzürnet ist, kan ihm niemand wiederstehen, sondern es vernichtet alles, was ihm vorkommt. Wenn es ein Thier oder einem Menschen ergriffen hat, leckt es ihm alles Fleisch bis an die Knochen vom Leibe herunter, und tödtet ihn also mit solchem Lecken. Sein Fleisch ist sehr hart und zähe, obwohl die Mohren es essen.

Auser obigen Thieren sind daselbst Meer-Schweine, Crocodilen, Schlangen, Scorpionen, Tausend-Beine, Heuschrecken, Raupen und eine

grosse Menge von Ungeziefer, welche jährlich, wenn der Regen fällt, die Erd-Früchte verderben. Uberdem haben sie eine grosse Menge von Fliegen und Mücken, welche die Menschen mit ihrem Stechen plagen, insonderheit aber diejenigen, welche erstlich da zu Lande ankommen. Unter den Crocodilen, welche man daselbst hat, sind etliche 20 bis 30 Fuß lang, aber nach Proportion weder hoch noch dick, wie sie dann auch nur Klauen und fast keine Beine haben. Wenn jemand auch von den Crocodilen verfolget wird, und er hat nur Courage und Behendigkeit genug, sich offt im Lauff zu wenden, und von einer Seiten nach der andern zu springen, soll er ihnen leicht entlauffen können: denn sie haben einen solchen unproportionirlich-langen Leib, daß sie sich nicht drehen oder wenden können. Sie fangen auch ihren meisten Raub, wenn sie sich unter dem Schilff an dem Ufer der Ströhme legen, da sie als ein Block, oder Stamm von einem alten Baum, anzusehen seyn, und einen unbedachtsamen Fußgänger eher anfallen, als er im Stande ist, ihnen zu entrinnen. Die Maleyer fangen sie zum öfftern an einen grossen eisernen Hacken, an welchem sie einen Hund stecken, als dessen Fleisch ihre liebste Speise zu seyn scheinet. Mit solchen Hacken fischen sie dann in der Mündung eines kleinen Strohms, oder in einer Bucht, woselbst sie gemeiniglich liegen, und auf dasjenige lauren, was den Strohm herab getrieben kommt. Der Rücken von diesem Thier ist mit solchen harten Schuppen bekleidet, daß man so gar mit keiner Kugel dadurch schiessen kan. Der Bauch aber ist sehr weich, und daher können sie leicht getödtet werden. Vor diesen Creaturen fürchtet man sich so sehr auf *Batavia*, daß die Regierung demjenigen, der einen Crocodil tödtet, eine Verehrung von 40 Holländischen Gülden giebet.

Wir haben schon oben in dem Capitel von *Banda*, von sehr grossen Schlangen gesprochen: es sollen aber, wie man erzählet, sich ebenfalls in hiesigen Wäldern einige ungemein grosse aufhalten. Man sagt, daß einstmals eine sey gefunden worden, welche ein Indianisches Weib und einen Stein-Bock verschlucket gehabt, welches wir dahin gestellet seyn lassen. Wenn dieses Thier seinen Magen mit seinen Raub überladen hat, schlingt es sich mit dem Schwantz um einen Baum, und bleibt daselbst, als wenn es todt wäre, hängen, bis die Speise verzehrt ist. Man findet hieselbst einige Schlangen von dieser Art, welche 25 bis 26 Fuß lang seyn. Das Fell von einer solchen Schlange, wird noch auf der Kunst-Kammer in Leyden, als eine Rarität aufgehoben. *Elias Hesse* erzählet einen sonderbaren Zufall von einer Schlangen, welche ein Kind verschlucket hat, welche ich wegen ihrer Seltsamkeit dem Leser nicht vorenthalten will. Es soll nehmlich ein Jäger mit seiner Frauen in den Wald gegangen

seyn, um ein Wild-Schwein zu schiessen; unterwegens aber erschiest er einen Affen von einem Baum herunter, welcher in ein dickes Gesträuche herab fiel. Weil nun die Frau ihren Manne helffen sollte, dieses Thier unter den Sträuchern und Büschen aufzusuchen, legte sie ihr Kind, das sie bey sich hatte, unter einem Baum nieder. Unterdessen, daß sie damit beschäfftiget war, hatte eine gräßliche Schlange dieses zarte Geschöpff in seinem Bauch hineingeschluckt: und als sie wieder kam, ihr Kind aufzuheben, fand sie den Platz ledig und leer. Unterdessen aber daß sie und ihr Mann darüber bekümmert stunden, erblickten sie eine grosse Schlange, welche vom Raube satt und dick sich um einen Baum geschlungen hatte, um die niedergeschluckte Beute nach ihrer Gewohnheit daselbst in Ruhe zu verdauen. Die Dicke ihres Bauchs brachte den Jäger gleich auf die Gedancken, daß sie der Kinder-Dieb seyn müste, daher er von Eyfer und Liebe zu seinem Kinde getrieben, dieses Ungeheur mit einem Beil, welches er bey sich führete, die Sträucher, so ihm im Wege kämen, damit wegzuhauen, mitten durchhieb, worauf er seinen noch lebenden Säugling aus der Schlangen raubbegierigen Bauch herauszog, und gesund nach *Batavia* brachte. Wo diese Geschichte wahr ist, stehet daraus abzunehmen, daß ihre Zähne nicht taugen, ihren Raub zu zermalmen, sondern allein selbigen fest zu halten, wie auch, daß die Wunden, die sie ihrem Raub versetzen, gar nicht gifftig seyn müssen.

Die Pfauen und allerhand Wild-Gevögel zieren auch zum öfftern den Tisch der Javaneser in gröstem Uberfluß. Ihre Hahnen sind sehr groß, gleich wie alle andere, und haben rothe Hälse und Leiber, aber schwartze Flügel und Schwäntze. Die Hennen seyn, als grosse Reb-Hühner. Wenn dieses Feder-Vieh auffliegt machen sie ein Getösse, daß man es eine halbe Stunde weit hören kan. Ihr Fleisch ist schmackhafft und safftig. Man hat auch eine Art Hühner daselbst, welche schwartz Fleisch haben. In den Wäldern giebt es auch fliegende Eichhörnchen, welche man auch in einem Cefigt zu halten pfleget. Sie haben auch vielerley Vögel von artigen Farben, als auch anderwerts in Indien, woselbst die Vögel mehr in der Ferne, mit den bunten Federn, als mit ihrem Gesang in der Nähe prangen. Wir werden uns aber mit Erzehlung aller dieser Arten von Vögeln nicht einlassen, theils, weil sie in andern Ländern so wohl anzutreffen sind, als auf *Java*, theils, weil sie anderwerts schon sind beschrieben worden. Nur dieses muß ich noch erinnern, daß die Schwalbe, welche eßbare Vögel-Nester bauet, auch auf dieser Insul angetroffen wird: und daß die *Gekko* und *Galatieks* hier insbesondere häuffig seyn, welche als die Staa-

ren bey grossen Schaaren auf die Reis-Felder fallen, und den Ackers-Mann viele Mühe machen, sie zu verjagen.

Auf dieser Insul nährt sich auch, wie *Hamilton* berichtet, ein gefährlich Thierlein, daß einer Eidexen ähnlich ist, und von dem Getösse, so es machet, *Jacco* genannt wird. Selbiges benetzet fast alles mit seinem Urin, was ihm vorkömmt, und wo etwas auf den Leib eines Menschen fällt, frist es gleich um sich als ein Krebs, wo man nicht gleich dahinter her ist, und es mit einem Schab-Eisen abschabet, oder, in Ermangelung dessen, das Fleisch mit einem Messer herausschneidet: denn wenn erstlich eine Blatter aufgeloffen ist, stehet es nicht mehr zu heilen. Es schlägt aber selten fehl, daß dieses Thierlein nicht seine Ankunfft durch ein lautes Geschrey verrahten sollte, indem es immer *Jacco* ruffet. Die Eyderen sind auf *Java*, wie in andern Indianischen Ländern sehr häuffig, und so gemein, daß sie, wie unangenehme Gäste sie auch seyn, so gar in *Batavia* die Häuser als ihr Eigenthum gebrauchen, und bey den Wänden und Mauren aufkriechen. Es giebt hier auch eine Art von *Chamaleon*, welche so groß ist als ein klein Wieselgen, aber nicht nahe so schön. Doch verändern diese ihre Farbe nicht, wie die übrigen. Ihre haar-reiche Haut ist ein wenig schwartz-fahl, und scheinet wegen ihrer Glättigkeit durchscheinend zu seyn. Dieses Thierlein aber thut kein leid. Sie haben aber ein fliegend Ungeziefer, welches *Kacker lacken* genennet wird, und einen Käfer am meisten ähnlich ist: Es ist jedoch etwas grösser, röthlicht von Farbe, und hat sehr dünne Flügel. Diese Thiere werden vornehmlich in alten Häusern und Schiffen gefunden, woselbst sie die Bücher und das Leinwand durchfressen, und sich insonderheit hinter alle süsse und fette Speisen fleißig hermachen, dahero sie mit unter die grossen Plagen gerechnet werden. Sie plagen des Nachts auch die Schlaffende mit ihrem Beissen, und stincken lästerlich, wenn man ihnen zur Straffe den Kopff abreisset. Sie haben auch auf *Batavia* eine Art von gifftigen Tausend-Beinen, welche sechs bis sieben Daum-breit lang und so dick als ein *Ping*, oder Meer-Gründlein, seyn: ihr Biß aber ist über alle massen gifftig, und verursachet grosse Pein und schwere Zufälle. Also ists auch mit dem dasigen Scorpionen bewand, welcher Biß, wie subtil er immer ist, dennoch gefährliche Zufälle nach sich ziehet. Es ist mercklich, daß die junge Scorpionen sich an ihrer Mutter in grosser Menge anhängen, und so lange an ihr sitzen bleiben und saugen, bis sie darüber crepirt. Man findet hier auch eine besondre Art von Fliegen, welche die Holländer Feur-Fliegen nennen, weil sie eine kleine Blase auf den Rücken stehen haben, die im Dunckeln als ein Licht scheinet. Von dem übrigen Ungeziefer, von welchem Indien häuffig geplagt wird, welches von

den

den Uberschwemmungen entstehet, wollen wir anitzo nicht reden: sondern melden nur noch, daß sie von den Kröten, Fröschen und Igeln nicht wenig geplagt werden.

In den Gewässern von *Java* sowohl, als in den andern Meeren um Indien herum, giebt es eine grosse Menge und vielerley Sorten von Fischen, unter welchen ihrer viele sind, die sowohl die Zunge als das Auge ergötzen können, und zum öfftern in grosser Menge auf den Fisch-Märckten von *Batavia* und andern Javanischen Städten erscheinen. Diese sind aber theils anderwerts beschrieben worden, theils wollen wir selbige inskünfftige bey andern Ländern anführen, allhier aber nichts davon berühren, weil diese Abhandlung von *Java* ohnedem groß genug gerathen, und die beliebte Kürtze uns also erinnert, daß wir schliessen müssen.

Das neunte Capitel.

Von der Lage, Lufft, Jahr-Zeiten, Flüssen und Gewässern der Insul *Sumatra*.

Diese Insul erstrecket sich vom 5 Grad 30 Minuten Norder-Breite, bis an den 5 Grad 30 Minuten im Süden. Die Länge gehet vom 93 Grad bis an den 104. Sie erstrecket sich vom Nord-Westen gegen Süd-Ost, und ist ungefehr 900 Englische Meilen lang. Die Breite beträgt 100 bis 115 Englische Meilen. Die Süd-Westliche Ecke ist aber die breiteste. Gegen Nord-Osten liegt das Königreich *Malacca*, von wannen es ungefehr 8 Meilen entfernet ist, und gegen Süd-Osten die Insul *Java*, welche allein durch die Strasse von *Sunda* davon abgesondert ist, gegen Westen liegt der Indianische Ocean.

Uberhaupt ist die Lufft auf dieser Insul ungesund, weil sie unter der Mittags-Linie lieget, und das Gewitter plötzlich von der grösten Kälte zur grösten Hitze umschlagen kan. Weil auch das Land an den See-Küsten, woselbst die Einwohner als Fremdlinge am häuffigsten wohnen, aus einem continuirlichen Morast bestehet, regieren hier dieselbe Arten von stinckenden Nebeln, welche man auf *Borneo* findet, und machen diese Insul eben so ungesund, insonderheit vor Fremdlinge. *Bencola*, welcher Ort auf der Süd-West Seite

von dieser Insul lieget, ist der ungesundeste Ort, den die Engelländer in Indien haben: Denn die Soldaten sterben daselbst weg, wie die Fliegen, und das Sterben ist unter den Leuten so gemein, daß sie einiger massen alle Furcht davor verlohren haben. Man siehet da nicht selten, daß diese leichtfertige Seelen unerschrocken mit einer Bouteille *Punch* sich unter ihren Cameraden, die auf dem Tode liegen, niedersetzen, und einander zusauffen, als wenn sie sagen wollten: Lasst uns trincken und lustig seyn, denn wir müssen vielleicht morgen sterben. Ein Fändrich, der von der Festung *St. George* mit achtzig Mann, lauter braven jungen Leuten, dahin gieng, versicherte mir bey seiner Zurückkunfft, daß er allein von allen achtzig nach zwey oder drey Jahren übrig gewesen, obgleich ihrer niemand vor dem Feind gestorben. Die Soldaten von der Festung *St. George* stehen auch in den Gedancken, daß sie in den gewissen Todt gehen, wenn sie nach *Bencola* zu marchiren beordert werden. Es liegt auch ein Ort bey *Indapoora*, welchen die Engelländer die Teuffels-Insul nennen, woselbst derjenige ein recht groß Glück hat, der eine Nacht daselbst am Ufer schläfft, und von keiner Kranckheit befallen wird.

Zu *Achen* ist es so gar ungesund nicht, obgleich die Lufft daselbst schlecht genug, und die Fieber sehr gemein seyn. Die *Monsons* und abwechselnde Witterungen der Jahr-Zeiten sind zu *Achen* beynahe dieselben, welche auf andern Indianischen Plätzen Norden der Linie regiren, ausser daß der Regen hier wohl ein wenig eher eintrit, als weiter hinauf gegen Norden, und nirgends so starck fält. Der Regen stürtzet hier unterweilen drey bis vier Tage hinter einander ohne Unterlaß so gewaltig nieder, daß die Strassen zu *Achen* plötzlich unter Wasser gesetzt werden, obgleich die Stadt ziemlich weit vom Strohm entfernet ist, und auf einem erhabenen Erdreich stehet. Es wird viel Klagens gemacht, über die hefftige Gewitter mit Donner und Blitz, welche um diese Insul herum zum öfftern kommen sollen: Was aber die Hitze anlanget, so hat man angemercket, daß es hier, und überhaupt in andern Ländern, die so nahe bey der Linie liegen, so heiß nicht sey, als in *Tonquin*, und den Ländern, die unter den *Tropicis* liegen, welches schon bey der Abhandlung von *Tonquin* ist erinnert worden, wohin ich den Leser anitzo verweise. Es giebt hier auch Land- und See-Winde. Es giebt bey dieser Insul unterschiedliche gute Ancker-Gründe und gute Rheden vor die Schiffe (welche beynahe alle von den kleinen Insuln, die längst der Küste liegen, gemacht werden) aber fast gar keine rechte Havens. Davon aber wollen wir reden, wenn wir ihre Städte beschreiben werden. Die vornehmsten Ströhme sind, die Flüsse *Achin*, *Palimbang*, *Manakabo*, *Sillebar*, *Indapoora*, und *Priaman*. Sie haben an der West-Küste sowohl, als an der

innern

innern Küste eine grosse Menge von andern Ströhmen, welche meist alle mit kleinen, einige aber auch mit grossen, Fahr-Zeugen befahren werden können: Alle aber, so wie obige, ihren Nahmen von den Städten, die an denselben liegen, empfangen haben. Das Wasser des Strohms *Indopoora* soll in der Regen-Zeit zwey Meilen unter der Mündung in der See gantz roth anzusehen seyn, welches von der grossen Menge von Eichen-Bäumen, die in den Morasten, welche jährlich von diesem Strohm überschwemmet werden, wachsen, herrühren soll. Woher aber diese rothe Farbe ihrer Gewässer immer entstehen mag, so findet man doch, daß selbige sowohl, als das Wasser in andern Ströhmen, die das Land überschwemmen, sehr ungesund sind, und zum Trincken gantz untauglich, bis sie lange Zeit gestanden, und sich gesetzt haben; oder wenigstens bis sie gekocht seyn, und durch das Tingiren mit Thee, oder durch einen Zusatz von *Arak* sind verbessert worden. Weil *Sumatra* das erste Land ist, dahin die Engelländer in gantz Indien gehandelt haben, will ich von der ersten Einrichtung ihrer Handlung allhier einen kurtzen Bericht geben.

Das zehnte Capitel.

Wie die Engelländer ihren Handel auf *Sumatra* erst befestiget haben.

DEr Capitain *Lancaster*, welcher die Englische Flotte commandirte, kam den 5 Junii A. 1602 auf der Rhede von *Acheen* an. Er fand daselbst Schiffe von unterschiedlichen Nationen, und weil der Ruff von der Victorie der Königin Elisabeth von Engelland auch in diesem Theil der Welt erschollen war, hatte solcher ihm den Weg zu einer günstigen Aufnahme unter den Indianischen Printzen gebahnet. Kurtz nach Ankunfft der Flotte sandte der Admiral den Capitain *Middleton*, welcher das andre Schiff in der Flotte führete, mit vier oder fünff Englischen Edelleuten an Land, daß er dem König von *Acheen* aufwarten, und vernehmen sollte, wenn der Admiral zur Audientz gelassen werden könte, und die Ehre haben das Schreiben der Königin von Engelland in Seiner Majestät Hände zu überliefern. Der König empfieng den Capitain *Middleton* sehr freundlich, und nachdem er ihn wohl tractirt, und mit den Kleidern des Landes beschencket hatte, befahl er ihm, dem General zu versichern, daß er mit gleicher Freyheit und Sicherheit an

Land

Land gehen könne, als wenn er in seiner Majestät eigenen Ländern wäre; wo er aber daran etwa zweiffelte, wollten sie ihm solche Geissel, als er begehren würde, am Bord senden. Zween Tage hernach kam der General an Land, und weil damahls etliche Holländische Kauff-Leute zu *Achen* waren, nöthigten sie Jhro Excellence hin nach ihrem Hause. Allhier kam ein Edelmann des Königs, den General zu besuchen, und das Schreiben der Königinn Elisabeth abzufordern. Als er aber vernahm, daß es in Europa gar nicht gebräuchlich, solche Brieffe an jemand anders, als an dem König selbst zu übergeben, wurden gleich sechs Elephanten mit Trommeln, Trompeten und einem grossen Gefolg gesandt, den General gen Hofe zu hohlen. Der gröste von diesen Elephanten war ungefehr 14 Fuß hoch, und trug ein Thürmlein auf dem Rücken, daß dem Kasten in einer Kutschen nicht unähnlich, und mit Carmoisinrothen Sammit überzogen war. Mitten in dieser Machine stand eine göldene Schüssel, in welche das Schreiben der Königin geleget, und mit einem kostbaren Stück Seiden-Zeug bedecket ward. Der General saß auf einem andern Elephanten, und etliche von seinem Gefolg auf den übrigen, die übrigen musten zu Fuß gehen. Als sie bey dem Thore des Pallastes ankamen, bat der Edelmann, der die Function eines Ceremonien-Meisters verrichtete, daß sie daselbst so lange zu bleiben belieben möchten, bis der König von ihrer Ankunfft würde benachrichtiget seyn. Gleich darauf wurden sie von den Elephanten abzusteigen gebeten, und vor den König gelassen. Der General grüsste denselben nach Landes-Manier, und sagte, daß er von der Großmächtigsten Königin von Engelland gesandt sey, um Seiner Majestäten eine genaue Freundschafft und Allianz anzubieten, und fieng an eine lange Rede, die sich auf den Fall schickte, herzusagen, nicht wissend, daß die Indianischen Fürsten keine Liebhaber von langen Reden seyn. Der König fiel ihm daherv in die Rede, und bat, daß er sich niederlassen möchte, und nach seiner langen Reise etwas ausruhen: ferner versicherte er ihm, daß er in seinem Lande sehr willkommen sey, und daß er sich gewisse Rechnung machen könne, alle Gunst und Höfflichkeit zu geniessen, die er vernünfftiger Weise, zur Ehre der berühmten Königin, von welcher er abgesandt worden, und von welcher das Gerücht so viele grosse Dinge erzehlete, nur immer verlangen könte. Darauf überreichte der General dem Könige das Schreiben der Königinn, welches er einem Minister, der nahe bey dem Könige stund, übergab. Die Geschencke der Königinn wurden auch vor dem Könige hingestellt. Selbige bestunden in einem silbernen Hand-Becken mit einer Gieß-Kanne in der Mitten, welches zusammen über 200 Unzen wog, einem grossen hohen silbernen

Be-

Becher, einem netten Spiegel, einem Helm mit einem Feder-Busch, einem brodierten Degen-Gehenck, einem Fecher von schönen Federn, und einem schönen Paar Pistolen. Er schien sich am meisten an dem Fecher zu ergötzen, und ließ sich so gleich von einer seiner Frauen Lufft damit zuwehen. Darauf ward die Compagnie genöthiget, sich, nach Orientalischer Weise, mit gecreutzten Beinen niederzulassen, und sie wurden mit einer Mahlzeit bedienet in lauter Schüsseln von Gold oder *Tombuc*, welches eine Mixtur von Gold und Kupfer ist. Der König saß in einer Gallerie, die ungefehr sechs Fuß höher, als der Audientz-Saal erhoben war: er tranck den General fleißig zu mit einem Glaß *Arack*, und als dieser ihm einmahl darin Bescheid gethan hatte, ward ihm hernachmals erlaubet, sich eines Getränckes zu bedienen, welches ihm selbst gefiel. Nach aufgehobener Tafel wurden die Weiber des Königes hereingeruffen, und man fieng an nach Landes-Manier zu tantzen, und dabey zu musiciren. Darauf verehrte der König dem General etliche daselbst übliche Kleider, welche er in Seiner Majestät Gegenwart anlegte, und darauf mit seinem Gefolg wieder am Bord ging.

Das Schreiben der Königinn Elisabeth an den König von *Achen*, das sie bey dieser Gelegenheit abgehen ließ, lautet folgender massen:

Elisabeth von GOttes Gnaden Königinn von Engelland/ Franckreich und Irrland, Beschirmerin des Christlichen Glaubens und Gottesdienstes.

An den Großmächtigen König von Achen ꝛc. ꝛc. in der Insul Sumatra, unserm geliebten Bruder, unsern Gruß zuvor.

Der ewige GOtt hat nach seiner Göttlichen Weißheit und Vorsehung, den Segen und die Güter, die er zum Gebrauch und zur Nahrung der Menschen erschaffen hat, also eingetheilet, daß dieselben, ob sie gleich an unterschiedlichen Oertern, und in unterschiedlichen Ländern auf Erden wachsen, dennoch durch den Fleiß des Menschen, wozu die Eingebung obgedachten Allmächtigen Schöpfers ihn anspornet, sehr weit und breit nach allerhand weit von einander gelegenen Oertern der Erden verfahren werden, damit alle Völcker darin seine wunderbare Wege sehen und erkennen möchten. Er hat es also geordnet, daß ein Land das andre nöthig haben muß, und daher gezwungen werde, nicht nur einen Handel und Vertauschung ihrer Kauffmanns-Waa-

ren und Früchte, welche an einem Orte mangeln, an dem andern aber überflüssig sind, anzustellen, sondern auch Liebe und Freundschafft, als eine Sache, die an sich göttlich ist, unter einander zu stifften.

In Ansehung dieser Dinge nun, Hoch-Edler König, wie auch in Betrachtung des vortrefflichen und Königlichen Ruhms von Eurer Hoheiten, der bis hieher zu uns erschollen ist, daß Ew. Hoheiten den Fremden, welche in Dero Landen der Handlung wegen kommen, mit aller Liebe und Höfflichkeit friedlich begegnen, wenn sie nur die schuldige Abgifften entrichten, haben wir uns bewegen lassen, diesen unsern Unterthanen, welche aus einer löblichen und guten Absicht, ungeachtet der Gefahr und natürlichen Unbequemlichkeiten der See, auf einer solchen Reise, welche die gröste ist, die sie auf der Welt antreten können, dennoch hinseegeln, Ewer Königreich zu besuchen, sowohl dazu Erlaubniß zu geben, als auch euren Unterthanen Handlung anzubieten. Solchen bieten sie an, und wo sie von Ewer Hoheiten mit derselben Liebe und Geneigtheit angenommen werden, als wir von einem solchen Großmächtigen Fürsten verhoffen, so sagen wir für ihnen gut, daß Ew. Hoheiten nach der Hand nicht Ursache haben werden, sich über sie zu beklagen, sondern vielmehr sich an ihnen zu vergnügen: denn ihr Handel wird aufrichtig, und ihr Umgang getreu seyn. Wir hoffen, daß sie davon so gute Proben geben werden, daß dieser Anfang durch eine beständige Liebe unserer beyderseitigen Unterthanen, und durch Ubersendung solcher Sachen und Waaren, als sie dorten nöhtig haben, wird befestiget werden; so daß Ew. Hoheiten sehr wohl werden bedienet, und besser vergnüget werden, als von den Portugiesen und Spaniern, unsern Feinden, welche allein, und keine andre von den hiesigen Nationen, bishero diese Eure und die übrige Orientalische Königreiche besuchet haben. Denn sie wollten nicht leiden, daß andre Völcker desgleichen thun möchten, weil sie vorgeben, daß sie alleine Monarchen und unumschränckte Herren von allen diesen Königreichen wären, als welche ihre, theils eroberte, theils angeerbte Länder wären, wie aus den prahlerischen Titeln, so sie sich in ihren Briefen geben, erhellet. Das Gegentheil aber haben wir nur vor kurtzen erfahren, wie auch, daß Ewer Hoheiten, und Deroselben Königliches Haus, und Dero Eltern und Vor-Eltern, durch GOttes Gnade und ihrer Macht, nicht nur ihre Königreiche haben zu vertheidigen gewust, sondern auch den Portugiesen, selbst in den Ländern, die sie besitzen, den Krieg angekündigt haben, wie insbesondre im Jahr 1575 nach Erlösung des menschlichen Geschlechts zu *Malacca* unter Anführung Dero tapfern Generals *Ragamacon* geschehen ist, zu ihrem grossen Verlust und zur ewigen Ehre von Ewer Hoheiten und Dero Crone und Königreich.

reich. Wo es nun Ew. Hoheit gefällt, diese unsere Unterthanen in Dero Gunst und Gnade, und in Dero Königlichen Schutz und Hut also auf- und anzunehmen, daß sie ihren Handel frey treiben mögen, und damit vorderhin jährlich fortfahren, so hat der Bringer dieses, der als Admiral dieser Flotte von 4 Schiffen ausgehet, völlige Macht, mit Ewer Hoheit Vergünstigung einige Kauffleute in Ewrer Hoheit Königreiche zurück zu lassen, und ein Comtoir daselbst aufzurichten, bis eine andre Flotte dorten ankömmt, welche bey der gegenwärtigen Zurückkunfft abgehen wird. Diese zurückbleibende Kauffleute sollen die Sprache und Sitten von Dero Unterthanen lernen, um desto freundlicher und bequemer mit ihnen umgehen zu können.

Diesen Bund und Freundschafft zwischen uns aber desto mehr zu versiegeln, sind wir, wo es Ewer Hoheit gefällt, zufrieden, daß selbige raisonable Bedingungen vorschlagen, und daß Bringer dieses in unserm Nahmen ein gleiches thue, und was er thun wird, versprechen wir gäntzlich und Königlich zu bestärcken, es sey in dieser, oder in andern abgeredten Verträgen oder Sachen, wovon er Ewer Hoheit part geben wird. Wir ersuchen also Ewer Hoheiten sehr ernstlich, demselben darin vollenkommenen Glauben zuzustellen, und ihn, nebst seinen sämmtlichen übrigen Gefährten, in Königliche Obhut zu nehmen, und ihm in allen Dingen willfährig zu seyn, welche die Vernunfft und Gerechtigkeit erlaubet. Wir versprechen auch unsrer Seits, gleiche Willfährigkeit in allem Gesuch spühren zu lassen, welches Ew. Hoheiten in unsern Königreichen möchten anzubringen gemüssiget seyn. Wir ersuchen Ewer Hoheiten ebenfalls, uns durch Bringern dieses eine Antwort auf diesen Brieff zu ertheilen, daß wir daraus ersehen mögen, daß Ew. Königliche Hoheiten die Freundschafft und den Bund annehmen, welchen wir anbieten, und hoffen, daß selbiger glücklich werde angefangen und lange fortgesetzet werden.

Der König verordnete zwey Edelleute, mit Seiner Excellence über das Bündniß mit der Königin zu handeln, und man kam endlich wegen der Handlung über folgende Articuln überein: 1) Daß die Engelländer sich eines freyen Handels in den Herrschafften des Königs von *Achen* sollten zu erfreuen haben. 2) Daß keine Zölle noch Abgifften von den Gütern, die aus- oder eingehen, sollte gesteuert werden, und man den Engelländern bey eräugnetem Schiffbruch alle Hülffe sollte wiederfahren lassen, und die gerettete Güter den Eigenthümern wieder zu stellen. 3) Wenn ein Todes-Fall vorfiele, sollten die Engelländer Freyheit haben, ihre Güter, an wen sie wollten, zu vermachen. 4) Aller mit den Unterthanen des Königs geschlossener Kauff und Contracten sollte accurat gehalten werden. 5) Sie sollten volle Macht

haben, die Justitz unter ihren eigenen Leuten von ihrer Nation zu handhaben, und alle Streitigkeiten zwischen ihnen zu schlichten. 6) Im Fall die Engelländer von den Einheimischen einiges Unrecht leiden würden, sollte der König ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. 7) Auf ihre Personen und Güter sollte kein Beschlag oder Arrest gelegt werden. 8) Die Engelländer sollten die freye Ubung ihres Gottesdienstes haben.

Als diese Puncten wegen der Handlung festgestellet waren, fingen die Engelländer an, allen Pfeffer, den sie bekommen konten, aufzukauffen, und da sie hier nicht genug funden, ihre Schiffe mit zu befrachten, sandten sie das Schiff *Susanna* nach *Priaman* auf der West-Küste von *Sumatra*, welcher Ort fast unter der Linie liegt, um daselbst seine Ladung einzunehmen.

Dieweil die Englische Flotte auf der Rhede von *Achen* lag, hatten die Portugiesen ihre Spionen unter ihnen, und brauchten allerhand List, um ihren Handel zu verhindern. Als aber der General davon Nachricht bekam, entschloß er sich, in der Meer-Enge von *Malacca* zu creutzen, um zu sehen, ob er nicht etliche Portugiesische Schiffe antreffen könnte. Als er nun ungefehr 20 Deutsche Meilen von *Malacca* ab lag, begegnete ihm eine grosse Portugiesische *Carracgue*, oder grosses Kauffardey-Schiff, auf welche er etliche Salven gab, bis sie sich ergab. Auf diesem genommenen Schiff waren ungefehr 600 Personen an Männern, Weibern und Kindern, welche von *St. Thomas* nach der Küste von *Coromandel* und *Malacca* giengen. Die Ladung belieff sich auf 900 Last. Sie funden darin 950 Ballen Zitsen und Cattun, so wohl klar, als geschildert, nebst einer Menge von Reiß und andern kostbaren Waaren, welche genugsam hinlänglich waren, alle Englische Schiffe damit zu befrachten. Der General langte den 24 October auf der Rhede von *Achen* an, und machte dem Könige ein Geschenck von etlichen der kostbarsten Sachen, die er auf dem Schiff gefunden hatte. Dieser wünschte Seiner Excellence Glück, und schien mit dem guten Fortgang sehr vergnügt zu seyn; denn die Portugiesen hatten sich gegen diese Indianische Fürsten so übel aufgeführt, daß sie selbige eben so wenig vertragen konnten, als sie anitzo die Holländer leiden mögen.

Als der General seine Sachen zu *Achen* verrichtet hatte, und etliche Factors daselbst angeordnet, bekam er seine Abschieds-Audientz beym Könige, welcher ihm einen Brieff in Arabischer Sprache an die Königin Elisabeth überlieferte, dessen Uebersetzung also lautet.

Schreiben des Königes von Achen an die Königinn von Engelland.

EHre sey GOTT! der sich selbst in seinen Wercken groß gemacht, seine Herrschafft verherrlichet, Könige und Königreiche eingesetzet, und sich selbst alleine in Macht und Herrlichkeit erhöhet hat. Mit Worten und mit dem Munde kan man ihm nicht beschreiben, und mit des Hertzens Gedancken kan man ihn nicht begreiffen. Er ist kein eitles Hirn-Gespinnste, und man kan ihn mit keinem Gleichniß abbilden. Sein Segen und sein Friede übertrifft alle seine Barmhertzigkeit an den Creaturen. Es ist zuvor durch seine Propheten, und seither noch mannigmahl verkündigt worden, und anitzo nicht weniger durch diese Schrifft. Denn diese Stadt, welche nicht träge ist, seine Liebe zu verkündigen, hat solche in der Bewirthung der Gesellschafft offenbahret, welche die Fläche der Erden mit Freude erfüllet, und solches mit einem Zeichen vor den Augen bestärcket, welches überhaupt und insbesondre Erkänntniß und Andencken mit sich bringet. Und weil ihr Gesuch gerecht ist, und auf die Kauffmannschafft zielet; sie auch selbst von ehrlicher Aufführung sind, und ihre Leutseeligkeit groß ist in Wolthaten an den Creaturen, solche sowohl in Glück als Unglück zu helffen, und von ihrem Uberfluß den Armen, und denen, so in Noth stecken, reichlich zu geben, und die Creatur nach ihrem besten Vermögen mit willigem Hertzen zu erhalten; welches sich anitzo von ihnen bis nach *India* und *Arach* (*Carumania*) erstrecket, indem sie die vornehmsten Leute von Bescheidenheit und Ansehen abschicken, und die besten Creaturen herbey ruffen, darinn Rath zu geben.

Dieses ist die Sultaninn, welche in den Königreichen Engelland, Franckreich, Irrland, Holland und Frießland regiert: GOtt erhalte dieses Königreich und Herrschafft lange im Wolergehen.

Und weil derjenige, welcher diesen Brieff von dem Könige des Königreichs *Asbley* (*Achen*) der hier mit völliger Macht regiert, erhalten hat: und uns eine gute Nachricht von euch hier gebracht wurde, welche sehr Freuden-voll dargethan und ausgebreitet wurde durch den Mund des Capitains, Jacob Lancaster (GOtt erhalte ihn lange Zeit gesund) und weil ihr erwehnet in eurem Schreiben, daß es eine Recommendation an uns sey, und daß euer Brieff ein offenes Privilegium sey. Allmächtiger GOtt, segne das Vornehmen von diesem hochgeehrten Verbündniß, und befestige diesen vortrefflichen Bund.

Und weil ihr in diesem eurem Brieffe versichert, daß der Sultan von *Afrangie* (Spanien) euer Feind ist, und ein Feind von allem eurem Volck an allen Orten von Anfang an bis itzo, und weil er sich selbst hofärtig erhebet, und sich für einen König der Welt ausgiebt; Doch was ist er? ausser daß er ungemein hofärtig und übermüthig ist. Deswegen ist unsre Freude vermehret, und unser Bund desto mehr bekräfftiget: Weil er und seine Gesellschafft unsre Feinde sind in dieser und der zukünfftigen Welt, so daß wir sie eines öffentlichen Todes wollen sterben lassen, an welchem Ort wir sie auch immer antreffen werden.

Uberdem versichert ihr uns, daß ihr Friede und Freundschafft mit uns halten wollet, GOtt sey Ehre und Danck für die Grösse seiner Gnade. Dieses ist derowegen unser ernstlicher Wille, und rühmlicher Vorsatz, der in dieser Schrifft aufrichtig verfasset ist, daß ihr von eurem Volck nach unsern Havens senden möget zu handeln und Gewerbe zu treiben: Und daß dieses soll gegönnet seyn einem jeden der an uns gesandt wird, in Eurer Hoheit Namen, und welchen ihr vorschreibet die Zeit, da sie in einer vereinigten Gesellschafft und gemeinschafftlichen Vorrechten stehen sollen. Denn, was diesen Capitain und seine Gesellschafft anlanget, so haben wir sie, sobald sie zu uns kamen, zu einer vollkommenen Societät gemacht, und sie zu einer Corporation und gemeinschafftlicher Ehre geschlagen; Wir haben ihnen auch Freyheiten gegeben, und ihnen den besten Lauf der Handlung gezeiget. Um auch den Menschen die Liebe und Brüderschafft zwischen uns und euch in dieser Welt kund zu machen, so wird durch die Hand dieses Capitains, der Gewohnheit zu Folge, nach der berühmten Stadt (*London*) ein göldener Ring gesandt, der mit einem Rubin, der reichlich an seinem Ort gesetzet ist, gezieret, wie auch zwey mit Gold durchwebte und gestickte Kleider, in einer Doose von *Tzin* (*China*) eingeschlossen.

Geschrieben im (Monath) *Tarisch*
im Jahr 1011 von Mahomet

Friede sey mit euch.

Ausser den an die Königinn übersandten Kleider, welche von reichlich bordirtem Seiden-Zeug verfertiget waren, und einem Ring, der mit einem saubern Rubin besetzt war, wie in dem Brieffe erwehnet wird, ward dem General auch ein Ring von gleicher Art verehret, und als er zur Abschieds-Audientz kam, frug der König, ob sie nicht die Psalmen *Davids* bey sich hätten. Da sie nun antworteten, daß sie solche alle Tage sängen, war der König sehr

begierig

begierig einen Psalm singen zu hören. Es musten also 12 Personen von dem Gefolg des Generals ihm einen Psalm vorsingen, womit er ungemein vergnügt zu seyn schiene. Darauf nahm er mit allen nur ersinnlichen Gnaden-Bezeugungen Abschied von dem General, und wünschte ihm eine glückliche Reise nach Engelland, versicherte auch, daß, wo einige Englische Schiffe in seine Havens kämen, selbige eben so freundlich sollten empfangen werden. Die Wahrheit dieser Zusage empfinden unsere Lands-Leute noch heutiges Tages, so daß kein Volck auf *Achen* so freundlich empfangen wird, als die Engelländer.

Der General gieng den 9 November unter Seegel mit 3 Schiffen, und richtete seinen Cours südwerts längst der West-Küste von *Sumatra*. Zween Tage hernach sandte er eines von seinen Schiffen, die Asconsion genannt, nach Engelland. Den 26 langte der General zu *Priaman* an, woselbst er die *Susanna* antraff, und selbige nach Engelland abfertigte. Er setzte weiter seinen Cours nach *Bantam* auf der Insul *Java* fort, woselbst er den 5 December ankam. Daselbst sandte der General seinen *Vice-Admiral Middleton* abermahls an Land, seine Ankunfft dem Hofe zu *Bantam* zu erkennen zu geben; Und mit dem *Vice-Admiral* kam ein Edelmann zurück, dem General wegen seiner Ankunfft Glück zu wünschen, und ihn an Land zu invitiren. Darauf nahmen Seine Excellence 16 Edelleute mit sich und erschienen am Hofe, woselbst er den König, ein Kind von 10 bis 11 Jahren, in einem grossen Gemach sitzen fand, mit seinen Höflingen um ihn herum. Als der General seine Reverentzen gemacht hatte, sagte der junge König ihm, daß er recht willkommen sey, und nahm seiner Majestät Brieffe und Geschencke lächelnd an; verwieß ihn auch an den Protector von *Bantam*, daß er mit selbigem handeln sollte, über die zu verabredende Articul von einem Commercien-Tractat. So bald selbige zur Richtigkeit gekommen waren, nahm der General ein Haus zu *Bantam* in Bestand, und brachte seine Waaren an Land um mit den Einheimischen zu handeln. Damahls erfuhr er erstlich, daß der König, nach dem Gebrauch dieses Havens, das Recht hatte, von den an Land gebrachten Waaren dasjenige, was ihm anstand, zu nehmen, bevor etwas an seine Unterthanen verkaufft würde. Also nahmen die Königliche Beamten, vermöge dieses Rechts, was ihnen gefiel, die Englische Kauff-Leute aber setzten das Ubrige unter den Unterthanen ab, und verkauffften in 5 Wochen soviel Gut, daß der Pfeffer und das Gewürtz, so sie vor das gelöste Geld erhandelten, überflüssig genug waren, beyde Schiffe damit zu beladen, ob sie gleich 276 Ballen Pfeffer, jede zu 62 Pfund schwer, wegschleppeten. Ein jeder Ball kostete ihnen 5½

Realen

Realen von Achten, ausser dem Ancker-Geld, welches sich für beyde Schiffe auf 1500 Realen belieff, und einen Real an Zoll für jeden Ballen.

Die armen Javaneser stahlen und putzten den Englischen Kauffleuten bey ihrer ersten Ankunfft immer etwas unter den Händen weg. Als man sich aber darüber bey Hofe beschwerte, kriegte der General Ordre, alle verdächtige Personen, die sich bey nächtlicher Weile zu dem Englischen Hause hinschleichen würden, zu tödten. Nachdem also drey bis vier von den schlimmsten Dieben waren erschossen worden, lebten sie sehr geruhig; ob sie wohl rathsam zu seyn befunden, des Nachts gute Wache zu halten. Unterdessen, daß sie zu *Bantam* lagen, verfiel der Capitain *Middleton* in eine dasige Lands-Kranckheit, an welcher er auch starb. Nachdem der General endlich ein Schiff gekaufft und Kauff-Leute angeordnet hatte, um gegen die Wiederkunfft der Englischen Schiffe einen Handel nach den Moluckischen Insuln aufzurichten: ließ er 8 Kauffleute in seinem Hause zu *Bantam* zurück, welche die Angelegenheiten der Compagnie beobachten sollten. Er nahm auch von dem Könige Abschied, welcher einen Brieff und ein Geschenck von etlichen Bezoar-Steinen an die Königinn Elisabeth übersandte. Den 20 Februarii gieng der Admiral auf dem Schiff, der Drache, von dem *Hector* begleitet, unter Seegel nach Engelland. Sie seegelten Süden *Madagascar* vorbey auf dem 34 Grad in einen gefährlichen Strohm hinein, welcher sie 2 bis 3 Tage lang mit sich fortrisse, und ihre Schiffe so gewaltig schlenckerte, daß sie beyde leck worden. Den 3 May verfielen sie in einen andern Strohm, in welchem der Drache, auf welchem der General war, sein Ruder verlohr. Daruf trieben sie, als eine Wracke, bald hier bald dorthin durch dieses ungestüme Meer, und gaben sich fast verlohren. Bald waren sie auf einige Meilen nahe an *Capo de buona Esperanza*, bald trieb ein anderer Wind sie wiederum bis auf den viertzigsten Grad Süder-Breite in die See hinein, woselbst sie Schnee und Hagel, und eine solche übermäßige Kälte vorfunden, daß sie fast hätten crepiren mögen; zumahl da sie aus einem solchen warmen Lande als *Sumatra* kamen. Das andre Schiff, der *Hector*, blieb doch beständig bey ihnen, konnte ihnen aber wegen der ungestümen See wenig helffen. Als das Meer sich endlich ein wenig legte, kam der Capitain von dem Schiff *Hector* bey ihnen am Bord, und halff ihnen von ihrem Bezans-Mast ein Ruder zu verfertigen. Da solches fertig war, hingen sie es so gut an, als sie konten, es waren ihnen aber etliche Stücke Eisen weggekommen, und dahero machten sie das Ruder nur mit grosser Mühe wieder fest. Die Matrosen waren nun so verzagt, und hatten sogar alle Hoffnung, das Schiff zu erhalten, aufgegeben, daß sie schon davon sprachen, sie wollten es

verlassen,

verlassen, und auf das Schiff *Hector* übergehen. Als der Admiral solches vernahm, sandte er an den Capitain des Schiffs *Hector* einen geheimen Befehl, daß er ihn verlassen sollte, und daneben gab er ihm einen Brieff an die Ost-Indische Compagnie, in welchem er selbiger berichtete, in welcher grossen Noht er stecke, aber doch lieber sterben wolle, als das Schiff verlassen, so lang es noch auf dem Wasser treiben könnte, und einige Hoffnung wäre, es nach Hause zu bringen. Der Capitain aber von dem *Hector* hatte gar zu viel Liebe für ihn, als daß er ihn hätte verlassen sollen. Als daher das Wetter sich ein wenig aufklährete, kam er mit einigen seiner Matrosen, welche gute Täucher waren, herüber, und ließ durch sie das Ruder wieder recht anhängen und fest machen. Darauf setzten sie ihre Reise fort, und kamen den 16 Junii wohlbehalten bey der Insul *St. Helena* an, woselbst sie Wasser und frisches Proviant einnahmen. Hier genaß ihr Volck auch, welches von dem ausgestandenen Ungemach gröstentheils erkrancket war. Den 5 Julii giengen sie von dannen wieder zu Segel, und langten den 11 December 1603 in *Duins* an, nachdem sie eine der Compagnie sehr vortheilhaffte Fahrt gehabt hatten.

Das eilffte Capitel.

Von den Königreichen und Provintzen auf *Sumatra* und ihren Städten; insbesondre aber von dem Königreich und der Stadt *Achen*, und den Städten an der Ost-Küste.

Die ältesten Nachrichten, welche wir von dieser Insul *Sumatra* haben, führen mit sich, daß es von Alters her in verschiedene kleine Königreiche und Fürstenthümer vertheilt gewesen, welche zu der Zeit, da die Europäer diese Küste erstlich besuchten, meistentheils unter dem König von *Achen* stunden, ausser, daß der König von *Bantam* auf der Insul *Java* sich die Herrschafft über etliche Provintzen Süden in *Sumatra*, insbesondre über *Jamby* und *Palambang*, und, nach dem Herrn *Valentyn*, auch über *Dampin* und *Sillebar* zueignete: deren Gouverneurs endlich den Titul von *Pangarans*, oder souverainen Fürsten annahmen, und die Regierung über das Theil der Insul, welches dem König von *Bantam* gehörte, behielten.

Die vornehmste Städte, deren jede vormals die Ehre hatte ein Königreich zu seyn, sind *Achen*, *Pedir*, *Pacem*, *Deli*, *Bancalis*, *Andragiry*, *Jamby*, *Palam-*

Realen von Achten, ausser dem Ancker-Geld, welches sich für beyde Schiffe auf 1500 Realen belieff, und einen Real an Zoll für jeden Ballen.

Die armen Javaneser stahlen und putzten den Englischen Kauffleuten bey ihrer ersten Ankunfft immer etwas unter den Händen weg. Als man sich aber darüber bey Hofe beschwerte, kriegte der General Ordre, alle verdächtige Personen, die sich bey nächtlicher Weile zu dem Englischen Hause hinschleichen würden, zu tödten. Nachdem also drey bis vier von den schlimmsten Dieben waren erschossen worden, lebten sie sehr geruhig; ob sie wohl rathsam zu seyn befunden, des Nachts gute Wache zu halten. Unterdessen, daß sie zu *Bantam* lagen, verfiel der Capitain *Middleton* in eine dasige Lands-Kranckheit, an welcher er auch starb. Nachdem der General endlich ein Schiff gekaufft und Kauff-Leute angeordnet hatte, um gegen die Wiederkunfft der Englischen Schiffe einen Handel nach den Moluckischen Insuln aufzurichten: ließ er 8 Kauffleute in seinem Hause zu *Bantam* zurück, welche die Angelegenheiten der Compagnie beobachten sollten. Er nahm auch von dem Könige Abschied, welcher einen Brieff und ein Gescheuck von etlichen Bezoar-Steinen an die Königinn Elisabeth übersandte. Den 20 Februarii gieng der Admiral auf dem Schiff, der Drache, von dem *Hector* begleitet, unter Seegel nach Engelland. Sie seegelten Süden *Madagascar* vorbey auf dem 34 Grad in einen gefährlichen Strohm hinein, welcher sie 2 bis 3 Tage lang mit sich fortrisse, und ihre Schiffe so gewaltig schlenckerte, daß sie beyde leck worden. Den 3 May verfielen sie in einen andern Strohm, in welchem der Drache, auf welchem der General war, sein Ruder verlohr. Daruf trieben sie, als eine Wracke, bald hier bald dorthin durch dieses ungestüme Meer, und gaben sich fast verlohren. Bald waren sie auf einige Meilen nahe an *Capo de buona Esperanza*, bald trieb ein anderer Wind sie wiederum bis auf den viertzigsten Grad Süder-Breite in die See hinein, woselbst sie Schnee und Hagel, und eine solche übermäßige Kälte vorfunden, daß sie fast hätten crepiren mögen; zumahl da sie aus einem solchen warmen Lande als *Sumatra* kamen. Das andre Schiff, der *Hector*, blieb doch beständig bey ihnen, konnte ihnen aber wegen der ungestümen See wenig helffen. Als das Meer sich endlich ein wenig legte, kam der Capitain von dem Schiff *Hector* bey ihnen am Bord, und halff ihnen von ihrem Bezans-Mast ein Ruder zu verfertigen. Da solches fertig war, hingen sie es so gut an, als sie konten, es waren ihnen aber etliche Stücke Eisen weggekommen, und dahero machten sie das Ruder nur mit grosser Mühe wieder fest. Die Matrosen waren nun so verzagt, und hatten sogar alle Hoffnung, das Schiff zu erhalten, aufgegeben, daß sie schon davon sprachen, sie wolten es

verlassen,

verlassen, und auf das Schiff *Hector* übergehen. Als der Admiral solches vernahm, sandte er an den Capitain des Schiffs *Hector* einen geheimen Befehl, daß er ihn verlassen sollte, und daneben gab er ihm einen Brieff an die Ost-Indische Compagnie, in welchem er selbiger berichtete, in welcher grossen Noht er stecke, aber doch lieber sterben wolle, als das Schiff verlassen, so lang es noch auf dem Wasser treiben könnte, und einige Hoffnung wäre, es nach Hause zu bringen. Der Capitain aber von dem *Hector* hatte gar zu viel Liebe für ihn, als daß er ihn hätte verlassen sollen. Als daher das Wetter sich ein wenig aufklährete, kam er mit einigen seiner Matrosen, welche gute Täucher waren, herüber, und ließ durch sie das Ruder wieder recht anhängen und fest machen. Darauf setzten sie ihre Reise fort, und kamen den 16 Junii wohlbehalten bey der Insul *St. Helena* an, woselbst sie Wasser und frisches Proviant einnahmen. Hier genaß ihr Volck auch, welches von dem ausgestandenen Ungemach grösstentheils erkrancket war. Den 5 Julii giengen sie von dannen wieder zu Segel, und langten den 11 December 1603 in *Duins* an, nachdem sie eine der Compagnie sehr vortheilhaffte Fahrt gehabt hatten.

Das eilffte Capitel.

Von den Königreichen und Provintzen auf *Sumatra* und ihren Städten; insbesondre aber von dem Königreich und der Stadt *Achen*, und den Städten an der Ost-Küste.

Die ältesten Nachrichten, welche wir von dieser Insul *Sumatra* haben, führen mit sich, daß es von Alters her in verschiedene kleine Königreiche und Fürstenthümer vertheilt gewesen, welche zu der Zeit, da die Europäer diese Küste erstlich besuchten, meistentheils unter dem König von *Achen* stunden, ausser, daß der König von *Bantam* auf der Insul *Java* sich die Herrschafft über etliche Provintzen Süden in *Sumatra*, insbesondre über *Jamby* und *Palambang*, und, nach dem Herrn *Valentyn*, auch über *Dampin* und *Sillebar* zueignete: deren Gouverneurs endlich den Titul von *Pangarans*, oder souverainen Fürsten annahmen, und die Regierung über das Theil der Insul, welches dem König von *Bantam* gehörte, behielten.

Die vornehmste Städte, deren jede vormals die Ehre hatte ein Königreich zu seyn, sind *Achen*, *Pedir*, *Pacem*, *Deli*, *Bancalis*, *Andragiry*, *Jamby*, *Palam-*

Palambang, *Sillebar*, *Bencola*, *Manacabo*, *Padang*, *Indrapoora*, *Passaman*, *Priaman*, *Ticou*, *Barros* und *Daya*. *Achen*, die Haupt-Stadt des Königreichs, welches gleichen Nahmen führet, liegt auf der Nord-West-Ende von *Sumatra*, auf dem 5 Grad 30 Minuten Norder-Breite, und ist der ansehnlichste Haven in der Insul. Das Königreich *Achen* ist auch das gröste und ansehnlichste, wie auch volckreichste auf *Sumatra*. Es hält ungefehr 50 bis 60 Deutsche Meilen in sich, und liegt von der Nord-West-Spitze längst der Ost-Küste hin: über die Unterthanen aber, die 40 Meilen abwerts an der Strasse von *Malacca* liegen, hat der König wenig zu befehlen. Wie weit sich das Königreich landwerts ein erstrecket, ist unbekannt; dieses aber ist gewiß, daß die Herrschafft der Holländer sich an der West-Küste bis an *Barros* erstrecket. Das Gebiete des Reichs *Achen* erstrecket sich auch über etliche Insuln, die vor der Nord-West-Küste dieser Insul liegen: unter welchen auch die Insul *Poolo Way* ist, auf welche die Missethäter aus dieser Insul verbannet werden. In diesem Königreiche, ungefehr 6 Meilen von der Stadt *Achen*, liegt der so genannte göldene Berg, welcher sich von seinem breiten Fuß bis an den spitzen Gipfel so hoch in die Lufft erhebet, daß man ihn bis 30 ja 40 Teutsche Meilen weit in der See sehen kan. Der Grund in dem Königreich *Achen* ist ein tieffer Kley. Das Land ist von vielen Rivieren und Bächen durchschnitten, deren keine aber schwere Schiffe tragen können. Das Land ist an etlichen Orten voller Wälder, an andern giebt es viel Wiesewachs, und trägt durchgehends allerhand Art Bäume, deren etliche gut Zimmer-Holtz geben. Die Einwohner dieses Königreichs sind den Maleyern sehr ähnlich: es kan auch seyn, daß die meisten Einwohner aus dieser Gegend des festen Landes dahin gekommen seyn. Die Stadt *Achen* liegt ungefehr eine halbe deutsche Meile von der See an einem angenehmen Strohm, und ist mit Höltzungen und Moraſten umgeben. Es ist eine offene Stadt, ohne Maur, Wall und Graben. Des Königs Pallast stehet mitten in der Stadt. Selbiger ist oval-rund, und hat ungefehr eine halbe Meile im Umkreis, und ist mit einem Graben umgeben, der 25 Fuß breit, und bey nahe eben so tieff ist. Drey Meilen von der Stadt liegt ein Berg, auf welchem der Strohm entspringet, welcher darauf eine Krümmung macht, aber mitten durch die Stadt fliesset, und weiter unten durch drey Mündungen sich in die See ergiesset. Um das Schloß herum haben sie etliche grosse Wälle von Erde anstatt einer Maur aufgeworffen, und mit Rohr und Rottings bepflantzet, welche so hoch und dick wachsen, daß sie den gantzen Pallast bedecken, und ihn unzugänglich machen. Dieses Rohr ist beständig grün, und kan nicht leicht in Brand gesetzt werden. Vor den Pforten der Stadt findet man weder

Gra-

Graben oder Zug-Brücken, sondern eine steinerne Maur von 10 Fuß hoch an jeder Seite, oben auf welcher etwas Erde geschüttet, und darauf etliche Canonen gepflantzet liegen. Mitten durch den Königlichen Pallast fliesset ein schmaler Strohm, der an den Seiten mit Steinen aufgeführt, und mit Treppen besetzt ist, die bis an den Grund reichen, damit man sich desto bequemer darin baden könne. Man muß durch vier Pforten und eben so viel Höfe passiren, ehe man an die Gemächer kömmt, die der König bewohnet. In etlichen von diesen Vorhöfen hat der König seine Vorraths-Kammern und Elephanten-Ställe. Die Fremden werden selten in den innersten Pallast eingelassen. Selbiger ist von Steinen gebauet, und hat schöne Gemächer, auch einen Garten, der mit Pyramiden gezieret ist. Die Gräber der Könige und ihr *Seraglio* sind auch daselbst. Ob auch gleich die Befestigungs-Wercke von diesem Schloß oder Casteel, wie es unterweilen genannt wird, sehr schlecht und geringe seyn, so sind alle Zugänge doch von Natur sehr wohl befestiget, denn das Land um *Achen* herum ist voll von kleinen Bächen und Moraesten, und wegen der dicken Büschen und des vielen *Bambos*-Rohrs, welches schwer und sehr hart zu zerschneiden ist, ist es fast nicht möglich dadurch zu kommen. Sie haben auch auf gewisse Weite von einander kleine Schantzen in den Morästen angelegt, woselbst immer Schild-Wachten stehen, um im Fall eines Uberfalls ein Zeichen zu geben. Einige alte Scribenten versichern uns, daß in des Königs Zeug-Häusern eine zahlreiche Menge von Geschütz und gutem Schieß-Gewehr zu finden sey; und daß seine Leib-Wache aus etlichen tausend Mann bestehe, seine meiste Macht aber komme auf die Elephanten an, welche also abgerichtet werden, daß sie sich vor keinem Feuer scheuen, und vor einer Canone nicht aus der Stelle weichen. Davon aber wollen wir accurater reden, wenn ich von der Kriegs-Macht dieses Fürsten handlen werde; denn die neuern Voyageurs machen nicht so sehr viel Wesens von der Grösse seiner Macht. Die Stadt *Achen* besteht in 7 bis 8000 Häusern, welche einen weit grössern Platz als sonsten einnehmen, weil sie nicht an einander stehen. Ein jeder setzt eine Reihe von Pfälern um sein Haus herum, und zwar etliche Ellen weit vom Hause ab: ausgenommen in zwey oder drey vornehme Strassen, da man Marckt hält, und in der Strasse der Chineser und Europäer, als welche lieber dicht zusammen wohnen wollen, um vor Dieben, welche diese Stadt sehr unsicher machen, sicher zu seyn. Man kan sie kaum mit Schieß-Gewehr abhalten, womit die Fremden sich allezeit zu ihrer Sicherheit versehen. Sie müssen auch alle Nacht gute Wache halten. Ihre Häuser sind auch alle auf Pfälern 9 bis 10 Fuß über den Grund gebauet, um sie für die jährliche Uberströhmungen zu be-

wahren. Die Wände, Fluhren und Scheide-Wände in ihren Häusern werden von gespaltenem Rotting oder *Bamboes*-Holtz verfertigt, und mit Palmen-Blättern gedeckt, gleichwie in andern Maleyanischen Städten. Um aber ihr bestes Gut vor Brand zu bewahren, haben sie ein Pack-Haus von gebrannten oder gehauenen Steinen, in der Form eines Ofens, und in der Grösse eines ordinairen Zimmers gebauet, dessen Eingang nicht über drey bis vier Fuß hoch und sehr schmal ist. Bey selbigem haben sie allezeit einen Stein liegen, der sich recht ins Loch passet, und mit demselben schliessen sie diese Oeffnung zu, wenn etwa ein Brand entstehet, welches sich zum öfftern zuträgt, und mit solcher Furie durch diese schlecht gedeckte Häuser fortrennet, daß sie kaum Zeit haben, sich selbst, vielweniger aber ihre Sachen, zu retten. Bey der Stadt herum stehet eine grosse Menge von *Mosqueen* oder Mahometanischen Tempeln, welche von Stein gebaut, und mit Ziegeln gedeckt seyn. Von denselben macht einer des Morgens und zu gewissen Zeiten des Tages ein groß Geschrey, welches ein Zeichen seyn soll, wie viel die Uhr geschlagen. Die *Mosqueen* sind weder hoch noch breit, und haben auch keine Thürmer, oder hohe Spitzen, die dazu gehören. Andre öffentliche Gebäude aber, als diese *Mosqueen*, haben sie nicht. Ausser den Einheimischen Sumatranern werden hier unterschiedliche frembde Völcker und Nationen gefunden, als Engelländer, Holländer, Dänen, Portugiesen, Guzaratter und Chineser. Die Chineser machen den grösten Hauffen aus, und treiben den grösten Handel. Ungefehr zehen Meilen Ostwerts von *Achen* liegt die Stadt *Pedir*, und weiter nach den Süd-Osten *Pacem* und *Dely*, welche vormals die Haupt-Städte von so vielen Königreichen waren; anitzo aber machen sie nur eine schlechte Figur. Auf derselben Küste liegt *Bancalis* 1 Grad 30 Minuten Norden der Linie. *Kamper* liegt noch weiter unten, oder, eigentlicher zu reden, etliche Minuten weiter nach dem Norden. Auf dieser Küste liegt ferner ein wenig landwerts ein an einem kleinen Strohm die Stadt *Andragiri*, welche unter der Bothmässigkeit der Holländischen Ost-Indischen Compagnie stehet, welche auch daselbst eine Loge und einen Ober-Kauffmann hält, um das Gold und den Pfeffer einzusammlen. *Jamby* vormals die Haupt-Stadt eines Königreichs, welches anitzo den Holländern unterworffen, und die vornehmste Festung ist, welche sie auf der Ost-Küste von *Sumatra* haben, liegt ungefehr 50 Teutsche Meilen hinauf an einem grossen Strohm gleiches Nahmens auf dem 2 Grad Süder-breite. *Palamb'm* auf derselben Küste, war vormals auch die Haupt-Stadt eines blühenden Königreichs, und liegt auf den 4 Grad Süder-Breite. Diese Stadt ward An. 1659 von den Holländern verwüstet, weil die Einwohner ihnen zu einem

recht-

rechtmässigen Kriege Anlaß gegeben, da sie die Holländische Schiffe erobert, und das Volck auf denselben getödtet: zu welcher Zeit dann die Holländer der Gelegenheit funden, nicht nur diesen Ort, sondern auch die meiste an der Süd-Küste von *Sumatra* gelegene Königreiche, unter ihrem Gehorsam zu bringen. Einige von denselben aber haben hernach wider sie revoltirt, wie die Holländer es nennen, wenn sie ihr Joch abschütteln, und sich in ihre alte Freyheit setzen.

Das zwölffte Capitel.

Handelt von der Englischen Colonie und der Eroberung ihrer Festung zu *Bencola*, wie auch von der Holländer ihren Plätzen auf der West-Küste.

WEil wir nun die Lage der vornehmsten Oerter auf der Ost-Küste von *Sumatra* beschrieben haben, gehen wir durch die Strasse von *Sunda* nach der West-Küste hin, und wenn wir von hieran nordwerts längst der Küste hinauf gehen, ist *Sillebar* die erste Englische Festung, die wir daselbst antreffen, welche an einer Bay, an der Mündung eines grossen Strohms von gleichem Namen, auf dem vierten Grad Süder-Breite lieget. Hier haben die Engelländer ihren Aufenthalt, und legen daselbst ein klein Detachement hin aus dem *Fort Marlborough* (welches nach Zerstöhrung der Festung *Jorck* auf *Bencola* ist erbauet worden) um den Pfeffer, welchen die Einwohner hieher bringen, zu empfangen. Die Stadt *Bencola*, woselbst die Engelländer ihren Sitz auf *Sumatra* seither 1685 bis 1719 gehabt haben, ist ungefehr 10 Meilen nordwerts von *Sillebar* gelegen. In obbemeldtem Jahr aber fiel ein allgemeiner Aufstand der Einwohner vor, welche ein Theil der Besatzung abschnitten und niederhieben, da die andern indessen in Böten entrunnen, wie davon in der unten einzurückenden Erzehlung ein mehrers vorkommen wird. Man kan *Bencola* in der See an dem hohen schmalen Berg kennen, welcher wohl 12 Teutsche Meilen hinter der Stadt lieget, und der Zucker-Hut genannt wird. Vor der Stadt lieget eine Insul, zwischen welcher und der Stadt die Schiffe gemeiniglich gerne sich zu Ancker legen. Denn die äusserste Spitze von *Sillebar*, welche zwo bis drey Teutsche Meilen weiter hinaus in die See gehet,

machet mit dieser Insul eine grosse geräumige Bay. Die Stadt hat beynahe zwo Englische Meilen im Umkreis, und wird grösstentheils von Einheimischen bewohnet, welche ihre Häuser, wie die übrigen Insulaner, auf *Bamboes*-Pfählern bauen. Die Portugiesen, Chineser und Engelländer haben jede Nation ihren eignen Platz. Die Chineser bauen alle nach ihrer Landes-Manier nur ein Stockwerck hoch. Die Englische Häuser sind auf sein Englisch gebauet, die Noth aber lehret sie, selbige von Holtz zu machen, um dem Erdbeben besser zu widerstehen, obwohl man auch einige steinerne Häuser hat. Weil *Bencola* an einem stinckenden Morast lieget, schicket sich der Ort nicht gar zu wohl für die Coästitution der Europäer. Von den Engelländern starb jährlich eine grosse Menge, wie schon gesagt worden. Dahero sahe sich die Compagnie genöthigt ein Fort an einem andern und gesundern Ort zu bauen, und gaben dazu würcklich Ordre. Die Gesundheit ihrer Leute war wohl die eintzige Ursache nicht: Denn die Einheimischen zu *Bencola* waren schon vor etlichen Jahren sehr mißvergnügt gewesen, und schienen fast zu drohen, daß sie das Englische Fort verstöhren wollten. Dieses verursachte, daß man sich, wie es eben hohe Zeit war, nach einem andern Ort umsahe, woselbst man eine geschicktere Festung, als der Grund zuließ, da die alte stand, anlegen könte. Nach diesem Vorschlag ward eine Festung auf einem erhabenen Erdreich, ungefehr 2 bis 3 Meilen südwerts von *Bencola*, abgestochen. Der Grund war aber kaum gelegt, und ein Anfang an dem Wall gemacht worden, als plötzlich das gantze Land die Waffen gegen die Engelländer ergriff. Von dieser Geschichte wird der Leser in folgendem Bericht vollenkommene und artige Nachricht finden, und daraus vielleicht sich einen bessern Begriff von dem gegenwärtigen Zustand dieser Insul machen können, als aus allen andern Nachrichten, die bis anhero zum Vorschein gekommen.

Nachricht von der Zerstöhrung des Englischen Forts *Bencola* im Jahr 1719.

An dem Hochgeehrten *Joseph Collet*, Schild-Knapp/ Präsidenten und Gouverneur der Festung *St. George*. &c. &c.

Hochgeehrter Herr.

WIr geben euch mit gröster Bekümmerniß Nachricht von dem Unglück, welches uns und die Affairen unserer Hochgeehrten Herren Principalen betroffen hat, seither dem wir mit den Schiffen die Königinn und die *George Brigantine* geschrieben, und mit gar zu grossem Vertrauen euch von dem vollen-

kommenen

kommenen Frieden und Ruhe-Stand, welchen wir auf der Festung *Marlborough* genossen, versichert haben; Dieweil das Vergnügen, welches die Lands-Kinder und Einheimischen über unsre Aufführung zu bezeugen schienen, uns nicht erlaubte, zu glauben, daß es von so kurtzer Dauer seyn würde. Der Pfeffer kam eine Zeit lang überflüßig allhier an, und sie versprachen vielfältig, daß sie noch eine grössere Menge, die sie schon bereit liegen hätten, ebenfalls hieher bringen wolten. Wir waren mit dem Bau weit mehr, als wir vermuthet hatten, anvancirt. Der Grund zu der Kehle (oder dem Raum zwischen beyden Flancken) an einem Bollwercke, wie auch zu zwo Courtinen an unsrer Festung, war schon gelegt, und von gehauenen Steinen und *Chinam* (einer Art von Kalck) einen Fuß hoch über die Erde aufgeführet. Zu dem dritten Bollwerck war auch schon die Erde vor einem Monath ausgegraben worden, da man den Grund legen sollte, und wir hatten so viel Steine und *Chinam* zusammen gebracht, daß wir genug gehabt hätten, es vollends auszubauen, welches nach erstlich gemachtem Anfang in weniger als 12 Monathen hätte geschehen können. Also vermeynten wir in allen unsern Unternehmungen glücklich zu seyn: Und es war uns keine geringe Freude, wenn wir bedachten, wie wir durch solche eyfrige und fleißige Dienste uns bey unsern Herren in Credit setzen, und auf eine gantz besondre Weise bey ihnen recommandiren würden. Aber mitten in dem Lauff unsers Glückes ward alle unsre Hoffnung zernichtet, durch eine heimliche Conspiration des gantzen Landes wider uns, welche sie eben zu der Zeit auszuführen gedachten, weil wir keine Schiffe auf der Rhede liegen hatten, welche uns beystehen konten. Das Schiff *Merchlapatam*, welches vom 28 Januarii an zu *Bantal* gelegen hatte, kam am 18 Mertz, just wenig Tage vor dem Ausbruch dieses grausamen Complots, glücklich zurück, um uns beyzustehen. Es war am 23 Mertz schon spät in der Nacht, da wir noch nicht den geringsten Verdacht von einer Verrätherey hatten, als Capitain *Gibb* dem Unter-Gouverneur zu erkennen gab, daß *Dupatty Benterin*, ein vornehmer Herr im Lande, zwischen 400 bis 500 Mann in seinem *Dusan* versammlet habe, und daß er glaube, er sey willens, die Compagnie zu bekriegen. Der Unter-Gouverneur ließ erstlich ein Schreiben an ihn abgehen, und verlangte die Ursache zu wissen, warum er so viel Volcks in seinem *Dusan* zusammen kommen lassen; Befahl ihm auch zugleich, das Volck auseinander gehen zu lassen, und des folgenden Tages selbst in die Festung zu kommen, woselbst man ihm, wo er etwa einige Klagen hätte, Satisfaction geben wollte: Wo er solches aber nicht thäte, würde man ihn nicht mehr für einen Freund ansehen, sondern feindlich wider ihn verfahren. Des Morgens frühe gab er uns eine lächerliche

Antwort

Antwort, in welcher er uns seiner Freundschafft versicherte, aber nicht anzeigte, ob er sein Volck habe aus einander gehen lassen, und selbst, wie verlangt worden war, in die Festung kommen wollte. Darauf ward der Rath sogleich zusammen gefodert, und von dem Vorgefallenen Bericht abgestattet. Man beschloß daselbst den Herrn *Macky*, welcher des *Dupatty* guter Freund war, an ihn zu senden, daß er mit ihm sich besprechen und dahin vermögen sollte, daß er selbst in die Festung käme. Um den Mittag kam er mit des *Dupattys* Antwort zurück, welcher den folgenden Morgen dem Unter-Gouverneur aufzuwarten versprach. Unterdessen wurden unsre *Pangarans* (*) und *Dattos* (**) bey diesen Umständen ausgesandt, um zu vernehmen, ob man nicht dahinter kommen könte, weil sie doch, als Leute, die unter dem Schutz der Compagnie stehen, uns die erste Nachricht davon hätten bringen sollen. Sie aber machten nicht viel daraus, und machten uns weiß, der *Dupatty* sey ein ehrlicher Mann, der nimmermehr an einer schändlichen That wider die Compagnie würde Antheil nehmen: und die in seinem *Dusan* versammlete Leute wären lauter Freunde vom Lande, die er zu sich gebeten, um ein Fest mit ihnen zu begehen. Diese ihre streitige Relation erweckte bey uns ein Mißtrauen gegen ihre Treue, weswegen wir von ihnen forderten, daß sie ihren Eyd der Treue gegen die Compagnie und dem gegenwärtigen Unter-Gouverneur und Rath von neuen abschweren sollten, ehe und bevor wir von der Sache weiter mit ihnen handeln wollten. Sie giengen dieses, wiewohl mit vielem Wiederstand, ein, und einer ihrer Priester verrichtete diese Ceremonie. Als solches geschehen, nahm der *Pangaram Munko Rajah* über sich, den *Dupatty* hereinzubringen, und gieng deswegen selbst hinaus nach *Benterin*, welchen Nahmen des *Dupatty* Herrschafft führet. Er war aber keine Stunde zum Fort hinaus gewesen, als wir bey Erblickung des gräulichen Brandes in den Zucker-Plantagen in die gröste Furcht und Schrecken gesetzt wurden. Damahls war es ungefehr 6 Uhr gegen Abend. Wir sandten sogleich unter dem Commando des Fähndrichs *Adaire* eine starcke Parthey nach *Bencola* hin, mit Ordre, daß man den folgenden Morgen, als am 25 Mertz, nach den *Dusan Benterin* marchiren, um mit dem Feind, wo er ihnen begegnen würde, in Gefecht zu gerathen, und dabey trachten den *Dusan* zu verwüsten, und soviel von des *Dupatty* Leuten, als man könte, zu tödten und zu zerstreuen. Dieses aber glückte uns nicht, weil es uns an dem Beystand der

Pangarans

(*) *Pangarans* sind Könige der *Maleyer*, die unmittelbar unter der Englischen Ost-Indischen Compagnie stehen.

(**) Ein *Dattos* ist eine Unter-Obrigkeit.

Pangarans fehlete, welche versprochen hatten, ihm (dem Fähndrig) eine Art kleiner Böte, *Sampans* genannt, zu fourniren, um sein Volck nach *Benterin*, oder wohin es sonst nöthig seyn würde, überzusetzen. Darinn aber betrogen sie uns. Denn als unsre Leute den Feind an der andern Seite des Strohms, hinter eine Brust-Wehre von Brenn-Holtz, mit etlichen Stücken Geschütz, gleich gegen die Zucker-Plantagien über, stehen fand, die *Pangarans* aber keine eintzige *Sampane* sandten, welches sie doch versprochen hatten, konnten sie wegen Mangel derselben zu keinem Treffen mit dem Feinde kommen, als nur, daß sie über den Strohm herüber schossen, welches sie bis 4 Uhr Nachmittage continuirten. Damals aber hatten schon die meisten *Bugios* oder gemiethete Soldaten aus *Macaſcar*, wie auch die Schwartzen und Chineser, die Engelländer verlassen, und der Fähndrich kehrete des Abends um 6 Uhr mit den übrigen nach der Festung zurück, nachdem er wenig gegen den Feind ausgerichtet hatte. Aus dem Bericht des Fähndrichs ersahen wir, daß das gantze Land an der Rebellion Antheil hatte. Die vornehmste Personen, welche er unter ihnen ersehen und erkannt hatte, waren *Rajah Boojong*, ein Mann von grossem Ansehen unter den *Maleyern* und ein Oheim des *Pangaran Munco Rajas*, die meisten *Dupathys* aus den um uns nächst herum gelegenen *Dusans*, und verschiedene Einwohner vom *Bazar* oder Marckt zu *Bencola*, welche von dem *Dupatty Bentorin* und dem *Selebrian* angeführt worden, welcher letzterer ein Ertz-Rebelle ist, der offtmahls die Waffen gegen die Holländer und Engelländer ergriffen hat. Er konnte aber nicht leicht errathen, wie groß ihre Anzahl seyn möchte, weil sie von den Bäumen bedeckt worden, und eine Brust-Wehre von Brenn-Holtz vor sich hatten. Der Herr *Allicock* gab uns an demselben Tage auch Nachricht aus *Sillebar*, daß der *Pangaran Jantenelly* (*) und sein Land auch mit ihm Krieg führeten. Des folgenden Morgens, als am 26 Mertz, ward eine so grosse Armee, als wir nur von Engelländern, *Bugios*, Schwartzen und Chinesern aufzubringen vermochten, auscommandirt, um unter Anführung des Herrn *Newcome* und des Fähndrichs *Johnson* mit dem Feind zu schlagen. Als sie aber zu *Bencola* ankamen, um sich mit den *Bugios* zu conjungiren, wurden sie gantz stutzig, als diese nicht fechten wollten, ehe sie baare Bezahlung sahen. Der Herr *Newcome* hatte auch wahrscheinliche Nachricht, daß eine grosse Anzahl von *Bugios* im Hinterhalt läge, um die Engelländer zu überrumpeln; wovon er zur Stund nach dem Fort Bericht ertheilte. Hier

(*) Ein König von einem andern Lande, das weiter südwerts lieget, und weit gröſſer von Begriff als beyde vorige, aber doch auch der Compagnie unterworffen ist.

auf ward der Armee ein Zeichen gegeben, daß sie zurück marchiren sölte, und aus der Ursache kam es auch an dem Tage nicht zum Gefecht. Als man dem Sultan der *Bugios*, oder ihren Obersten, fragte, warum er nicht fechten wollen, gab er vor, man habe dasjenige, was er zu *Bencola* gesagt, zum ärgsten gedeutet, und wollte uns gerne weiß machen, daß er immer bereit und willig gewesen, für die Compagnie zu fechten. Weil wir aber ihn der Verrätherey wegen verdächtig hielten, wollten wir ihm zu der Zeit nicht trauen. Denselben Tag, ungefehr um 11 Uhr, gab der *Pangaran Munco Rajah*, gleichsam zum Beweiß seiner Freundschafft, vor, daß ihm von seinem Oheim *Rajah Boojong* von *Singledemond* wäre gesagt worden, daß 200 *Orangoonnos*, oder Berg-Leute, an dieser Seite von *Singledemond*, drey Teutsche Meilen weit von dem Fort *Marlborough*, in das Land des *Pangaran Munco Rajah* eingefallen wären, und bat, wir möchten den *Maleyern* etliche Waffen zu kommen lassen, damit sie sich selbst wehren könnten. Wir hatten viele Ursachen zu glauben, daß dem nicht also sey: weil *Rajah Boojong* selbst zu der Zeit zu *Benterin* die Waffen gegen uns ergriffen hatte. Der *Pangaran* aber versicherte uns, daß er zu *Singledemond* sey, ungeachtet der Fähndrich *Adaire* ihn in der Nacht vorher zu *Benterin* gesehen hatte. Als wir uns nun von allen Seiten mitten unter lauter Rebellen stecken sahen, und merckten, daß wir von unsern *Pangarans* betrogen wurden, und die *Bugios* uns genugsame Ursache gegeben hatten, ihre Treue in Verdacht zu ziehen, also, daß wir niemand hatten, dem wir trauen durfften, ausser den Engelländern, Schwartzen und Chinesern, da doch die ersten kaum 125. Mann ausmachten, sowohl an Civil- als Militair-Personen, und die meisten von ihnen unerfahrne und zum Fechten ungeschickte Leute waren, die Letztern aber uns nur schlechte Lust gemacht hatten, uns auf sie zu verlassen, weil sie den Fähndrich *Adaire* vor *Benterin* verliessen: so dauchte uns, daß wir bey solcher geringen Macht in einiger Gefahr stünden, überrumpelt zu werden. Daher ward ein allgemeiner Rath, von allen Bedienten der Compagnie und Einwohnern des Orts, zusammen beruffen, um zu überlegen, wie wir alles, was nur möglich, von den Effecten der Compagnie retten, und einige Anstalt zu unserer Retirade machen könnten, im Fall wir sollten zu fliehen genöthiget werden. In diesem Rath ward nun einhellig beschlossen, daß es sowohl für das Interesse der Compagnie, als auch zu unserer Sicherheit am besten sey, die Güter und Bücher der Compagnie, und so viel Vorrath an Ammunition und Lebens-Mitteln, als unsere Zeit leiden wollte, in aller möglichen Geschwindigkeit und Stille am Bord des Schiffs *Metchlapatam* zu bringen, und daß wir hernach, wenn wir ja dazu gezwungen würden, unsere Retirade so gut als wir könnten, nach dem

dem Schiff *Metchlapatam*, mit den Böten, die wir bey uns hatten, nehmen müsten. Der Rest des Tages ward mit Ausführung dieses Entschlusses hingebracht; den Abend aber konnte kein Bot von Land gehen. Am folgenden Morgen ungefehr um 7 Uhr, welches der 27 Mertz war, wurden der Compagnie Gelder, folgends beygehenden Fracht-Brieff, an Bord gesandt. Um 1 Uhr kriegten wir Zeitung, daß die *Pangarans* mit ihren Weibern und Kindern von *Bencola* weggeloffen wären, und daß niemand Nachricht zu geben wisse, wohin sie sich gewandt. Um 10 Uhr wollte der auf dem Schiffe *Metchlapatam* von *Bantall* mit hieher gekommene *Sultan Cutcheel* über sich nehmen, einen Unter-Händler zwischen uns und dem Land-Volck abzugeben, doch mit dem Beding, daß sie neue *Pantals* wählen möchten; ehe man aber mit ihnen darüber handeln konnte, brachte ein Sclave der Portugisischen *Patrum* zu *Bencola* die Zeitung, daß die *Bugios* und *Maleyer* daselbst sich empöret, und den Pater, nebst den meisten Portugisischen Manns- und Frauens-Personen und Kindern, auf die unmenschlichste Art ermordet hätten. Er hatte solches kaum erzehlet, als man den Brand zu *Bencola* aufsteigen sahe, und gleich darauf erblickte man noch einen hinter *Kanbury* und *Paggar*, einem Hofe hinter dem Fort der der Compagnie zuständig war. Gegen *Sillebar* hin stand noch ein andrer Brand auf, und das *Erimitage*-Hauß, welches erstlich dem Herrn *Sohylling*, und hernach dem Herrn *Farmer* zugehöret hatte, ward ebenfalls in Brand gesteckt. Weil damahls kein Feind zu sehen war, sondern immerfort an verschiedenen Orten ein neues Feuer aufgieng, konnte solches von niemand anders, als von unsern eigenen *Bugios* und den *Maleyern*, die in unsern Diensten waren, herrühren. Die wenige Stücke Grob-Geschütze, welche wir an dem Ort stehen hatten, da der gröste Brand war, löseten wir, weil wir gedachten, daß die meisten Feinde daselbst seyn müsten. Weil wir aber damit umgiengen, fiel der Propfen aus einem unserer eignen Stücke zum grösten Unglück auf den *Adap*, womit die Gebäude in der Festung gedeckt waren, und setzte selbige in den Brand: welcher so sehr überhand nahm, daß kein Löschen dargegen helffen wollte. Darauf zogen wir sämmtlich aus dem Fort heraus, um dem Feinde eine Schlacht zu lieffern. Erstlich zogen wir die unterste Wacht vorbey, von dannen längst dem Pferde-Stall-Berg hin zu der *Eremitage*, und ferner nach der Chinesischen Stadt und den Stein-Gruben, welche alle im Feuer stunden, doch sahen wir noch keinen Feind. Wir kamen ferner hinunter, an die See-Küste, woselbst wir etliche 1000 *Maleyer* und *Bugios* sahen, welche von unsern Sultan angeführet worden. Dieser Hauffe erstreckte sich von *Bencola* bis *Marlborough*. Die meisten Chineser hatten sich in

Böten am Bord ihrer eigenen *Prouwen* ſalvirt, und wir hatten damals niemand, als die Schwartzen alleine, bey uns behalten. Bey allen dieſem Unglück gedachten wir, daß es nur vergebens ſey, unſer Leben länger gegen einem ſo zahlreichen Hauffen der Feinde zu wagen, weil unſere Feſtung und unſere meiſte Gebäude ſchon in der Aſchen lagen. Daher that ein jeder ſein beſtes, bald mit ſchwimmen ſein Leben zu retten, bald auf einem Bot davon und ans Schiff zu kommen, worüber viele von unſern Leuten, entweder ertruncken, oder vom Feinde, ehe ſie entfliehen konnten, erſchoſſen worden. Des folgenden Morgens zähleten wir bey nahe 350 Seelen, ſo Schwartze als Blancken, ſowohl Männer, als Weiber und Kinder, welche ſich am Bord des Schiffes *Metchlapatam* in der Barque des Herrn *Newcomes*, und in dreyen *Tombongons*, oder kleinen Böten, damit man die Wahren an gröſſere Schiffe zu bringen pfleget, ſalvirt hatten: für welche Anzahl wir nicht über 5 Tage Waſſer genug hatten, ein Pint auf den Mann jeden Tag zu rechnen. Unſer erſtes Vorhaben war nach *Bantall* (einer Handels-Stadt, die etwas weiter hinauf liegt, und auch der Engliſchen Compagnie zugehöret) zu ſeegeln; wir hatten aber den Wind und den Strohm ſo ſtarck entgegen, daß wir da nicht hinkommen könnten, welches bis an den 29 Mertz anhielt, ſo lange wir daſelbſt (bey *Bencolen*) auf der Rhede blieben. Damals aber wurden wir gezwungen, unſer Vorhaben zu ändern, und den Weg nach *Batavia*, als den beſten zu erwählen, woſelbſt wir wahrſcheinlich, wenn der Wind und die Fluth alſo bleiben wollten, eher anlangen konnten, als an einigen andern Ort, woſelbſt friſch Waſſer zu bekommen war, welches wir auf der Küſte von *Sumatra* Süden *Bantall* zu bekommen nicht gedencken durfften. Nachdem wir alſo ein jedes Bot auf 5 Tagen mit Reiß und Waſſer verſehen hatten, huben wir das Ancker auf, und giengen mit einander nach *Batavia* zu Seegel. Den 2 April verlohren wir unſere Böte aus dem Geſicht. Den 9 April anckerten wir bey der neuen Inſul, und nahmen Waſſer und etwas Proviant ein. Den 11 lichteten wir das Ancker, und kamen am 16 des obgedachten Monaths nach *Batavia*. Den 18 und 19 kamen 50 von unſern Soldaten von *Lampoon*, welche mit den Böten abgeſand waren, die Schwartzen und Sclaven zu bewahren, und daſelbſt an Land geſtiegen waren, friſch Waſſer einzunehmen, da die Schwartzen die Gelegenheit in acht genommen, zu rebelliren, und das Seil, mit welchem das Bot befeſtiget war, abgeſchnidten hatten. Alſo trieben ſie am Ufer an, woſelbſt die Schwartzen von einem Sergeanten, *Thomas Wright* genannt, aufgewiegelt, der auch mit ihnen fortging, ſie völlig verlieſſen.

Nach-

Nachdem die Insulaner nun unsre Leute geplündert, und ihnen sogar das Hembd vom Leibe herunter gezogen hatten, waren sie doch noch so barmhertzig, daß sie ihnen zween *Sampans* gaben, mit welchen sie nach *Batavia* kamen, und also ihr Leben retteten. Wir wurden zu *Batavia* weit freundlicher, als wir uns vorgestellet hatten, empfangen und gehalten. Sie stunden uns mit ihren eigenen Schiffen bey, 120 Mann von unsern wieder hieher über (nach *Negapatam*) zu bringen, unter welchen 70 Fracht-frey waren, und die Schiffs-Kost, für die Arbeit die sie thaten, genossen. Für die andre 50 musten wir 20 Reichs-Thaler Fracht bezahlen, und jeder noch 20 Reichs-Thaler für die Kost an den Capitain. Mit dem Unter-Gouverneur giengen noch 30 Mann am Bord des Schiffes *Metchlapatam*, noch 7 waren am Bord der *Madras Brigantine*, welche zugleich mit uns *Batavia* verließ, so daß wir 157 Personen vor der Hand unsrer Feinde bewahrt worden, ausser noch 20 Sclaven, welche theils der Hochgeehrten Compagnie, theils Privat-Personen zugehöreten, und sämmtlich auf *Batavia* verkaufft worden. Den 24 dieses kam eines von den Holländischen Schiffen allhier an: Da denn der Herr *Newcome* dem Gouverneur von unserm Unglück Nachricht gab, wir haben aber hernach vernommen, daß der Brieff noch nicht von hier abgegangen ist. Gestern kam der *Metchlapatam* und heute alle übrige Schiffe, auf welchen unser Volck ist. Wir werden hier nicht länger bleiben, als nöthig ist unsern Abzug nach dem *Fort St. Georg* zu besorgen, allwo wir anzulangen verhoffen kurtz nachdem Ew. Edlen diesen Brieff werden empfangen haben. Die *Madras Brigantine* ist noch nicht angelanget. Dieweil wir auf *Batavia* lagen, thaten wir unser Bestes, Succurs nach *Bantall* zu senden; obgleich wir nicht viel Ursachen hatten, zu glauben, daß dieser Platz dem Unglück entgangen, das uns betroffen hatte. Die Holländer aber setzten sich wider alles, was wir zu dem Ende vorschlugen. Der Unter-Gouverneur wollte selbst am Bord des Schiffs *Metchlapatam* dahin gehen, und so viel Volck mitnehmen, als er bequemlich führen konnte, solches aber wollten sie nicht erlauben, wo er nicht alle unser Volck mitnehmen wollte, welches uns damahls unmöglich war. Wir suchten die *Madras Brigantine* zu dem Ende zu häuren, der Schiffer des Schiffs aber und der Buchhalter gaben vor, sie könten es nicht vermiethen. Darauf stellten wir den Holländern vor, ob wir nicht vier Kisten mit Geld und etwas Pulver daselbst zurück lassen mögten, damit solches den Leuten auf dem Schiff *Amalia*, wenn solches dorthin käme, überliefert werden könte. Sie aber wegerten sich, sich damit zu beladen, unterm Vorwand, daß Zwistigkeiten daher entstehen könten. Wir hielten hernach um Erlaubniß an, das Geld in den Händen etli-

cher Privat-Personen daselbst zu lassen, dabey denn einige von unsern Bedienten bleiben sollten, und darauf acht haben: Sie funden aber an keinem von diesen Vorschlägen den geringsten Geschmack, und wollten auf keinerley Weise zugeben, daß wir unser Geld daselbst zurück lassen mögten. Wir hatten eine Klag-Schrifft über ihre Wegerung aufgesetzt, als wir aber selbige übergeben wollten, sagte der *Shaubandar*, der sonst unser Freund gewesen war, uns deutlich, daß daraus folgen würde, daß die Schiffe, welche künfftighin dahin verschlagen würden, ärger dürfften tractirt werden, als bishero geschehen, da man uns doch in allerhand andern Fällen und Stücken recht wohl begegnet hatte. Darauf bedachten wir, daß das Schiff *Amalia* (vor welches wir Befehl zurück liessen, daß es erstlich nach *Bantall* und von dar nach *St. George* gehen, und wo es zeitig genug könne, vor dem 15 Junii aufbrechen, wo solches aber nicht möglich, gerades Weges nach *Fort St. George* gehen sollte) vielleicht das erste seyn, und nächstdem die nach *China* ausgehende Schiffe bald folgen möchten: und daß vermuthlich die in diesem Jahr nach den West-Küsten gehende Schiffe möchten genöthiget werden, hier einzulauffen, um Provision einzunehmen, und wenn solches ihnen fehl schlagen sollte, möchte unsre Compagnie noch grössern Schaden darunter leiden, als sie mit dieser Protestations-Schrifft gewinnen könte. Aus diesen Ursachen wurden wir schlüßig, selbige nicht zu übergeben.

Dieses ist eine wahrhaffte Nachricht von allem, was wir gethan haben, nachdem uns obiges Unglück zugestossen. Was allhier übergangen worden, wird a part in unserm Tage-Buch und Raths-Protocoll zu finden seyn, wenn wir vor Ew. Edlen zur Verlesung desselben werden erscheinen. Wir verhoffen, daß dieses genug seyn werde, um darzuthun, daß dieses Unglück unserm übeln Betragen nicht zuzuschreiben sey, und überlassen solches Ew. Edlen günstiger Beurtheilung; Ersuchen anbey uns zu erlauben, daß wir unterschreiben, daß wir seyn

Edler Herr

Eure gehorsamst-verpflichtete unterthänige Diener

Negapatum
den 25 Junii 1719.

Tho. Gooke Unter-Gouverneur.
Stephanus Newcome.
William Palmer.

Dieses

Dieses ist die Erzehlung von dem was vorgefallen, so wie dieselbe an dem Gouverneur und dem Rath dieses Orts von *Negapatam* ist eingesandt worden. Es wird aber nicht uneben seyn, hier die Ursachen beyzufügen, durch welche dieses Unglück ist veranlasset worden, welche man in der vorigen Relation übergangen hat. Erstlich muß man mercken, daß die Engelländer sowohl zu *Fort Marlborough*, als zu *Bantall* schon einige Zeit vor meiner Ankunfft auf den Küsten mit der Regierung des Landes in Streit gerathen. Ob ich nun gleich so glücklich war, diesen Streit zum Ende zu bringen, und schon einige Monathen hernach eine gute Freundschafft mit den Einheimischen gestifftet hatte, so behielten sie doch einen empfindlichen Haß wegen ihres in vorigen Zeiten erlittenen Unrechts im Hertzen, welchen sie unter dem Mantel der Freundschafft und eines verstellten Vergnügens über meine Regierung so lange verborgen hielten, bis sie das gantze Land in eine Zusammenschwerung gezogen hatten. Weil sie aber sahen, wie wacker unser Festung-Bau vonstatten gienge, nahmen sie die Gelegenheit in acht, sich zu rächen, ehe und bevor unsre Gebäude von Stein vollendet wurden, und zu einer Zeit, da kein Schiff im Haven war, das uns helffen könte. Das Schiff *Metchlapatam* aber kam zu allem Glück etliche Tage vorher an, ehe sie ihr Vorhaben ins Werck richten konten. Nicht lange vor diesem Aufruhr war auch Zwist vorgefallen, zwischen dem *Dupatty Benterin*, und *Sie-Jibb*, dem Capitain der Chineser, und Pächter der Zucker- und Arack-Plantagien der Compagnie. Der *Dupatty* ist einer von den nächstvornehmsten Leuten im Lande, und ein Regent von dem *Dusan* oder Stadt desselben Namens, die gleich gegen unsre Zucker- und Arack-Plantagien über lieget. Dieser Mann ist bey den Einwohnern sehr beliebt, und passirt unter ihnen für einen Priester, ist auch allezeit für einen Freund der Engelländer gehalten worden. Das Gefecht gieng erst mit den Chinesern an, welche einige von des *Dupattys* Büffel-Ochsen getödtet hatten, welche durch ihre Zäune gebrochen waren, und ein wenig Schaden an den Plantagien gethan hatten. Die Zäune waren auch in der That nicht in dem Stande, darinn sie seyn sollten; Sie sagten mir aber, daß sie solches krafft einer Ordre thäten, welche der Herr *Farmer* ihnen gegeben hätte, als er Unter-Gouverneur war. In Ansehung der schlimmen Folgen aber, welche man zu erwarten hatte, wo man den Chinesern solche Freyheit erlauben wollte, verbot ich ihnen zur Stunde, inskünfftige dergleichen zu thun, und befahl ihnen, dem *Dupatty* einige Büffel-Ochsen, die sie getödtet hatten, zu bezahlen: und wo ein gleicher Zufall sich wieder eräugnen sollte, versprach ich ihnen, daß der *Dupatty* ihnen allen Schaden, der kundbarlich in den Plantagien verursachet worden, wie-

der

der erstatten sollte, wo sie sonst ihre Zäune in unsträfflichem Stande halten würden. Ungeachtet aber alles dessen, was ich bey dieser Sache gethan hatte, kamen doch etliche von des *Dupattys* Leuten, von Rach-Begierde getrieben, bey nächtlicher Weile in der Chineser Quartier, und tödteten einen von des *Sie-Jibbs* Sclaven, als er in seinem Hause schlieff. Des *Dupattys* Bruder ward dabey gesehen und erkannt, daß er mit unter dem Hauffen war; Er ward daher gefangen genommen, und nach dem Fort gebracht, woselbst er in ein wohlverwahrtes Gefängniß, *Cock-House* genannt, vier und zwantzig Stunden lang eingesperret ward, bis er zum Verhör kam. Er ward aber ohne einige Straffe loßgelassen, weil man keinen sichern Beweiß hatte, daß er derjenige gewesen, der den Mord verübet. Denn obwohl unterschiedene Anzeigungen gegen ihm waren, und die Umstände der Sachen ihn genugsam verurtheileten, so habe ich doch, aus Hochachtung gegen den *Dupatty*, den ich allezeit für meinen Freund angesehen habe, und weil ich wohl wuste, wie viel uns an ihm gelegen, und wieviel er bey den Leuten des Orts vermochte, am dienlichsten zu seyn erachtet, der gegen ihm angestellten Klage eine günstliche Gestalt zu geben. Solches that ich also, und brachte es dahin, daß der *Dupatty* und der *Sie-Jibb* einander alle Freundschafft zusagten, und solches mit einem Hand-Schlag bekräfftigten, ehe sie von einander giengen. Also stand es noch eine ziemliche Zeit hernach mit ihnen, bis der *Dupatty* seine Macht in seinem *Dusan* versammlet hatte. Alsdann fing er seinen Streit von neuen an, und ließ seine Empfindlichkeit über den ihm von den Chinesern zugefügten Schaden, und den seinem Bruder angethanen Schimpff, indem man ihn ins *Cock-House* (oder Hühner-Haus) gesetzet, und zum Verhör gezogen hatte, genugsam blicken, ohnerachtet ich ihm bey dieser Gelegenheit so sehr günstig gewesen war. Unter diesem Vorwand fieng er den Aufruhr an. ꝛc. ꝛc.

Tho. GOOKE.

Die zwo folgende Brieffe, welche beweisen, daß die Zusammenschwerung schon eine Zeit lang, ehe sie ausgeführet worden, sey angestellt gewesen, wurden von den Engelländern im Jahr 1717 aufgefangen.

Dieses kommt von Sultan *Mansore*, *Raja Guillamot*, *Dattue Pandash*, allen den grossen Leuten in *Bandat Sapoolo*, und den Auffsehern über dem Handel in *Bantayan* und *Tego Loora*, an *Datto Raja Quasso*, sammt allen *Proateens* und *Lemicotas* von *Sablat* zu *Cattown*, zu *Calobon*, *Surambe*, *Malacca*.

Raja Quasso Schreiben, durch *Tuan Mallin* und *Dupatty Loora Sambellan* übersandt ist empfangen worden, und gefällt uns sehr wohl. Wir sind nunversichert, daß das gantze Land bis an *Abong*, auch *Tuan de Goono* mit seinen Leuten sich einmüthiglich zu uns schlagen wollen; und wenn ihr dieses empfanget, sendet *Tuan Mallin* ins Land, damit er kund mache, daß wir die Engelländer auszurotten suchen, und ihre Wohnungen längst der gantzen Küste zu verwüsten, weil sie die Treue gebrochen haben, und gantz anders als sie vorhin waren, geworden sind. Wir werden, so bald das Fest vorbey ist, zum Werck schreiten; derowegen wird *Dattoo Raja Quasso* so gut seyn, jemand zu senden, der uns eure rechte Meynung über der Sache offenbahre, und auch zu erkennen gebe, wie die *Proatiens* und *Lemicotas* gesinnet seyn.

Die Antwort auf voriges.

Dieser Brieff kommt von demjenigen, der nichts isset, an *Raja Mansor* und *Sultan Guillamot*, und versichert sie, daß er alle diejenige, welche ihm selbst gleich seyn, versammlen will, nebst den stärcksten Männern hier herum, und gerade auf *Bencoola* zu marchiren. Deswegen verlanget er die Hülffe mit gewapneter Mannschafft, welche ihr selbst und *Raja Passasier* nicht ermangeln müsset, an *Tuan de Goono* zu senden, welcher entschlossen ist, wo es den Königen gefällt, ihr Bunds-Genosse zu seyn. Ihr könnet auf seine Treue Rechnung machen, denn er weiß nicht zu lügen. Wenn er vom Lande herunter kommt, will er das Volck von *Serangi* bis an *Bencoola* und *Lowe Cowt*, nebst allen die unter *Pangaran Munco Annoem* bis an *Pollombong* hinan stehen, in eurer Interesse verknüpffen. Dieses verspreche ich zu thun, und erwarte darauf eine Antwort von euch. GOTT segne euch, und helffe euch, in allen euren Unternehmungen. Ich biete *Dattoo Raja Quasso* meine Dienste an.

Getreulich übersetzt
durch *ROBERT DYMOND*,
Linguisten.

Gefunden zu *Tanjoong Arang* auf dem Fluß *Sablae* bey *Orang-Caja*, *Banda Harrah Munco Raja*, als der Herr *Farmer*, Unter-Gouverneur auf der West-Küste von *Sumatra* war.

Bey diesen gantzen Handel ist noch zu bemercken, daß der Capitain *Hamilton* anmercket, es sey bey den Engelländern auf *Bencola* die Furcht grösser gewesen, als die Gefahr. Und ihre eingebildete Gefahr, sey alleine aus dem Brande entstanden, der durch die Verladung von einer Canone, in einem Hause, entstanden, als sie an einem Fest-Tage die Canonen abgefeuret hatten. Die gantze Furcht aber habe sich gegründet auf das unvorsichtige Verfahren des Gouverneurs gegen die Einwohner, welche er erbittert hatte. Ungeachtet aber die Sumatraner die Engelländer aus *Bencola* vertrieben hatten: so liessen sie doch es gerne geschehen, daß sie noch innerhalb Jahres Frist wieder kamen, und mit Ausbauung des *Forts Marlborough* fortfuhren, wogegen sie sich im geringsten nicht setzten. Es ist zwar an dem, daß etliche Englische hieher gesandte Haupt-Leute die verlangte Freywilligkeit nicht genossen hatten; diese Herren aber hatten auch durch ihr herrschsüchtiges Verfahren, nach welchem sie sich aller Dinge anmasssten, die Insulaner vor den Kopf gestossen: weil aber dieses noch erträglich war, in Vergleichung mit der Tyranney, welche die Holländer allenthalben ausüben, wo sie die Oberhand haben; so fiengen die Maleyer gleich nach Vertreibung der Engelländer an, sich sehr zu fürchten, daß die Holländer kommen, und sich mit Gewalt unter ihnen setzen, und ihnen ein eisern Joch auf den Hals legen möchten, wie sie bey ihren Nachbaren gethan hatten; und liessen daher ihre vorige Empfindlichkeit fahren, übersahen alle Unhöfflichkeiten der Englischen Haupt-Leute, und suchten auf alle Art und Weise unsern Lands-Leuten wieder Lust zu machen, sich daselbst zu setzen. Es war auch ein grosses Glück für die Engelländer, daß sie aus *Bencola* wegkamen, denn daselbst wurden jährlich ihrer viele zu Grabe getragen, dahingegen auf der Festung *Marlborough*, wie einer, der ohnlängst als Gouverneur daselbst gestanden, mich versichert hat, in einem gantzen Jahr kaum ein eintziger stirbet. So sehr ist die Lufft an den beyden Orten unterschieden, ob sie gleich nur 2 bis 3 Meilen von einander liegen. Weil auch das *Fort Marlborough*, wegen seiner bequemen Lage, sich weit besser defendiren läst, als das *Fort York* zu *Bencola*, dürffen unsere Leute sich nicht so sehr als vordem befürchten, daß sie werden überrumpelt werden, wenn zwischen ihnen und den Insulanern ein Misverständniß erwachsen sollte.

Die Gegend über *Bencola* ist voller Berge und Wälder, die Berge sind hierselbst beständig mit einem dicken Nebel umzogen, welche in Blitz, Donner, Regen, und kurtze Sturm-Winde ausbrechen; welche von den See-Leuten nach dieser Insul benennet werden, als umb welche herum sie sich spühren lassen.

sen. Büffel-Ochsen-Fleisch kan man hier leichtlich, Rind-Fleisch aber, Vögel und Fisch, nur selten bekommen. Die einheimische Land-Früchte aber sind hier in Ueberfluß zu haben. Ausser den Englischen Colonien zu *Marlborough* und *Bencola* haben wir noch unterschiedliche mehrere gegen Norden, als ins besondere zu *Cattoun*, *Ippoo*, *Rantall*, und *Mocho-Mocho*. *Cattoun* liegt ungefehr 40 Englische Meilen Norden *Bencola*. *Ippoo* ist noch 35 Englische Meilen weiter nach Norden von dannen entfernet. *Rantall* stehet 100 Englische Meilen nordwerts von *Bencola*. *Mocho-Mocho* ist die nordlichste von allen unsern Englischen Colonien, und liegt nicht weit von *Indapour* auf dem 2 Grad 20 Minuten südlicher Breite, so daß alle unsere Colonien auf der West-Küste zwischen den 2 und 4 Graden dieser Breite oder daherum liegen. Als wir aus *Bencola* verjagt worden, ward weder *Rantall* noch *Mocho-Mocho* angegriffen, obgleich die Oerter weit weniger capable waren, sich zu wehren. Solches befestiget mich in den Gedancken, daß die Insulaner, ob sie auch über eine oder andere unfreundliche Begegnung, so ihnen von den Unsrigen wiederfahren, empfindlich gewesen, dennoch durch den vortheilhafften Handel, und durch die Furcht, so sie vor die Holländer haben, bald sind bewogen worden, sich eines bessern zu besinnen.

Nordwerts von den Englischen Colonien auf *Sumatra*, liegen die Städte *Indapour*, *Padang*, *Priaman*, *Tekou*, *Passaman*, *Batuhan*, *Barros* und *Daya*. *Indapour* ist der erste Platz der Holländer nordwerts von den Englischen Havens, und liegt auf dem 2 Grad Süder Breite. Darauf folgt *Maningkabo*, welches aber etwas landwerts ein lieget, und die Haupt-Stadt eines Käyserthums ist, welches hier sehr viel Land in sich fasset, und in den Bezirck seines Gebiets viel Gold hat, die kleinere Theile dieses Reichs werden von *Orangcayas* oder *Rayas* regiert, welche Häupter einer Landschafft oder Meyerey seyn. Sonst stehet dieses Land mit der Holländischen Ost-Indischen Compagnie in einem Bündniß. *Padang* liegt auf dem 1 Grad 30 Minuten, *Priaman* auf 50 Minuten, *Tecou* auf 30 Minuten Süder-Breite, und *Passaman* fast gerade unter der Linie. Die Holländer waren noch An. 1660. Meister von der West-Küste von *Sumatra* von *Sillebar* an bis *Barros* theils durch die Folgen eines rechtmässigen Krieges, theils durch Tractaten geworden. Einige von diesen Ländern besitzen sie zum völligen Eigenthum, andere stehen unter ihren eigenen Fürsten, welche aber den Schutz der Ost-Indischen Compagnie angenommen, und allen Handel mit Fremden, ausser mit der Compagnie, eingestellet haben. Ja der Holländische Befehlhaber auf dem Haupt-Comtoir zu *Padang* ist so gar ein Stadthalter des Kayſers von *Ma-*

ningkabo auf der Untern-Küste. Um das Jahr 1688 aber haben die Engelländer sich an die unstreitige Gerechtigkeit unserer Possession nicht gekehret, sondern sich von etlichen Oertern Meister gemacht. Es erstrecken sich also die Plätze an der West-Küste, welche die Holländer besuchen und besitzen, von dem 2 Grad Süder-Breite bis an die Linie, und das Haupt-Comtoir ist zu *Padang*. *Batuban* liegt einen Grad Norden der Linie, *Barros* aber 2 Grad 30 Minuten. Daselbst findet man Gold, Kampfer, *Benzoe*, Klappus-Oel, Rotting, *Sampan*-Holtz, Harpuis, die Schiffe mit zu beschmieren, Felle von einer Art Fische, Rochen genannt, und Vogel-Nester, welche von den Holländern aufgekaufft werden. Endlich besitzen sie auch *Daya* auf dem 4 Grad 50 Minuten gegen Norden. Hier und weiter gegen Norden hinauf, behält der König von *Achen* stets seine Herrschafft, und ich finde nicht, daß eine Europäische Nation einen von seinen Havens inne hat, aber die südliche Gegenden der Insul haben die Holländer so unters Joch gebracht, und ihre Freyheit also eingeschräncket, daß sie mit keiner andern Nation handeln dürffen, als mit ihnen, wie solches in allen Tractaten der Haupt-Punct gewesen.

Ehe wir von der Beschreibung der Insel selbst zu der Beschreibung der Insulaner übergehen, will ich noch etwas von der Insul *Banca* sagen, von welcher die berüchtigte, seichte, doch aber meistens von leimigten Grunde bestehende Meer-Enge, wodurch die Schiffe nach *Malacca*, *Siam* und so weiter reisen, ihren Nahmen führet. Diese Insul lieget auf derselben Höhe mit der Stadt *Palambam*, welche ungefehr 8 Teutsche Meilen weiter landweits ein an einem grossen Strohm lieget, vor welchem gemeiniglich eine oder zwey Holländische Chalsupen creutzen, um den heimlichen Handel zu verhindern. Die Insul *Banca* ist übrigens ungefehr 30 Meilen lang, und liegt 5 bis 6 Meilen ostwerts von *Sumatra*, und formirt also mit *Sumatra* obgedachte Meer-Enge. Der König residirt in einer Stadt, die ungefehr 12 Meilen von der Norder-Küste abgelegen. Im Jahr 1710 als der Sohn des Königs von *Palambam* daselbst regierte, und von ungefehr ein Brand in einem Dorffe entstand, fand man unter dem Schutt ein geschmoltzen Metall, das dem Zinn ähnlich war. Der König ließ darauf durch seine Leute tieffer in den Grund graben, und sie funden sehr viel Ertz, welches ihnen grossen Vortheil brachte. Es sollen die Holländer ihn ersucht haben, daß er ihrer Compagnie erlauben möchte, ein Comtoir daselbst aufzurichten, welches er ihnen aber abgeschlagen hat. Die Einwohner dieser Insul sollen verrätherisch und mörderisch seyn: und man hat etliche Exempel von Schiffbrüchigen Leuten, welche auf den

Küsten ihr Schiff, ihr Leben aber vor der Faust der bösen Insulaner eingebüsset haben.

Das dreyzehende Capitel.

Von der Einwohner Naturell, Gestalt, Speise, Lebens-Art, Manier zu grüssen, Lustbarkeiten, Kauff-Handel und Manier, ihre Waaren zu verführen.

DJe Einwohner dieses Landes bestehen aus zweyerley Art von Völckern, gleichwie in allen andern Indianischen Insuln dereu Vor-Eltern aus sehr entlegenen Landen gekommen seyn. Diejenige, welche die inwendige bergigte Gegenden bewohnen, sind Heyden, und, ihrem ersten Ursprung nach, vermuthlich Nachkommen der Chineser, diejenige, welche an den See-Küsten wohnen, sind von Arabischer oder Persianischer Abkunfft, oder vielmehr ein Mischmasch von allerhand Mohren und andern Nationen, welche dem Mahomeranischen Gottesdienst beypflichten, und von denselben Sitten und Manieren seyn. Die Berg-Leute, von welchen wir eine sehr artige Nachricht haben, werden der Gewohnheit nach als Menschen-Fresser vorgestellet, weil sie beydes von den Christen und Mahometanern in ihrem Gottesdienst abgehen. Ja der Herr *Niewhoff* erzehlet sogar, daß der König von *Achen* vor diesem etliche von diesen Menschen-Fressern zu seinen Bütteln gebrauchet habe, welche erstlich den Leuten Beine und Arme abgehacket, hernach Pfeffer auf den Rumpff gestreuet, und ihn also roh verzehret hätten. Dieses führe ich nur an, um die Leichtgläubigkeit eines von den besten Scribenten anzuzeigen. Woher aber diese Nation von Menschen-Fressern in diese Insul gekommen, da auf dem festen Lande, von wannen sie ihren Ursprung haben, keine Nation zu finden, die dieser barbarischen Gewohnheit ergeben, stehet nicht leicht zu begreiffen; Insonderheit, da ein jeder gestehet, daß solche Colonien immerfort die Religion und die Sitten des Volcks, von welchem sie ursprünglich herstammen, zu behalten pflegen. Uberdem lehren die Sätze ihrer Religion sie auch, einen grössern Abscheu vor Blut zu haben, als man wohl bey den civilisirtesten Völckern antrifft, so daß unterschiedene von ihnen Schwierigkeit machen, ein Thier, von welcher Art es auch sey, zu tödten. Der vernünfftige Herr *de Foe* aber hat unsre Schwachheit, und wie sehr wir von den Historien von Menschen-Fressern eingenommen seyn, wohl eingese-

hen, und uns daher mit der Fleisch-Banck von Menschen-Fleisch so gesättigt, daß vermuthlich künfftighin dergleichen Erzehlungen nur wenigen Beyfall finden, und nicht so leicht werden verdauet werden können.

Was ferner die Maleyer anlanget, welche an den Küsten wohnen, werden sie gemeiniglich für hofärtige und stoltze Leute angesehen; Sie lassen auch, gleichwie die Spanier, ihre meiste Arbeit durch Fremde verrichten, und haben keine Geschicklichkeit zu Künsten und Wissenschafften. Sie sind auch so hofärtig und so faul, daß sie sich selten an einem Ort setzen, den Acker-Bau zu treiben, oder sich mit einem Handwerck zu nähren. Sie sind schwärtzlich von Farbe, gerade und wohl geschaffen von Gliedern, aber gar nicht angenehm von Lineamenten und Gestalt. Denn sie haben ein plattes Antlitz, kleine Naasen, und ihre Kinnbacken gehen einigermassen mit dem höchsten. Sie haben recht schwartz Haar, schwartze Augen, gleichwie die meisten Indianer, und färben, nach der Gewohnheit des Landes, ihre Zähne schwartz an. Sie beschmieren sich auch mit stinckendem Oel, und wenn solches zu dem faulen Geruch kömmt, den ihre Leiber ohnedem ausdampffen, so dürffte ein Europäer fast ersticken, wenn er sich unter einem Hauffen von Sumatranern befindet. Etliche von ihnen tragen Mützen, die von rothem oder andern Lacken recht nach ihrem Kopff zugeschnitten seyn, so wie ein Hut ohne Rand; Die meisten aber winden ein Stück blau oder weiß Leinwand um den Kopff, dessen Enden ihnen um den Kopff herunter hängen, und haben keine andre Decke auf dem Scheitel des Haupts, als ihre Haare, von welchen ein Theil hinten auf den Schultern herunter hänget. Die arme Leute tragen nur ein klein Stück Leinwand um ihre Lenden, dasjenige damit zu bedecken, was die gantze Welt zu verbergen pfleget. Leute von Vermögen aber tragen eine Art von Hosen, und schlagen ein Stück Leinwand oder Cattun gantz loß um ihre Lenden herum. In den Städten tragen sie auch eine Art von höltzernen Schuh-Sohlen (oder Klötzern, wie man sie in Holstein nennet) wenn sie aber reisen, gehen sie baarfuß..

Die gewöhnliche Speise ist hier, wie in andern Ländern in Indien, Fisch und Reiß: Wer es aber zu bezahlen vermag, speiset auch Vögel-, Schafe-, Ziegen-, Büffel-, Ochsen- und Küh-Fleisch, wie auch Wild. Sie würtzen ihre Speisen sehr starck mit Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch, und machen den Reiß gelb mit der gelben Wurtzel *Turmerica*. Das Büffel-Fleisch ist eine sehr grobe Speise, und das wenige Fett, so daran sitzet, ist so gelb als Saffran. Ihr Vögel- und Schafs-Fleisch ist auch sehr trocken und schmacklos: und sie sind auch nicht gar zu reichlich mit Schweine-Fleisch versehen, welches

ches das beste Fleisch ist, in heissen Ländern zu schlachten. Ihr wild ist sehr gut, insbesondre aber der Schwein-Hirsch, ein Thier so etwas grösser als ein Caninchen ist, und Fleisch hat so weiß, als ein Huyn (*). Ihre Enten sind besser, als ihre Vögel, die auf dem Lande leben.

Von *Bengala* bekommen sie eine gewisse Art flüßiger Butter, wie Oel, womit sie ihren Reiß fett machen: Diese Butter soll von Büffel-Milch gemacht, und mit Speck oder Schweine-Fett vermischet werden. Die meisten von unsern *Voyageurs* versichern, daß sie sehr stinckend und eckelhafft sey: Solches aber mag wohl daher kommen, weil sie selbige gar zu lange aufheben. Denn ich habe einige Butter von dieser Art gefunden, welche so gut als unsre Englische Butter im May-Monath schmeckte. An guten Brühen und Zugemüs fehlet es ihnen auch nicht: Insonderheit haben sie allerhand schöne eingemachte Sachen, oder *Achars*, wie sie es nennen, welche von *Mangoes* und andern Früchten gemacht werden, die sie grün einmachen. Ihre Speisen werden nach des Haus-Herrn Vermögen in silbernen, kupfernen, oder irdenen Gefässen aufgetragen, und, sie mögen gekocht oder gebraten seyn, in kleine Stücken zerschnitten, ehe sie auf den Tisch kommen. Ihren Reiß kneten sie zwischen ihren Fingern in so grosse Klösse, als sie in den Händen halten können, und pfropffen solche in den Mund: Alsdenn nehmen sie ein wenig von ihren andern Speisen, um dem Reis einen bessen Geschmack zu geben. Sie gebrauchen keine Messer oder ander Geräthe und Servietten zu ihrem Essen. Sie waschen sich auch allezeit vor und nach dem Essen, und halten sehr über solche Reinigung. Ihr gewöhnlicher Tranck ist klar Wasser oder Thee; Auch haben sie Palmen-Wein und *Toddy*, welches ein Getränck ist, das man aus den abgeschnittenen Zweigen der Cocos-Bäume sammlet. Sie trincken auch die süsse Feuchtigkeit, welche man in den jungen Cocos-Nüssen findet, und in jeder wohl mehr als ein halb Pint beträgt, auch sehr kühl und schmackhafft ist. Der *Arack*, oder der aus Reis und Zucker-Rohr gekochte Brandtwein, ist hier auch sehr gemein. Die Chineser bringen ihre *Hoksbue* und *Samsbue* auch hieher, wovon die Europäer eben so viel Wesens machen, als von *Punch* mit *Arack* vermengt. Die Einheimischen kauen immerfort *Betel* und *Arack*, und nehmen zwischen den Mahlzeiten Opium, *Bang*, und Toback. Dasjenige, was sie *Bang* nennen, weckt ihre Lebens-Geister fast eben so geschwinde

(*) Wir haben von dem Schwein-Hirsch in dem Stück von den Moluckischen Insuln gehandelt: Der ist aber grösser als dieses Thier. Der Herr *Salmon* meynet vielleicht die *Porcupine* oder das Eisen-Schwein, so eine Art von Schwein-Igeln ist, die daselbst gegessen werden.

schwinde auf, als das Opium, und wird entweder von Hanff, oder auch von einem Gewächs, das dem Hanff sehr ähnlich ist, in ihrem Getränck abgezogen, und also getruncken. Der Toback wird selten aus Pfeiffen gerauchet; sondern sie rollen ein Blatt so lang und so dick als eines Menschen Finger zusammen, und zünden solches an: wenn es also bis auf ein Drittel weggebrannt ist, werffen sie es weg. Sie trincken sehr selten, wenn sie rauchen. Ihre gewöhnliche Manier zu grüssen bestehet darinn, daß sie beyde Hände bis an das Haupt empor heben. Wenn sie aber vor Fürsten und grossen Herren erscheinen werffen sie sich mit dem Angesicht auf die Erde nieder. Sie sitzen, wie andre Asiatische Völcker mit creutzweiß über einander geschlagenen Beinen auf dem Boden, sowohl wenn sie essen, als wenn sie sonst zusammen kommen, einander Compagnie zu leisten. Sie sind ungemeine Liebhaber vom Carten- und Würffel-Spiel, welche vermuthlich von den Chinesern hier sind eingeführt worden. Es gehen bey ihnen wenige Tage vorbey, da nicht ein Hahnen-Gefecht gehalten wird. Sie rupffen ihre Hahnen nicht vor dem Gefecht, als man in Europa thut, sondern führen sie mit allen ihren grossen zierlichen Federn auf den Kampff-Platz. Sie binden ihnen auch ein mördlich Gewehr, so lang und so gestaltet als das Blatt von einem Feder-Messer, an die Sporn: so daß das Gefecht in einem Augenblick gethan ist, indem der beste Hahn mannigmahl mit einem Streich gefället wird: und bey dieser Art Waffen hat der kleineste Hahn in gewisser Masse den Vortheil. Sie setzen unterweilen wol ihre gantze Wolfahrt auf ein solches Hahnen-Gefecht: Es wird aber nicht gewonnen gegeben, es sey dann, daß der Obsieger seinen Feind auch mit dem Schnabel hackt und schlägt, nachdem er ihn getödtet hat; wo er solches nicht thut, nimmt einjeder sein Geld zurück. Unter ihren Ergötzlichkeiten auf dem Felde ist die Hirsch-Jagd die vornehmste. Das Wild wird von etlichen kleinen Hunden aufgejagt; Die Jäger aber, die fast nackt seyn, lauffen ihm zu Fusse nach, und schiessen ihre Pfeile auf den Hirsch, wenn er ihnen so nahe kömmt, daß sie ihn erreichen können. Jemand, der unlängst auf *Bencola* Gouverneur gewesen, erzehlete, daß die Englische Sclaven einstmahls auf der Jagd anstatt eines Hirschen einen Tyger aufgejaget. Dieser setzte hinter einem Sclaven her, und erhaschte selbigen auch, und riß den armen Schelm, das Fleisch auf eine erbärmliche Weise vom Rücken herunter, und gantze Stücke aus den Beinen heraus. Der Sclave aber kehret sich plötzlich um, und durchstach das Thier mit seiner Lantze, welches einige seiner Mit-Sclaven zu gleicher Zeit auch thaten. Und ob sie gleich den Tyger nicht augenblicklich umbrachten, war er dennoch frölich, daß er mit einigen Lantzen, die ihm im Leibe steckten, entlauffen konnte.

konte. Als der verwundete Sclave ins Fort gebracht ward, war er so zerfetzet, daß man an seiner Genesung verzweiffelte. Weil er aber von sehr gesunder Leibes-Constitution war, und ein sehr mässiges Leben führte, kam er in kurtzer Zeit wieder zu seiner vorigen und völligen Gesundheit.

Sie brauchen unterweilen Elephanten, Pferde und Büffel-Ochsen, ihre Wagens und Fuhrwerck zu ziehen: gemeiniglich aber brauchen sie Träger dazu. Denn sie haben die Bequemlichkeit eines schiffbaren Strohms nicht, und reisen gröstentheils zu Fuß.

Was den Handel auf dieser Insul anlanget, so wird eine starcke Handlung in dem Haven von *Achen* getrieben: Woselbst selten weniger als 10 bis 16 Schiffe von allerhand Nationen liegen. Wenn ein Englisch Schiff daselbst ankömmt, muß man sich erst zu dem *Shabander* oder Zöllner verfügen. Diejenigen, welche erst an Land gehen, werden von der Schildwacht an dem grossen *Anala* oder Mund des Strohms gefragt, aus welchem Lande sie her seyn, und was sie für Handlung treiben. Hiervon wird denn sogleich einem eigentlich dazu gesetzten Beamten Nachricht gegeben, welcher die Kauffmannschafft mit allen Ausländern reguliren muß. Die Engelländer dürffen nur mit einem solennen Eyde zusagen, daß sie den Puncten des Accords, welcher vormahls zwischen dem Hofe von *Achen* und dem Herrn Henrich Grey, dem Vorsteher der Englischen Factorey in dieser Stadt, ist geschlossen worden, richtig nachleben wollen. Die vornehmsten Articul dieses Accords waren, daß den Engelländern eine freye Handlung zugestanden ward, daß man ihnen ihre Freyheit in keinem Stück einschräncken wollte, daß sie keine Schatzungen bezahlen sollten, ausser die gewöhnliche Schatzungen für die Freyheit zu handeln und zu tauschen, daß ihnen ein Platz zu ihrem Wohn- und Pack-Haus sollte angewiesen werden, über welchen sie nach belieben disponiren könten, wenn sie von hier wegreisen würden, daß die Engelländer den Gesetzen des Landes nicht sollten unterworffen seyn, sondern von einem Haupt aus ihrer eignen Nation regiert werden, und eine freye Ubung ihres Gottesdienstes haben: daß sie endlich die gewöhnliche Geschencke bringen, und dem *Shabander* ein schrifftliches Zeugnis von dem Gouverneur des Orts, von wannen sie abseegelten, einhändigen sollten, daß sie zur Englischen Ost-Indischen Compagnie gehöreten. Auch müssen sie schweren, daß sie der Regierung getreu seyn wollen, so lange sie zu *Achen* liegen. Dieser Eyd wird vor dem *Shabander* von etlichen der vornehmsten Schiffs-Bedienten abgelegt, und bestehet darinn, daß sie einen kurtzen Dolch dreymahl bis an ihr Haupt empor heben. Diese Ceremonie nennen sie, den Zieb für die Freyheit zu handeln empfangen, und

selbige muß mit einer ehrbaren Contenance verrichtet werden, wo nicht, so bekömmt die Regierung böse Gedancken von dnjenigen, welche dahin zu handeln kommen, Denn sie halten den Eyd für eine der heiligsten Ceremonien ihrer Religion. Sollten sie nur einmahl jemand so loß wegschweren sehen, wie wol auf den Europäischen Zoll-Häusern zu geschehen pfleget: so würden sie die Leute, die also schweren, recht anspeyen und verachten, und nimmermehr wieder mit ihnen zu thun haben wollen. Die Engelländer hielten vormahls eine Factorey zu *Achen*: selbige ist aber hernachmahls aufgehoben worden, weil der Handel die Unkosten nicht abwerffen konte; Und den Holländern ist es eben so mit ihrer dasigen Factorey gegangen. Doch haben die Englische Ober-Kauffleute noch neulich grössere Privilegien daselbst zu geniessen gehabt, als einige andre Nation. Denn andere Fremde bezahlen fünff, unterweilen acht pro cento an Ungeldern von ihren Gütern und Waaren; Die Engelländer aber entrichten nur das gewöhnliche Geschenck an den König und seinen Hof, welches gemeiniglich 16 bis 17 *Tayl* am Werth beträgt.

Diese Geschencke bestehen in 2 Stücken fein Cattunen Leinwand, welche dem Könige verehret werden, wenn man erstlich an Land kömmt, und noch zwey gleichen Stücken, die bey der Abreise überreichet werden; Nebst 2 bis 3 *Tayl* für den Verschnittenen, der das erste Geschenck überliefert, und eben so viel für den Uberbringer des letztern. Wenn die vier erste geladene Böte mit Waaren an Land kommen, werden davon 1½ *Tayl* Zoll entrichtet. Man verehret auch dem *Shabander* ein Stück Seide oder Cattun: Und dergleichen Geschenck wird auch den vornehmsten *Orang-Caya* oder ersten Staats-Minister überreichet, wenn man sein erstes Geschenck an den König überbringen läst. Nach Uberreichung aller Geschencke, geht der Kauffmann hin, sein Haus in Bestand zu nehmen, von welchen sie monathlich 8 bis 16 *Tayl* zur Miethe geben müssen; Uberhaupt brauchen die Häuser allezeit eine grosse Reparation. Man kan zu *Achen* keine Böte miethen, seine Güter darinn aus und in das Schiff zu bringen; Sondern ein jedes Schiff brauchet sein eigen Bot. Wenn man mit diesen Leuten handelt, muß man ordentlich bedingen, nach welchem *Catty* (Gewicht) man kauffen oder verkauffen will; Denn ihr Gewicht ist sehr ungleich. Man muß auch vorher Abrede nehmen, nach welchem Preiß man ungemüntzet Gold in der Zahlung annehmen, oder ausgeben soll; Denn dieses ist daselbst mehr im Gebrauch, als das gemüntzte. Die Europäer werden hier gemeiniglich mit scheelen Augen angesehen; vor allen aber die Holländer, welche etliche nahe gelegene Staaten unter sich gebracht haben: Und weil sie nicht auf nachtheilige Bedingungen mit den Holländern handeln wollen, wer-

den

den ihre Haven selten von denselben besucht. Ungeachtet auch den Engelländern so grosse Vortheile sind zugestanden worden, so dependirt ihre Handlung doch in vielen Stücken von den Veränderungen der Regierung: Und in den letztern Jahren sind solche Weiterungen zwischen der Regierung von *Achen* und der Englischen Ost-Indischen Compagnie entstanden, daß ihre Handlung darüber sehr grossen Abbruch gelitten. Von der Handlung nach den übrigen Plätzen von *Sumatra* ist bey jedem Ort insbesondre etwas gesagt worden. Die vornehmste Kauffmanns-Waaren, welche auf *Sumatra* fallen, sind Pfeffer und Gold-Staub. Bey *Achen* aber und in dem Norder-Theil der Insul wächst kein Pfeffer: Und die Berge, aus welchen sie ihr Gold hohlen, liegen gerade unter der Linie. Obgleich aber weit mehr Gold in dieser Insul fällt, als sonst in gantz Indien, so macht doch die grosse Nachfrage nach demselben, daß es hoch im Preiß stehet. Der gangbare Preiß ist A. 1704 *Tayl* 7. 2. das *Buncal*, oder 1 Untze 10 & 21 gr. gewesen. Diese Insul lieffert auch den besten Campher, der auf den Sundaischen Insuln gefunden wird. Hier liegt die Stadt *Barros*, welche wegen ihres Camphers so berüchtiget ist, der allen andern Campher beyweiten übertrifft. Dieser Ort gehört den Holländern, und von dannen wird auch das Campher-Oel gebracht. Die beste Sorte vom Campher besteht aus kleinen weissen durchscheinenden Stücken oder Schalen, und ist 4 Englische Schilling und 6 Pence jede Untze werth; Die gemeine Sorte ist an Farbe und Figur dem gemeinen See-Sand gleich, und kostet die Untze ungefehr eine halbe Crone. Man trifft hierselbst, und insonderheit zu *Barros*, auch den besten *Benzoe* an, der irgends wo zu finden ist, welcher, nach *Neuhoffs* Bericht, weiß seyn soll. Den Bezoar-Stein findet man hier auch, und zwar in den Hertzen der Schweins-Hirsche, wie die Thiere genannt werden. Dieses Thier ist etwas grösser als ein Caninchen, und hat einen Kopff, der einem Schweins-Kopff gleichet, an Pfoten und Klauen aber ist es einem Hirsch ähnlich. Diese Art Bezoar ist zehnmahl so viel Gold werth, als jedes Stück wiegt. Er ist dunckel-braun von Farbe und auswendig glatt. Wenn die erste Haut abgebrochen ist wird er immer brauner, und liegt von unten zu in Lagen über einander, schwimmt auch oben auf dem Wasser. Wenn man ihn in einen Liqueur leget, macht er solchen sehr bitter. Man sagt, daß in dem Magen der Tauben auf den Nicobarischen Insuln ebenfalls etliche Steine wachsen sollen, welche eben so bitter seyn als der Bezoar von *Sumatra*. Die Krafft, welche man gemeiniglich diesem Stein zuschreibet, bestehet darinn, daß er den Magen reinigen, Appetit zum Essen erwecken, und das Geblüt verbessern soll. Der Bezoar von der *Porcupine* ist röthlich und voll von durchscheinenden

Adern, und wenn man Wasser darauf giesset, giebt er selbigem einen bittern Geschmack. Dieser Bezoar verzehret sich selbst nicht, als der bittere Bezoar von *Siaca* thut; sondern er sincket im Wasser zu Boden und liegt eine ziemliche Zeit, ehe und bevor einige Krafft herausziehet. Der Affen-Bezoar ist helle grün, und weit schöner von Farbe als der Ziegen-Bezoar: Einige Steine wägen ein Loth, und diese sind 40 bis 50 *Ropyen* wehrt; Dahingegen der Indianische Bezoar, der von *Suratte* kömmt, und gemeiniglich der Affen-Bezoar genennet wird, vor 6 bis 7 *Ropy* jede Untze verkaufft wird. Was aber zu *Suratte* vor Elephanten-Kühe- und Cameel-Bezoar verkaufft wird, ist vermuthlich nur eine künstlich nachgemachte Composition, und an sich selbst nicht viel werth. Unter den Sumatranischen Waaren zählet man auch das *Sappan*-Holtz, Drachen-Blut und Rottings. Der gröste Handel auf der West-Küste von *Sumatra* wird mit Pfeffer getrieben; Ich finde aber nicht, daß innerhalb 20 Meilen von den Englischen Plätzen Pfeffer-Plantagien anzutreffen seyn. Der Pfeffer wird in kleinen Fahrzeugen längst den Ströhmen hinunter nach ihren Handels-Städten verführet. Die Plantagien werden gemeiniglich auf einem ebenen Grund dicht an dem Rand des einen oder andern Strohms angelegt, um die Bequemlichkeit eines solchen Wassers zu geniessen. Sie müssen aber einen sehr festen und harten Grund haben. Weil die Pfeffer-Pflantze etwas erfordert, daran sie sich halten, und hinaufklimmen kan, pflantzen die Einwohner von *Sumatra* immer einen stachelichten Baum dabey hin. Wenn die Rancken ziemlich hoch hinaufgeloffen seyn, wenden sie sich wieder unterwerts, und an diesen hängen die Beeren in Trauben, fast so groß als die Wein-Trauben. Sie sehen auch fast eben so aus; sind aber von einander getrennet, so wie unsere Corinthen oder Holunder-Beeren. Diese Pfeffer-Rancken tragen in den ersten dreyen Jahren keine Frucht, im vierten Jahr fangen sie an zu tragen, und tragen alle Jahr bis ins achte hinein immer häuffiger. In den dreyen folgenden Jahren nimmt ihre Fruchtbarkeit wieder ab: Ja sie tragen selten länger als 10 Jahr. Die Figur der Blätter ist dem Epheu etwas ähnlich, sie sind aber grösser, und die grüne Farbe derselben ist bleicher. Die gewöhnliche Erndte-Zeit ist auf der West-Küste im September und December: sie haben aber auch eine kleine Erndte im Mertz und April. Es kan nichts netters erdacht werden, als diese Pfeffer-Plantagien. Man findet nicht soviel Unreines, als einen Strauch oder ein Stroh auf dem Grund: und wenn ein trocken Jahr einfällt, sind sie immer bemühet, die Pfeffer-Rancken zu begiessen, weil ihre gantze Wohlfahrt auf dem Wachsthum und Gedeyen derselben beruhet. Der Pfeffer, welchen unsere Leute zu *Bencola* empfangen, wächst

in dem Lande zweyer benachbarter Fürsten oder *Rayas*. Der eine von diesen hat seine vornehmste Residentz in dem *Dusan* oder in der Stadt *Singledemond*, welche an das Ende einer grossen Bay 10 oder 12 Meilen nordwerts von *Bencola* liegt. Dieser wird *Pangaran Munco Raja* genannt. Der *Dusan*, oder Stadt, da der andere Fürst Hoff hält, heist *Basar*, und liegt 10 Meilen landwerts ein ostwerts von *Bencola*, er wird *Pangaran Songee Etam*, oder der Herr von dem schwartzen Fluß titulirt. Diese beyde *Pangarans* haben ihre eigene Häuser in der Maleischen Stadt zu *Bencola*, wohin sie sich verfügen, wenn sie etwas mit den Engelländern zu thun haben, welche ihnen 2 *Soccas*, oder einen halben Thaler Ungelder von jedem *Bahar* Pfeffer geben. Ein *Bahar* aber macht 500 Pfund grossen und 560 Pfund kleinern Gewichts. Aus der Ursache verpflichten sich diese *Pangerans*, ihre Unterthanen dahin anzuhalten, daß sie den Pfeffer pflantzen, und ziehen, und nach *Bencola* zum Verkauff bringen sollen. Die Eigenthümer bekommen, so bald der Pfeffer gewogen, und von der Compagnie in Empfang genommen worden, ihr Geld davor, nach dem Preis von 10 *Moloco* oder Spanischen Thalern, deren jeder 17 Pfenning und 12 Gran wägen muß, für ein *Bahar*.

Dampier erzehlet uns, daß der Englische Gouverneur zu *Bencola*, der zu seiner Zeit daselbst war, so unbescheiden gewesen, daß er 2 *Rajas* habe ins Gefängnis werffen lassen, weil das Volck dem Pfeffer nicht so geschwind herunterbrachte, als er selbigen erwartete. Wo die jenigen, welche daselbst die Englische Handlung dirigiren, dergleichen Kurtzweil öffters angestellet haben, so ist es kein Wunder, daß das Land darüber schwürig geworden. Es wäre gewiß eine wunderbare Zaghafftigkeit gewesen, wenn diese Nationen ein solches Verfahren der Fremdlingen in ihrem eigenen Lande hätten leiden wollen, ohne sich im geringsten dawider zu setzen. Ja im fall die Engelländer auch starck genug gewesen wären, ihren Anfall auszuhalten, so würde ihr Handel doch sehr viel darunter haben leiden müssen; Denn die Insulaner hätten gewiß alles versucht, um ihren Pfeffer anderwerts quit zu werden. Mit kurtzen, die Unglücks-Fälle auf dieser West-Küste sind so häuffig, und die Unkosten, etliche Festungen anzulegen und zu unterhalten, so groß gewesen, daß die Compagnie, wie mir ist gesagt worden, wohl eher willens gewesen, sie alle zu verlassen, und auch einmahl einigen Gouverneurs, die sie dorthin abfertigte, gäntzlich anheim gestellet habe, daß sie nach ihrem Gutbefinden die Festungen verlassen, oder verstärcken möchten, ungeachtet auf die Verlassung dieser Festungen der Verlust des Pfeffer-Handels nothwendig erfolgen muß, welchen die Holländer wohlbald an sich ziehen würden, so wie sie es

bey den andern Specereyen gemacht haben, da die Engelländer also künftighin sich würden genöthiget sehen, den Pfeffer so theuer einzukauffen, als die Holländer ihn halten wollten. Denn der Pfeffer-Handel auf *Borneo* ist so schlecht, daß die Compagnie nur selten ein Schiff dahin sendet, und die wenige Factoreyen, die wir auf der Malabarischen Küste haben, können soviel nicht liefern, als wir gebrauchen. Ich kan nicht umhin, an diesen Ort die Ursachen anzuführen, warum die Handlung der Holländischen Africanischen und Ost-Indischen Compagnie weit besser, als die Englische geglücket ist. Die Holländer haben ihre Compagnie und dem wichtigen Punct von der Direction derselben zu einer Staats-Affaire gemacht, und selbige mit der Macht der sämtlichen Staaten unterstützet, dahingegen unsere Compagnien unter Aufsicht und Vorsorge etlicher weniger Kauffleute stehen, die selten weiter als auf ihren gegenwärtigen Vortheil sehen, und wenig an das allgemeine Interesse des gantzen Landes gedencken. Es kan auch vielleicht mit der Zeit kommen, daß diese Herren durch ein wenig Geld, das zu rechter Zeit angebracht worden, sich bewegen lassen, den übrigen kleinen Handel, den sie noch behalten haben, den Holländern aus Höfflichkeit zu überlassen, und alles aus der andern Hand von diesen grossen und mächtigen Kauffleuten zu nehmen. Ich hoffe aber doch, daß die Englische Ost-Indische Compagnie, um ihrer selbst willen, besser drauf wird bedacht seyn, daß sie die Holländer nicht in den völligen Besitz der Pfeffer-Küste setzen möge: Denn über solches Verfahren möchten ihre Lands-Leute gewiß empfindlich werden. Diejenigen, welche den gegenwärtigen Zustand der Holländer in Ost-Indien und Africa etwas genauer eingesehen haben, scheinen der Meynung zu seyn, daß, wenn die vielfältige Städte und Festungen der Compagnie auf diesen Küsten mit Königlichen Troupen besetzt würden, welche man aus derselben Cassa bezahlen könnte, daraus die Soldaten der Compagnie bezahlet werden, sowohl unser Handel besser versichert werden, und auch die Englische Nation sich grösser Ansehen in den Ländern machen könnte, als sie bis anhero gehabt hat; so daß unsere Nachbaren sich wohl würden bedencken müssen, uns vor dem Netz zu fischen. Die Kauffleute seyn, wie man angemerckt hat, geschickt genug, die Unkosten so viel möglich zu erspahren. Unsere Garnisons aber sind auf den meisten Plätzen in Indien so schwach, daß die Holländer sich bequemlich in wenig Monathen der vornehmsten Festungen bemeistern könnten, wenn wir mit ihnen sollten über den Fuß gespannet werden. Es ist nicht ohne, daß etliche meynen, die Englische Nation werde wenig dabey verliehren, weil jährlich so viel Geld dahin gehet, worüber das Königreich, wie sie befürchten, ver-

armen

armen dürffte. Wenn man aber erweget, daß die Ost-Indische Compagnie mehr Silber ins Land bringet, als sie heraus ziehet, und daß wir, wenn wir die Wahren nicht selbst aus Indien holten, selbige bey Kleinigkeiten von unsern Nachbahren würden kauffen müssen, und dazu weit theurer bezahlen, als sie uns itzunder zu stehen kommen, so wird die Lust etlicher Herrn, zur Ost-Indischen Handlung, noch wohl etwas angefeuret werden.

Das vierzehnte Capitel.

Von der Beschaffenheit der Insul, dem Erdboden, Früchten, Gewächsen, Metallen, Mineralien, Thieren und Fischen.

IM aber in der Beschreibung von *Sumatra* fortzufahren, gleichwie diese Insul sich von Süden gegen Norden erstrecket, so läufft auch eine lange Reihe von Bergen von einem Ende bis an den andern durch das Land. Einer von diesen Bergen, der sich von *Bencola* an 40 Englische Meilen weit landwerts hinein erstrecket, und südwerts von dannen zu liegen scheinet, wenn man ihn von der See-Seite ansiehet, wird *Singledemond* genannt, und ist über eine Englische Meile in rechtseckigter Linie hoch, wie mich diejenigen versichert, die die Höhe des Berges gemessen haben. Die Berge in dieser Insul, und insonderheit diejenige, welche etwas nach der West-Küste hinliegen, sind steinigt, tragen aber doch dabey kleine Bäume, Stauden und Graß. In den Thälern wächst gut Zimmer-Holtz. Es fehlet auf dieser Insul auch nicht an einem rauchenden und brennenden Berge. Selbiger heist *Balambam*, und schwitzet das schon oben von uns beschriebene Erd-Oel aus, welche Feuchtigkeit die Indianer *Minjoe Tannah* nennen. Das flache Land ist von einen fetten, tieffen, morastigen Erdreich, von unterschiedlichen Farben, als grau, roth, schwartz, und wird von kleinen Strömen und Bächen wohl befeuchtet, keine derselben aber ist für wohlbeladene Schiffe fahrbar. Der Grund bey *Bencola* herum ist ein fruchtbarer Kley, und trägt sehr hoch Graß, von der andern Lage dieser Erde, welche mit der obersten nicht gar tieff bedeckt wird, haben sie die Steine gebrannt, mit welchen die Mauren an der Festung *Marlborough* aufgeführet seyn. Die niedrige Ländereyen an der See, bestehen gröstentheils aus einem continuirlichen Morast, der nur Schilff und die gros-

se

se *Bambos*-Röhre träget. Das eintzige Korn, welches auf dieser Insul wächst, ist der Reiß, wie solcher aber gesäet und gewartet wird, ist schon beschrieben worden, und ich will daher den Leser nicht mehr damit aufhalten. Dieses muß ich nur noch anmercken, daß dieser Acker-Bau, bey *Achen* herum, von den Sclaven getrieben wird, welche vor etlichen Jahren von der Küste von Coromandel dahin sind gebracht worden, als dorten eine grosse Hungers-Noth grassirte, welche die armen Leute nöthigte, ihre Kinder zu verkauffen, um nur ihres Lebens Unterhalt zu finden. Die beste Sclaven, und die zu *Achen* am meisten geachtet werden, kommen von der Insul *Najas*, welche 20 Meilen von *Ayesgangie* entfernet ist. Die Acheneser halten ihre Sclaven sehr wohl, und gehen mit solchen, als mit ihren Cameraden, und nicht als mit Sclaven um. (*) Denn sie bestellen nicht nur den Acker-Bau, sondern, weil sie sehr sinnreiche Leute seyn, legen sie sich auch auf allerhand mechanische Künste und Handwercker, und verschaffen ihren Herrn also reichlichen Unterhalt. Sie wohnen daher in absonderlichen Häusern und Höfen, und müssen für sich und ihre Familie das Brodt erwerben, ihren Herrn aber ein Theil von ihren Gewinn abgeben. Mit aller ihrer Arbeit und Fleiß aber können sie es doch nicht dahin bringen, daß das Land Reiß genug tragen kan, seine Einwohner Jahr aus Jahr ein zu ernähren: sondern es muß noch eine grosse Menge jährlich von andern Oertern herein geführet werden. Denn *Dely*, *Porab*, und *Pedir* sind die Korn-Cammern von *Achen*. Nebst dem Reiß und dem Pfeffer ist das Zucker-Rohr das vornehmste Gewächs. Selbiges pflantzen sie meistentheils, um *Arack* oder Brandwein davon zu brennen. Als welcher in dieser überaus feuchten Lufft für sehr gesund gehalten wird. In ihren Gärten haben sie Erbsen, Bohnen, Radieß, Yams, Batatten, Erd-Aepffel, Kürbiß und viele andere Arten von Küchen-Kräutern, welche in Europa gantz unbekannt seyn. Ihre Batatten oder Erd-Aepfel sind drey bis vier Daum-breit lang, und so dick als ein grosser Radieß, Mehl-reich, und süß von Geschmack, und, so wie die hiesigen, auswendig roth und inwendig weiß. Die Früchte, welche man in andern Theilen von Indien antrifft, haben sie in der grösten Vollenkommenheit, als *Pieſſangs*, *Pinappels*, oder Indianische Tann-Zapfen, (eine sehr wohlschmeckende Frucht, die nur wegen

(*) Dieses hätten die Engelländer und Holländer in ihren Westindischen Colonien wohl zu mercken, welche mit ihren Sclaven nicht als mit Menschen, sondern als mit Bestien umgehen; umb denen barbarischen Spaniern hierinnen ein gut Exempel zu geben, welche als Teufel mit ihren Sclaven hausiren.

wegen ihrer den Tann-Zapfen ähnlichen Figur von den Europäern also genannt wird,) Cocos-Nüsse, Limonien, Citronen, Pommerantzen, Pompelmosen, *Mangoes*, *Mangostans*, Granat-Aepfel, Wasser-Melonen, *Jacas*, *Durions*, *Guavas*, unter welchen allen die *Mangostans* die delicatesten seyn. Selbige sind einem Granat-Apfel ähnlich, aber ein wenig kleiner; die äusserste Schale ist etwas dicker als an den Granat-Aepfeln, aber weit zarter und dunckler roth von Farbe. Das inwendige ist hoch roth, und die Frucht liegt in vier oder fünff Schalen so groß als eines Menschen Daumen, sie ist so weiß als Milch, und dabey zart und safftreich, und in der Mitten von einer jeden liegt ein kleiner Stein. Die *Pompelmoos* ist auch eine angenehme Frucht, etwas grösser als die gröste Pommerantzen, und hat eine dicke aber doch zarte Schale. Inwendig findet man eine Menge von Kernen, die so groß seyn als ein Gersten-Korn, und voller Safft stecken: sie sind aber nicht in Fächergen vertheilet, wie die Pommerantzen. Die übrigen hieselbst wachsende Baum-Früchte haben wir anderwerts in dieser Historie beschrieben, und achten dahero nicht nöthig zu seyn, daß hier mehr davon gesagt werde.

Das Gewächse, welches man *Bang* nennet, wächst auch auf dieser Insul, und ist dem Hanff sehr ähnlich. Hierüber giessen sie ihr Getränckе, und lassen es tingiren, wenn sie sich wollen lustig machen, wie solches schon oben ist bemercket worden. Es hat übrigens eben dieselbe Wirckung, als das *Opium*. Die Cattunen- oder Baum-Wollen-Bäume, wie auch der *Cabbage*- oder Kohl-Baum wachsen hier ebenfals; sie sind aber nicht sonderlich gemein. Man trifft schwerlich ein Land an, da mehr Rohr und *Bambos* wächst, als hier, und ins besondere bey *Jamby*, einem artigen Ort, der den Holländern gehöret, daselbst wachsen die schöne Spanische Röhre mit den langen Schüssen, welche man Drachen-Blut nennet: obgleich die Holländer auch sehr scharff darüber halten, können sie doch nicht verhindern, daß nicht ab und zu einige von den Einheimischen abgeschnidten und an die Engelländer verkaufft werden. Bey *Achen* herum wächst auch die seidene Baum-Wolle, wie man sie nennet. Diese Bäume sind groß, und haben eine glatte Asch-graue Rinde. Sie hängen immer voll von Früchten, welche an dem Ende der Zweige als kleine Beutel von drey bis vier Daum-breit lang hängen. Kein Baum wächst so regulär und gleichförmig als dieser, die niedrigste Zweige sind immer die längsten und gröstеn, und die öberste werden immer bis an den Wipfel hinan allmälig kleiner und kleiner. Wenn die Baum-Wolle reiff ist, fallen die Schoten herunter von dem Baum; die Wolle aber ist so kurtz, daß die Leute sie nicht so viel achten, daß sie selbige auffammlen, wiewohl einige sich die Mühe neh-

men etwas einzusammlen, um ihre Matrazzen damit auszustopffen. In den Wäldern haben sie Eichen und ander starckes Zimmer-Holtz, welches recht gerade und lang, und zu allerhand Gebrauch bequem ist, die wenigste Sorten aber sind in Europa bekannt.

Von den Mineralien auch etwas zu gedencken, so finde ich nicht, daß sie andere Metalle haben, als Zinn und Gold, die in dem Lande fallen. Andere thun noch Eisen und Kupfer hinzu; und es ist wenigstens gewiß, daß die *Crits*, welche auf *Sumatra* und ins besondere zu *Sillabar* gemacht werden, bey den Javanern und andern Indianischen Nationen sehr æstimirt werden. Das Gold aber ist hier so überflüßig, als nirgend anderwerts in *Asia*. Man giebt zwar vor, daß solches nur vornehmlich ostwerts von der Stadt *Padang*, woselbst die Holländer ihr Haupt-Comtoir an der West-Küste haben, soll gefunden werden, man findet es aber doch auch recht tieff Landwerts hinein in dem Gebiet von *Achen*, welches den Fluß *Delly* zur Gräntze hat, wo man dem *Pampier* nicht unrecht berichtet hat, so sind die Wege dahin sehr mühsam und gefährlich, indem man mit Seilen und Stricken über die Berge hinklettern muß, die daselbst liegen. Man sagt auch, daß eigne Schildwachten ausgestellet seyn, alle diejenigen, die keine Mahometaner seyn, abzuhalten, und daß es an den Orten sehr ungesund sey. Diejenigen, welche in den Minen arbeiten, sollen wohl 2000 pro cento gewinnen. Ihre Reise dahin aber dauret sechs Monath, und der böse Weg, den sie dahin haben, machet, daß sie nicht viel zugleich herunter bringen. Ihr Gold bestehet gemeiniglich gern aus kleinen Stücken oder Staub von einem halben, bis 2 Gran und drey Pfenning schwer. Der Herr *Lockyer* aber erzehlet uns, daß er einen gantzen Klumpen, so wie er aus den Minen gekommen, gesehen habe, welcher 1 Untze gewogen. Wiewohl er auch bekennet, daß solche grosse Stücke zu finden etwas grosses und seltenes sey, und daß man solche eher in den Morasten, als in den Bergen antreffen könne. Unterweilen findet man es dennoch in den härtsten Stein, und eben der Herr *Lockyer* erzehlet, daß er einen Stein gesehen, von 1½ Pfund schwer, der von einem andern Stein, an welchem er gewachsen, abgeschlagen worden, und mit Streiffen, die so wie der weisse Marmor geadert waren, und auch dieselbe Couleur hatten, gezieret war. der Stein war sehr schwer, und hatte viele Gold-Adern, welche aus den Streiffen und an den rauhen Theilen hervorblickten. Das Gold, das in den Stein steckte, ward geschätzet auf 10 Pfund Sterling und 10 Schilling Englisch; dem Ansehen nach aber war kein Guinea wehrt daran. Das Stein-Gold, wie mans zu *Achen* nennet, ist an seinem Glantz kennbar, und sehr

sein

fein, von 96 bis 99 Strichen oder Theilen von 100. Die gemeine Sorte aber hält selten mehr als 92 bis 93 Striche. Die Gold-Minen sind vermuthlich in etlichen Gebirgen in der Mitte der Insul, nicht weit von der Mittags-Linie. Weil man aber die Lage dieser Berge vor die Fremden soviel als möglich verhehlet, und kein Europäer jemahls dahingekommen ist, oder, wo er ja da gewesen, nicht lebendig wieder zurück gekommen, so geben die Reisende sich nicht davor aus, daß sie den Ort accurat anzeigen könnten. Dieses ist alleine gewiß, daß die Minen im Norder-Theil der Insul liegen, und nicht im Süder-Theil, sonst würden die Holländer schon lange darinnen haben arbeiten lassen, weil sie diese Gegend schon vor vielen Jahren inne gehabt haben. Das meiste Gold wird zwischen *Ticou*, und in dem Königreich *Meningcabo*, mitten im Lande, gefunden. Die Einwohner sammlen es in den Bächen und Ströhmen, welche es bey der Regen-Zeit von den Bergen herunter spühlen, da es dann hernach trocken liegen bleibet. Von Bergwercken haben sie entweder keine Wissenschafft, oder ihre angebohrne Faulheit schrecket sie ab, diese schwere Arbeit zu unternehmen, weil sie ohnedem bey ihrer mäßigen Lebens-Art der Schätze gemächlich entbehren können. Ob nun wohl die Bewohner der Gebürge die Gold-Minen besitzen, ziehen sie doch wenig Vortheil davon. Sie vertauschen dieses schöne Metall mit den Einwohnern vom platten Lande gegen Reiß, Kleider, Toback und andere Dinge, die zur Nothdurfft des Lebens gehören. Die Unterthanen von *Achen* aber und die Maleyer sind besser von dem Werth desselben unterrichtet, und fodern ungemein viel von den Fremden, mit welchen sie handeln, für das Gold, so sie ihnen bringen. Damit auch die Fremden keine Lust bekommen möchten, weiter ins Land hinein zu dringen, und mit den Einwohnern der Mittelländischen Gegenden Handlung zu treiben, musten sie uns als die unmenschlichste unter allen Menschen, als Menschen-Fresser und Monstra, die ein jeder fliehen und meiden muß, vorgemahlet werden. Denn sie erzehlen vermuthlich den Fremden solche Sachen aus keiner andern Absicht, als damit sie die Berg-Leute und die Reisende fein weit von ein ander halten, und sie allein den Vortheil von diesem einträglichen Handel ziehen mögen. Aus solchen Quellen und Ursachen sind die meisten Nachrichten von Menschen-Fressern entstanden, wiewohl auch der Abscheu gegen ihre Religion und Sitten, worinn sie sowohl von den Christen als Mahometanern sehr unterschieden seyn, und die unverantwortliche Leichtgläubigkeit, welche wir bey den meisten Reisenden antreffen, nebst dem eitelu Ruhm, etwas gesehen oder gehöret zu haben, das andere Leute nicht gesehen, ein vieles beygetragen hat, solche romanische Historien weiter auszubringen, und zu befestigen.

Die Thiere, welche man auf dieser Insul findet, sind eine kleine Art von Pferden, Büffel-Ochsen, Ziegen, Schwein-Hirsche und ein wenig Rind-Vieh, wie auch Hirsche, Schwein und Elephanten. Was aber ihre Elephanten anlanget, so zweifle ich gar sehr, ob etliche wilde im Lande angetroffen werden. Erstlich sagen unsere Voyageurs nicht, daß sie einige daselbst gesehen haben: und vors andre, so sind diejenige, welche der König von *Aehen* in seinen Ställen hält, entweder ihm von andern Königen geschencket, oder auch in fremden Ländern gekaufft. Sie haben auch allerhand wilde Thiere, als Tyger, Affen, wilde Schweine, *Porcupinen*, oder Stachel-Schweine, von welchen der Bezoar kommt, wie auch Eichhörnlein, welche die Engelländer zu *Bencola* für ein sehr gut Essen halten. Auch findet man daselbst *Guanos*, Eidexen, Crocodilen oder *Alligators*, und allerhand Arten von Schlangen und Gewürm, wie auch Ameisen und *Musketos* oder Indianische Mücken und allerhand dergleichen beschwerlich Ungezieffer. Wasser-Vögel und Endten haben sie in grossem Uberfluß, und ihre Hahnen sollen so groß seyn, als man sie nur irgends anderwerts findet. In ihren Wäldern haben sie Tauben und Täuber von allerhand Arten, wie auch Papageyen, Peroguets oder kleine Sittiche, *Macraus* und allerhand kleine Vögel mehr, die von den Unsrigen sehr unterschieden seyn. Die Voyageurs aber erwehnen nicht, daß sie in diesen Ländern Sing-Vögel angetroffen, welches mich auf die Gedancken bringet, daß ihre Vögel zwar schön von Federn seyn müssen, aber keine angenehme Stimme haben, so wie es mit den Vögeln in andern Orientalischen Ländern beschaffen ist.

An Fischen ist sowohl in den Seen als in den Ströhmen ein grosser Ueberfluß, so gar daß 2 bis 3 Netze nebst einem Boot einem Mann gar reichlich nähren können. Sie haben auch eine besondre Mannier Fische zu fangen, indem sie bey hohen Wasser ein Gitterwerck für die Mündung der Bäche und und kleinen Buchten stecken, und wenn es wieder Ebbe wird, die Fische nach Gefallen fangen. Unter andern findet man hier Barben, See-Katzen, Aal, Krabben, Garnäle, Austern, grüne Land- und See-Schild-Kröten, und andre Fische mehr, die in Europa ganz unbekannt seyn.

(o)

Das

Das funffzehende Capitel.

Von ihren Künsten und Wissenschafften.

WAs die freye Künste und Wissenschafften anlanget, so finde ich nicht, daß sie selbige unter sich haben. Ihre Handwercker sind schlechte Künstler, die Zimmerleute alleine ausgenommen, welche in wenigen Tagen eines von ihren *Rambos*-Häusern auffsetzen können. Die Einrichtung aber und Bau-Materialien sind immer einerley, und erfordern nicht viel Verstand. Ihre schnelle *Prouwen* oder Böte sind unter allen ihren Kunst-Wercken die wunderbarste. Sie sind ziemlich lang, aber so schmal, daß keine zwey Leute bey einander stehen können an dem Ort, da sie am breitesten seyn. Der Kiel ist nur ein breiter ausgehohlter Baum, und die Bord wird mit Brettern ungefehr drey Fuß höher aufgebaut, und jedes Ende wird so spitz, als nur möglich ist, gemacht, doch nicht mit einem Schnabel, wie die Ruder-Böte; sondern die Spitze geht perpendiculair herunter, und der Kiel ragt unter den andern Theilen des Fahrzeugs hervor, und stehet gleich unterm Wasser, wenn es seine volle Ladung hat. Anstatt eines Ruders regieren sie ihre Schiffe mit einem langen Rehm, der eine Hand breit ist. Diese Fahrzeuge führen ein grosses Seegel, und haben Ausleger an jeder Seite mit Brettern von leichtem Holtz an den Enden, und wenn es hart wehet, stellen sie zwey Mann auf der äussersten Spitze des Auslegers hin auf der Seite, die gegen den Wind lieget, um zu verhindern, daß das Schiff nicht umschlage, oder auf eine Seite geworffen werde: Und auf solche Weise können sie die schwerste See und gefährlichsten Stürme aushalten. Und wenn eine Englische *Pinace* oder Jagd-Schiff mit zwey Seegeln 5 Englische Meilen in einer Stunde seegelt, so können sie wohl 10 bis 12 zurücklegen. Indessen gebrauchen sie doch ihre *Prouwen* nur zum Fischen, oder nach etlichen benachbarten Insuln damit überzugehen. Sonst haben sie noch grössre *Prouwen*, die vierzehn bis funffzehn Faß führen können, mit welchen sie recht vortheilhafftig nach *Malacca*, *Siam*, *Pegu*, *Johor* reisen: Sie haben aber keine grosse Schiffe und Fahrzeuge, die einige Gewalt ausstehen können, oder zu Unternehmung grosser Reisen und Züge geschickt wären.

Nebst den Zimmer-Leuten haben sie zu *Acheen* Gold- und Eisen-Schmiede, an ihrer Arbeit aber ist nichts künstliches. Der Herr *Lockyer* sagt, daß die Eisen-Schmiede einen Nagel von zwey bis drey Daum breit lang wohl dreymahl umschmieden, ehe und bevor er seine rechte Gestalt bekommt: Die Mäu-

ter aber sind noch grössere Stümper. Die Chineser sind auch allhier, wie sonst in Indien, die besten Handwercker. Einige von dieser Nation halten sich hier das gantze Jahr herdurch auf, insgemein aber kommen hier im Junio 10 bis 12 Schiffe her, welche hier viel Reiß und allerhand Kauffmanns-Waaren bringen. Die Chineser haben am Ende der Stadt an der See eine gantze Strasse inne, welche man das Chinesische Lager zu nennen pfleget. Mit dieser Flotte kommen allerhand Handwercker Tischler, Schreiner, Mahler, welche alsofort anfangen allerhand Tische, Kisten, Kasten mit Schieb-Laden, Cabineter, Spiel- und Haus-Gerath zu verfertigen, welche Dinge auch alsobald feil geboten werden, so daß diese Gegend der Stadt 2 bis 3 Monath lang einem Marckt ähnlich ist, weil allerhand Art Leute sich hier einfinden, und schwerlich sich durch etwas davon abhalten lassen. Wenn die Chineser ihre Waaren verkauffen, behelffen sie sich sehr knapp, und häuren wenig Häuser, und wenn sie einen anständigen Kauffmann kriegen, schlagen sie sogar ihre Schiffe loß, und behalten nur so viele Schiffe übrig, als sie nöthig haben, sich nacher Hause transportiren zu lassen. So bald aber haben sie nicht ihre Geschäffte verrichtet und ihre Waaren verkaufft, so fangen sie an zu spielen: Denn der Chineser muß immer etwas zu thun haben, und wenn er nicht arbeitet, hat er immer die Carten oder die Würffel in der Hand. Die Europäer gehen auch in das Chinesische Lager, nicht allein ihre Waaren zu kauffen, sondern auch ihre *Hochshue* zu trincken, und kommen durchgehends wohl bezecht wieder zurück: Denn in *Achen* haben sie sonst keine öffentliche Zech-Häuser, da sie sich etwas rechts zu gute thun können.

Das Land-Volck nähret sich vom Vieh und mit Vögeln, sie essen auch Kräuter und Wurtzeln, wie auch den Reiß, welchen die von *Achen* vor wenig Jahren durch ihre Sclaven zu bauen angefangen haben. Die reichsten Arbeits-Leute aber sind die Fischer, welche nur ein Netz kauffen dürffen, und die Arbeit durch ihre Sclaven verrichten lassen. Wenn es gut Wetter ist, sieht man ein Bot oder zehn in der See jedes mit seinem Netz arbeiten, um eine Menge Fische darinn zu beschliessen. So bald einer nur etwas gefangen hat, kommen die andern ihm zu Hülffe, das Netz zu Lande zu ziehen, da sie denn mannigmahl zu ihrer grösten Freude 50 bis 100 grosse Fische daheraus holen. Diese bringen sie sogleich zu ihrem gemeinen Profit nach dem Marckt, da die andern indessen auf einen neuen Fang ausgehen. Die Sclaven fischen auch zum Nutzen ihrer Herren mit dem Angel, und fangen also allerhand Art Fische.

Um aber wieder auf ihre Künstler zu kommen, so findet man selten auf der West-Küste einen ansehnlichen Mann, und sogar keinen Potentaten, der nicht ein Handwerck gelernet habe. Das Vornehmste, was man lernet, ist die Gold-Schmiede-Kunst. Man muß sich dahero einigermassen darüber verwundern, daß sie es in dieser Kunst nicht weiter gebracht haben, da doch die vornehmsten Leute unter ihnen davon Profession machen: Vermuthlich aber rühret solches daher, daß sie keine gute Lehr-Meister haben. Daneben pflegen auch Leute, die nichts weiter sehen, als was unter ihnen in ihrem Lande verfertiget wird, selten in einer Kunst zu excelliren. Wer auch unter uns in der Mahlerey, Bau-Kunst, und verschiedenen andern Wissenschafften etwas gar Sonderbares und Vortreffliches thun will, muß nothwendig reisen: Denn das ist der eintzige Weg zu einiger Vollenkommenheit zu gelangen, daß man sich zu andern Künstlern geselle. Die Medicin wird bey ihnen von niemand als von den alten Weibern getrieben, deren etliche sich darauf legen, daß sie die Beschaffenheit der im Lande fallenden heilsamen Kräuter und andrer Artzeneyen bemercken, und sich in aller ihrer Wissenschafft auf eigene Erfahrung gründen.

Sonst fehlet es ihnen an medicinalischen Kräutern und allerhand Salben im geringsten nicht. Der Durchfall und die Colic sind die gemeinste Kranckheiten dieses Landes, und schlagen bey den Europäern gerne zum Tode aus. Es giebt aber verschiedene Kräuter und Früchte allhier, welche den Europäern viel zur Genesung helffen könten, wenn sie selbige nur kenneten, wenn sie erst mit der Kranckheit befallen werden, dergleichen insbesondre die *Guavas* und Granat-Aepffel seyn. Sie müssen aber auch wohl mercken, daß sie im Genuß etlicher ihrer Früchte und ungekochtes Wasser nicht zu reichlich seyn müssen; Der *Serbet* aber ist am aller ungesundesten. Die beste Diät, die man einem Europäer in diesen Ländern vorschreiben kan, ist diese, daß er das starcke Getränck sehr mässig gebrauchen, mässig essen, und sich insonderheit mit Fleisch nicht überladen muß, und sich eine Wohnung erwehlen, die so weit, als nur immer möglich, von den saltzigen Morasten entfernet ist. Man meynet, daß das bey den Einheimischen gebräuchliche zweymahlige Baden an jedem Tage sie ungemein wider diese Zufälle und Umstände ihrer Lufft bewahren soll, wozu auch das Schmieren mit Cocos-Oel nicht wenig beyträget. Das überflüssige Trincken muß auch sorgfältig vermieden werden: Denn obgleich die meisten Leute am Durchfall sterben, so werden doch auch nicht wenig durch die hitzige Fieber hingerissen, und die Blattern sind dorten mannigmahl eben so gefährlich als in Europa. Man trifft daselbst auch eine Kranck-

heit

heit an, welche der *Mort doc hin* genannt wird, und in einem beständigen Erbrechen, nebst hefftigem Durchfall, bestehet. Selbige entsteht zum öfftern von dem gar zu vielen Essen, und lieffert den Kraucken geschwinde ins Grab. Von Wassersucht, Podagra und Stein hört man selten in diesem Theil der Welt.

Aus demjenigen, was in den vorigen Capitel schon ist angemerckt worden, können wir leichtlich abnehmen, daß sie sich in der Gelehrsamkeit gar nicht hoch versteigen. Alle ihre Wissenschafften bestehen, insoweit als wir erfahren haben, im Lesen und Schreiben, und in etlichen von Alters her überlieferten Historien von ihren Geschichten und Religion. Die Mahometaner, welche ein groß Stück von der Insul inne haben, reden und schreiben durchgehends in der Maleyischen Sprache. Es giebt etliche Wörter und Nahmen der Aemter bey ihrem Gottesdienst, welche aus der Arabischen Sprache genommen sind, und zu *Achen* haben sie auch Schulen, woselbst die Kinder in beyden Sprachen unterrichtet werden. Die Berg-Leute haben eine besondre Sprache, und wie die Maleyer von der rechten gegen die lincke Hand schreiben, so schreiben diese hiewiederum von der lincken gegen die rechte hin. Anstatt Feder, Dinte und Papier schreiben oder meisseln sie vielmehr ihre Schrifft mit einem scharffen Griffel auf der glatten Seite eines *Bambos*-Rohr aus. Die Maleyer aber gebrauchen Dinte, und schreiben auf dünnem braunlichen Papier, welches aber selten so dick ist, daß es nicht durchschlagen sollte. Sie sind sehr schlechte Rechen-Meister; Die Banjaren aber und Guzaratter, welche unter ihnen wohnen, und von ihnen gebraucht werden, wenn sie grosse Summen auszurechnen haben, geben keinem Europäer im geringsten nach. Von diesen Rechen-Meistern wollen wir umständlich handeln, wenn wir von Indien, jenseit des *Ganges*, als ihrem Vater-Lande, handeln werden.

Das sechszehende Capitel.

Von der Regierung auf der Insul, von der Fürsten Einkünfften und Macht, von ihren Waffen, Gesetzen, Straffen, Religion und Leichbegängnissen.

In jedes Königreich und ein jeder Staat auf dieser Insul scheint auf seine besondre Manier eingerichtet zu seyn, und die meisten davon haben in dem letztverwichenen Jahrhundert grosse Veränderungen erlitten.

Von

Von dem Königreich *Achen*, welches das gröste ist, und alle nordliche Provintzen der Insul in sich begreifft, den Anfang zu machen, so ist selbiges, wie einige wollen, eine unumschränckte Monarchie; Andre aber sagen, es sey ein Wahl-Reich; Andre wiederum, es sey erblich. Einige sagen, daß es von einem Mann und Könige; wieder andre, daß es von lauter Weibern und Königinnen beherrschet werde; und abermahls andre, daß das Frauen-Zimmer sowohl, als die Manns-Personen die Crone tragen können. Daher glaube ich, daß etliche von unsern Scribenten, wenn sie bey ihrer Gegenwart im Lande vergessen haben, diesen Punct zu untersuchen, nach ihrer Zurückkunfft sich nur eine solche Regiments-Form von der Insul vorstellen, als ihnen selbst am füglichsten düncket, und solches, auf ihr Gutdüncken und Imagination sich allein gründende, hernach in den Tag hinein schreiben. Daß sie aber nicht allezeit von Königinnen sind beherrschet worden, erhellet aus den Brieffen, welche ihre Könige an die Königinn Elisabeth und an den König Jacob geschrieben haben, wie auch aus dem Zeugniß unsrer besten sowohl alter als neuer Scribenten. Einige meynen, daß niemahls eine Königinn den Thron würcklich bestiegen, sondern nur dann und wann eine oder die andre während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die vormundschafftliche Regierung unter dem Titul einer Königinn geführet: welches dann auch diesen Herren zu dem Mißschlag Anlaß gegeben. Diese Gründe treiben sie desto mehr, weil in den andern Theilen der Insul, von deren Regierungs-Art wir besser unterrichtet seyn, kein Exempel verhanden, daß ein Frauen-Zimmer den Scepter geführet. Weil aber so viele Zeugnisse der Scribenten für beyde Meinungen seyn, so scheinet am allerglaubwürdigsten, daß sie weder an das männliche noch an das weibliche Geschlecht durch die Gesetze und Gewohnheiten der Erb-Folge verbunden seyn, sondern, daß beyde, gleichwie in Engelland, entweder durch Sterb-Fälle, oder durch die Wahl, zur Reichs-Folge gelangen können. Die andre Streitigkeit, ob das Reich eine louveraine Monarchie sey, oder nicht, kan allem Ansehen nach nicht leicht ausgemacht werden. Denn alle Scribenten geben zu, daß verschiedene *Orang-Cayas* oder grosse Herren in diesem Königreich seyn. Die meisten Scribenten sagen, daß ihrer 12 seyn sollen, welche alle, jeder in seinem District, die oberste Gewalt ausüben, und wie Chur-Fürsten in Teutschland in gewisser Masse dem Könige unterworffen, und die vornehmste Bediente an seinem Hofe seyn. Diese *Orang-Cayas* haben unterweilen den König abgesetzet, einen neuen erwählet, und der Macht desselben Gräntzen gesetzt. Zu andern Zeiten hat wiederum die Königliche Auctorität obgesieget, die *Orang-Cayas* sind abgesetzet, oder auch ihrer Abhänglichkeit vom

Hofe nachdrücklich erinnert worden: Und zu solchen Zeiten mag der König mit Recht souverain genennet werden. Was die Erb-Folge für dem ältesten Sohn anlanget, so scheinet es fast, als wenn die Orientalische Printzen darauf nicht sonderlich viel regardirten, weil sie sich gemeiniglich gerne die Freyheit nehmen, die Crone demjenigen von ihren Kindern zuzuschantzen, welchen sie für geschickt zur Tragung derselben ansehen, oder der ihnen am nächsten ans Hertz gewachsen ist, ohne darauf zu sehen, ob er ein Sohn von einer ächten Gemahlinn, oder von einem Kebs-Weibe sey. Unterweilen aber giebt diese Verordnung Gelegenheit zu einem Kriege nach ihrem Tode, da denn derjenige Competent mit der Crone durchgehet, der sich die meisten *Orang-Cayas* zu Freunden gemacht hat. Aus dieser Ursache ist das Reich auch mannigmahl fast ein Wahl-Reich. Dieses ist das Wahrscheinlichste, was ich bey den Reise-Beschreibern, und bey solchen, die selbst im Lande gewesen, angetroffen habe. Ich bekenne aber, daß ich selbst wünsche, bessere Nachricht von dem Zustand der hiesigen Reichs-Folge zu bekommen, als ich noch habe antreffen können. Der Herr *Lockyer*, welcher vor 20 Jahren zu *Achen* gewesen, erzehlet uns, um die grosse Macht der *Orang-Cayas* zu zeigen, von einem, der der Sodomiterey beschuldigt, und vor dem *Shabander* oder Zöllner und Gouverneur des Havens von *Achen* gefordert worden, welcher vor den mächtigsten von allen *Orang-Cayas* im Reich gehalten wird. Als aber der Verklagte sich wegerte vor dem *Shabander* zu erscheinen, sandte selbiger sogleich seine Leib-Wache hin, denselben, wo sie ihn antreffen würden, niederzuhauen. Dieser Befehl ward auch auf der Strasse von *Achen* vor dem Hause eines Englischen Kauff-Manns vollenzogen. Wo aber dieser *Shabander* oder Gouverneur seine Auctorität, als Gouverneur von diesem Haven, von dem König hat, welches sehr wahrscheinlich ist, weil der Ort der vornehmste Haven und die Residentz des Königreichs ist, so stehet aus diesem Exempel nicht viel zu erweisen. Wir kommen nunmehro zu dem Theil der Insul, welches südwerts von der Linie lieget, und, wie schon ist angemercket worden, in unterschiedliche kleine Königreiche vertheilet ist. Diese Printzen geben sich, so wie der König von *Achen*, den Titul von Sultan, doch werden sie auch bald *Pangarans*, bald *Rajas* genannt. Ein jeder von diesen hat seine Edelleute, welche den grossen Rath ausmachen, und *Proateens* titulirt werden. Eine jede Stadt und beynahe ein jedes Dorff hat seinen eignen Gouverneur, welchen der Sultan setzet, wenn er es nöthig zu seyn befindet: Gemeiniglich aber wird der Gouverneur von den Einwohnern erwählet, und nur vom Sultan in seinem Amt bestätiget. Wenn diese beyde Stände versammlet seyn, um wegen der Reichs-Sachen

Rath zu pflegen, vergleichen unsre Kauffleute auf der West-Küste jene mit dem Ober-Hause, diese aber mit dem Unter-Hause, und meynen also, daß die Macht dieser Sultans, wie die Königliche Gewalt in Engelland, durch die Gesetze eingeschräncket sey. Auf den Küsten liegen auch etliche freye Städte, welche von ihrem eignen Stadts-Magistrat regiert, und *Datoos* genannt werden. Im Reiche *Bencola* liegen 12 von solchen Städten, und in *Sillebar* ihrer 4. Diese Städte scheinen gar nicht unter der Macht eines oder andern von den benachbarten Sultans oder *Rajas* zu stehen, sondern haben selbst die höchste Gewalt in Händen. Wiewohl sie doch überhaupt alle *Rajas* sehr respectiren, und mit den Benachbarten immer in sehr gutem Vernehmen stehen. Noch giebt es ein Volck allhier, welches von allen diesen Sultans gar nicht dependirt. Diese wohnen in den Gebürgen, und werden von ihren eignen Capitains oder Häuptern der verschiedenen Horden regiert, welche vermuthlich ihrem Vortheil am zuträglichsten zu seyn erachten, gute Freundschafft mit einander zu halten, und sich mit einander genau zu vereinigen, damit sie ihre alte Freyheit wider andre Potentaten desto besser behaupten können. Diese Leute sind diejenigen, welche die Mahometaner als Menschen-Fresser beschreiben, um alle andre Nationen, wie man schon bemercket hat, von allem Umgang mit ihnen abzuschrecken. Von den Sitten aber und der Regierung dieser Nation darff man keinen besondern Bericht erwarten, so lange wir nicht nähere Gemeinschafft mit ihnen pflegen; Dieweil ihrer Nachbaren Vortheil daran liegt, daß sie selbige recht scheußlich vorstellen.

Was den Reichthum des Königs von *Achen* anlanget, so wird er von allen sehr groß geschätzet, weil so viel Gold in der Insul angetroffen wird. Kein glaubwürdiger Voyageur aber hat jemahl gesagt, daß er einen Uberschlag davon machen könne. Die Zölle zu *Achen* werden für sehr einträglich gehalten, und die Domainen des Königs werden von einer grossen Menge Sclaven bebauet, welche den Hof mit allerhand Vorrath versorgen. Was die Festungen anlanget, so hat er kaum etliche, die den Nahmen zu führen verdienen, wie schon ist erwehnet worden. Die Lage des Landes aber macht, daß fast niemand dahin kommen kan. Wo wir die Anzahl von seiner Krieges-Macht recht genau setzen sollen, müssen wir fast alles dahin rechnen, was nur einigermassen die Waffen tragen kan, denn diese sind alle verbunden, aus dem gantzen Königreiche mit in die Kriege zu ziehen, die er führet. Ob er aber einige regulaire Militz ausser seiner Leib-Wache halte, weiß ich nicht. Obgleich oben von dem Königreich *Achen* ist gemeldet worden, daß dessen Lage von Natur so vortheilhafft ist, daß kein ausländischer Fürst es jemahls angreiffen dürffen, oder gewonnen hat, so

meyne ich solches doch nur von den letzten drey bis vier hundert Jahren. Denn es ist ausgemacht, daß die Mohren oder Araber, welche das Land anitzo besitzen, nicht die erste Einwohner desselben gewesen: Sondern sie haben diese nach den Gebürgen vor etlichen hundert Jahren verjagt, und ihre ledige Wohnungen auf dem flachen Lande wieder eingenommen. Von den Einkünfften der Sultanen auf dem südlichen Theil weiß man eben so wenig etwas gewisses, als von des Kaysers von *Achen* seinen. Es scheinet aber, daß selbige gröstentheils von den Schatzungen, die vom Pfeffer entrichtet werden, herrühren: Wiewohl sie auch einigen Vortheil vom Golde ziehen. Die Krieges-Macht von einem jeden dieser Fürsten insbesondre hat wenig zu bedeuten: Man findet aber, daß sie wohl eher bey gefährlichen Begebenheiten ihre Macht mit einander vereiniget, und sowohl die Holländer, als die Engelländer, aus ihren Festungen und wichtigsten Plätzen herausgetrieben haben. Was die Engelländer aber anlanget, so würden die kleine Könige wohl schwerlich etwas gegen uns unternommen haben, wenn die Verrätherey der *Bugios*, oder Macassarischen Soldaten, nicht dazu gekommen wäre. Die Waffen, welche bey diesen Völckern gebräuchlich seyn, sind ein Schwerdt, ein *Criss*, oder Dolch, welchen sie bloß in ihren Gürtel stecken, und ein langer von zähem Rotting geflochtener und mit Tyger- oder anderm Fell bezogener Schild. Man hat in dem Königreich *Achen*, und auch an andern Oertern des Landes sowohl grob Geschütz, als kleiner Schieß-Gewehr: Die Stücke aber liegen, wie einige berichten, meistentheils auf der Erden, und haben keine Lavetten. Sie sollen einige Elephanten haben, die zum Kriege zugerichtet seyn, doch nicht viele: ungeachtet diejenigen, welche diese Insul erstlich entdeckten, so viele wunderbare Dinge von der Anzahl und von dem grossen Muth dieser Elephanten erzehlet haben. Diejenigen, welche sie itzunder noch halten, scheinen mehr zum Staat als zum Kriege zu dienen.

Sie haben keine geschriebene Gesetze, ausser denjenigen, welche den Gottesdienst betreffen, und im *Alcoran* verfasset seyn. Die von undencklichen Zeiten hergebrachte Gewohnheiten sind ihre Gesetze, und in zweiffelhafften Fällen werden die Aeltisten des Volckes zu Rathe gezogen. Wenn man sich eines gleichen Zufalls erinnern kan, wird solches für genugsam angesehen, das Urtheil in der Sachen, so wie wir auch in Europa thun, darauf zu gründen. Mord und Ehebruch wird am Leben gestrafft. Sie haben nicht einen, sondern eine gantze Rotte von Bütteln, welche dem Missethäter mit ihren *Criesen* durchbohren. Die Weiber, welche ein schweres Verbrechen begehen, werden gemeiniglich erdrosselt. Die Dieberey wird zum ersten mahl mit

Staupen-

Staupen-Schlag, zum andern mahl mit Abhauung eines oder mehr Glieder an den Fingern oder Zähen; unterweilen auch, nach Beschaffenheit der Umstände des Verbrechens, mit Abhauung eines Arms oder Beins gestrafft. Zum dritten mahl stehet wohl gar das Leben darauf; oder sie werden auch, wenn sie sich mehrmahlen auf dergleichen Missethaten betreten lassen, und nachdem sie einmahl gestraffet worden, ihr Leben doch nicht bessern, also verstümmelt auf die Insul *Poolo May* verbannet, woselbst sie sich recht sonderlich mit ihren verstümmelten Gliedmassen zu behelffen wissen. Man macht hier von der Verbindung eines solchen verstümmelten Gliedes nicht viel Wesens, sondern sie halten nur ein breit Stücke Leder bereit, welches sie augenblicklich darum binden, um das Blut zu stillen. Das Köpffen und Spiessen ist bey ihnen auch im Gebrauch. Man beschuldiget etliche Könige von *Achen*, daß sie den Vornehmsten unter ihren Unterthanen die erschrecklichste Marter sollen haben anthun lassen. Der Admiral *Beaulieu* erzehlet, daß der König bey seiner Anwesenheit zu *Achen* ihn an einen gewissen Tage habe zu sich hohlen lassen. Als der Admiral vor dem Könige erschien, fand er denselben in vollen Eyfer und sehr entrüstet: er befahl also zur Stund, daß man fünff bis sechs Weiber aus dem *Seraglio* peinigen sollte. Diese arme Creaturen wurden also vor den Tag gebracht, und in des Königes Gegenwart bis aufs äusserste 3 Stunden lang gepeiniget. Dieses musste der Admiral zu seinem grossen Leidwesen mit ansehen. Als des Königes Raserey währender solcher Tortur noch immer zunahm, befahl er endlich, daß man den armen Weibern Arme und Beine abhauen sollte, und die gestümmelten Cörper in den Strohm werffen. Die Ursache dieses erschrecklichen Urtheils war folgende: In der vorhergehenden Nacht hatte eine von diesen Weibern, die mit den übrigen in einem Zimmer nahe an des Kayfers Schlaff-Gemach schlieff, ein grosses Geschrey von sich gegeben, und als der König nach der Ursache frug, sagten sie alle einhellig, daß nichts daselbst sey zu thun gewesen. Nach vielen Bedrohungen aber bekannte diejenige, welche das Geschrey gemacht hatte, daß jemand gekommen, und durch das *Bambos*-Rohr hindurch, wovon die Wände in ihren Häusern verfertiget werden, ihr in die Lenden mit einem Dolch gestochen habe, darauf habe sie geschryen, um ihre Gespielen aus dem Schlaff zu erwecken. Die andern aber stimmeten mit dieser in ihren antworten nicht überein, indem etliche sagten, sie sey närrisch, andre aber, sie hätten es nicht gehört. Der Dolch ward endlich gefunden, niemand aber wollte sich für den Eigenthümer desselben bekennen. Da der König also keine genugsame Nachricht, so wie er sie gerne haben wollte, von der Sache bekam, fassete er einen Argwohn, daß man, auf seiner Mutter

Anstifften, ihm nach dem Leben stehe. Diese Mörder, meynte er, hätten das arme Weib im Schlaff gestört, damit er über ihr Lamentiren erwachen, und sich aus seiner Cammer heraus begeben, ihnen folglich in die Hände fallen möchte. Darum trachtete er, zu sehen, ob er nicht die Sache durch die Tortur näher entdecken könnte, und ließ alle diese Weiber auf die Pein-Banck werffen. Sie bewiesen aber eine unüberwindliche Hartnäckigkeit und Beständigkeit; ungeachtet der König ihnen zum öfftern das Leben und Pardon anerbot, wenn sie die Zusammenschwerung entdecken würden. Ja obgleich der *Cady* oder der oberste Priester zu *Achen*, wie auch der gantze Hoff, sie baten, sich zu bedencken, und es zu offenbaren, liessen sie sich doch nicht im allergeringsten bewegen. Der König ward endlich zum Mitleiden gegen eine bewogen, welche schon ziemlich bejahrt war, und ab und zu in Ohnmacht fiel, welche er also bald zu tödten befahl. Hierauf machte sie eine freudige Mine, und danckte dem Könige für seine Gnade und Barmhertzigkeit, und wünschte zur Vergeltung für die ihr bewiesene Gunst ein langes Leben von 1000 Jahren. Mit einem Wort, sie blieben alle und jede unerschrocken biß an den letzten Odem. Ja kurtz nachdem ihnen Hände und Füsse abgehauen worden, hatten einige von ihnen die Courage zu sagen: Daß sie schon zehn Jahre lang nach einer solchen glücklichen Stunde gewünschet hätten, in welcher sie von dem mühseeligen Leben im Schloß möchten erlöset werden. Als der König den Heern *Beaulieu* frug, was er dazu gedencke, war der Admiral über dieses entsetzliche Spectacul so erschrocken, daß er sich nicht unterstehen durffte, das Verfahren zu tadeln, und daher nur antwortete; daß keine Regierung ohne Handhabung der Gerechtigkeit bestehen könne. Darauf hub der König an eine zu der Gelegenheit sich reimende Rede zu halten, und sagte: „Wo dasjenige, was „in der verwichenen Nacht vorgefallen, ungehindert hingegangen wäre, „würde er sein Leben niemahls vor Mördern in Sicherheit haben setzen können. „Seine *Orang-Cajas*, oder Edelleute wären schlimm genug, ihn einer Grau„samkeit zu beschuldigen, ungeachtet ihre eigene Boßheit das Urtheil GOttes ihnen über den Kopf zöge, und er nur das Instrument wäre, solches aus„zuführen. Ihre Klagen über seine Regierung wären höchst ungegründet „und ungerecht. Denn er lasse sie ihre Weiber, Kinder und Sclaven be„halten, und grosse Reichthümer sammlen, wenn sie sich nur in den Gräntzen „ihrer Pflicht halten wollten. Er halte ihrer Religion das Haupt oben, be„schirme sie wider ihre Feinde, und bewahre sie, daß ein jeder sicher in seinem „Hause wohnen könne, da *Achen* doch vor seiner Regierung ein rechtes Diebes„Nest und Mörder-Grube gewesen, da der Stärckere den Schwächern unterdrückte,

„terdrückte, und niemand sich des Seinigen in Ruhe und Frieden habe erfreuen „können. Das Eintzige, was einige der Grossen wider ihn hätten, sey die„ses, daß er die Gewalt und Unterdrückungen, mit welchem sie seine andere Un„terthanen beschwehrten, zu verhindern suche. Sie masseten sich ohne Grund „einer Gerechtigkeit und Gewalt an, ihre Fürsten und Herrn ab- und ein„zusetzen, wenn sie nicht nach ihrem Kopf tantzen wollten. Wenn man solchen „unruhigen Köpfen nicht Einhalt thäte, würden sie im gantzen Lande bald das „Unterste oberst kehren. Seine Mutter sey sogar mit in dem Complot derje„nigen, welche gegen sein Leben sich zusammen geschworen hätten, und nöthig „zu seyn vermeynten, daß man einen Nachfolger Platz mache, der sich ihrer Regierung fein unterwerffen müste.“ Dieses sagte er mit solchem Eyfer und Nachdruck, und mit einem solchen erschrecklichen Gesicht, daß die gantze gegenwärtige Hof-Staat sich zur Stund aufs Angesicht vor ihm niederwarff, und ihm um Gnade bat; welches unter andern der *Cady*, ein Mann von 80 Jahren, auch that, welcher bey jedermann im gantzen Königreich im grösten Ansehen stand. Hernach ließ der König seine Mutter peinigen, und nebst ihr *5 Orang-Cajas*, auf welche er einen Verdacht geworffen hatte, tödten. Er ließ auch seinen Neffen, den Sohn des Königs von *Johor*, und noch einen seiner Neffen, einen Sohn des Königs von *Bantam*, umbringen: und er ließ, es kurtz zu sagen, die gantze Königliche Familie bis auf seinen eigenen Sohn tödten. Dieser war schon zweymahl vom Hofe verwiesen gewesen, stand aber zu der Zeit in Gnaden, weil man vielleicht bey ihm ein Gemüth verspühret hatte, daß zu weit grössern Grausamkeiten, als der Vater verübte, geneigt war. Also rottete der König fast den gantzen alten Adel aus, und brachte eine race von *Orang-Cayas* empor, welche seine eigne Creaturen waren. Der Herr *Beaulieu* versichert auch, daß, so lange er zu *Achen* gewesen, kein Tag hingegangen, da nicht eine grausame Execution gehalten worden. Die Wahrheit von dieser Historie beruhet auf die Glaubwürdigkeit des Herrn *Beaulieu*. So viel aber ist gewiß, daß man hier den Maleficanten einen geschwinden Proceß macht, und daß das Urtheil kaum gesprochen ist, wenn es schon vollenzogen wird. Was Civil-Sachen anlanget, so werden solche nach dem Gutachten des Civil-Magistrats, oder auch nach Maßgebung allerhand gleicher Zufälle, die sie entweder aus einer Tradition und Hörensagen, oder auch aus eigner Erfahrung wissen, geschlichtet: indem sie keine geschriebene und recht festgesetzte Gesetze haben. Ihre Obrigkeiten, die nahe bey den Engelländern wohnen, fragen mannichmahl unsre Officier in schweren Sachen um Rath, und tragen eine ungemeine Hochachtung für einen Europäer, der ein Mann von Verstand

stand und Moderation ist, wenn sie das Glück haben, einen solchen anzutreffen. Nichts aber macht uns bey diesem Volck so beliebt, als die Wissenschafft der Maleyschen Sprache; denn sie haben befunden, daß ihre Dollmetscher sie offtmahls auf eine unerträgliche Weise betrogen haben.

Sie haben nur zwey Sorten von Geld von ihrem eigenen Schlage. Die eine Art ist von Bley, welche sie *Cash* nennen, von welchen 1500 auf ein *Mas* gehen, welches ihre göldene Müntze ist, die 15. Englische *Pence* beträgt. Der vierte Theil von einen *Mas* wird ein *Pollam* oder *Copang* genannt, welche Müntze aber nicht in natura nach dem Gehalt geschlagen wird, sondern nur in der Einbildung bestehet, und im Rechnen gebraucht wird. 16 *Mas* machen ein *Tayl*, welche Müntze auch nur im Rechnen gebraucht wird. Sie gilt soviel als 20 Englische Schillinge. Spanische Thaler und andre Spanische Müntzen sind in der gantzen Insul gangbar. Obgleich aber 1500 *Cash* gemeiniglich auf ein *Mas* gerechnet werden; so steigen und fallen sie doch nach dem Gutbefinden der Wechsler. Weniger aber als 1000 und mehr als 1500 werden selten auf ein *Mas* gerechnet. Die Gewichte, welche sie zu Geld und Gütern gebrauchen, sind folgende. Ihrer 5 *Tayl* machen ein *Buncal*, 20 *Buncal* ein *Catty* und 100 *Catty* ein *Pecul* oder 132 Pfund Englisch. Drey *Pecul* machen ein Chinesisch *Bahar* oder 196 Pfund Chinesisch Gewicht, oder nach Maleyischen Gewicht 422 Pfund 15 Untzen; Und auf der West-Küste, insbesondre zu *Bencola*, ist ein *Bahar* 500 Pfund schwer nach dem grossen Gewicht, oder 160 Pfund Englisch. Ungemüntzet Gold in grossen Stücken wird öffter zu *Achen* in der Handlung gebraucht als ihre eigene Müntze, insonderheit in grossen Summen: Darum muß man vorher sagen, zu welchem Preis man das Gold einzunehmen und auszugeben gedencket, wie auch, nach welchem *Catty* oder Gewicht man es empfangen oder lieffern will. Tausend Pfund Sterling in ihren göldenen *Masen* zu empfangen, ist eine unglaublich mühsame Sache; denn man findet unterweilen Kupffer, unrein Metall und Silber-Geld darunter. Ja die Wechsler, welche davon leben, und zu *Achen* gebraucht werden, das Gold zu probiren, werden mannigmahl betrogen: wenn sie aber böß Geld empfangen, müssen sie es denjenigen gut thun, die es gebrauchen. Ein Kauffmann kan auch bey Empfangung ihres Staub-Goldes sehr hintergangen werden, denn sie mengen kleine Stücke von andern Metall darunter, welche nicht leicht zu unterscheiden seyn, und solches macht, daß man die Wechsler bey Empfangung solcher Summen nothwendig gebraucht. Es hält sich eine grosse Anzahl derselben allhier auf, und

haben

haben ihre Boutiquen auf den Strassen zu *Achen*: Die meisten sind von *Guzuratte*, oder aus Indien diesseits des *Ganges* gebürtig. Die gewöhnliche Maasse von Korn und nassen Waaren, ist die *Bambou*, welche so viel hält als eine *Gallon* oder vier Englische Kannen. Ich finde auch nicht, daß sie eine andre Maasse zu Tuch, und solchen Waaren haben, als den natürlichen Ellenbogen oder Klaffter.

Was die Religion dieser Leute anlanget, so sind sie grösstentheils Mahomeraner; von welcher Religion zu reden, ich so lange verspahren will, biß ich an die grosse Königreiche auf dem festen Lande komme, in welchen ihre vornehmsten Glaubens Verwandten regieren. Man darff hier nur mercken, daß die hiesigen nicht so sehr für ihre Religion eyfern, und nicht so fest über die Gebote derselben halten, als die übrigen in andern Theilen der Welt thun. Doch stehen ihre Priester, und insbesondre der hohe Priester oder *Cadi* zu *Achen*, in grösstem Ansehen bey ihnen, und werden ungemein venerirt: Sie scheinen auch einen starcken Strang bey allen Staats-Affairen zu ziehen. Ihre Tempel und Mosquen sind schlecht. Zu *Achen* sind sie zwar von gebackenen Steinen aufgeführt: Aber in den südlichen Theilen der Insul kan man die Mosquen kaum von ihren ordinairen Häusern unterscheiden. Obgleich die Achener in Ausübung der Pflichten ihrer Religion nicht gar zu eyfrig seyn: so halten sie doch viel auf ihre Religion, und machen viel Wercks davon, wenn sie einen Proselyten machen können, welchen sie dann, als in einem Triumph, auf einem Elephanten herumführen. Die Vielweiberey und der Concubinat sind hier sowohl, als in andern Mahomeranischen Ländern erlaubet, und es fällt den Männern nicht schwer einen Scheide-Brieff zu erhalten. Die Priester aber werden in allen solchen Fällen zu Rathe gezogen, weil man sie für die eintzige rechtmässige Richter in solchen Sachen ansiehet. Gleichwie sie den Ehe-Contract erstlich bekräfftigen, so kan auch niemand, als einer von ihrem Orden, ihn wieder aufheben. Die Priester stehen auch allen sterbenden Mahomeranern mit ihrem Gebeth bey, und gehen mit im Leichen-Gefolge, welches fast eben so angestellet wird, als bey den Mahomeranern auf der Insul *Macassar*, von welchen schon ist gehandelt worden. Was die Heyden anlangt, welche auf dem Gebürge wohnen, so hat man weder von ihren bürgerlichen noch gottesdienstlichen Ceremonien einige Nachricht. Weil sie aber Nachkommen der Chineser seyn, haben sie viel von ihren Gewohnheiten, und auch von ihrem Aberglauben behalten. Um endlich die Beschreibung von *Sumatra* mit einer Nachricht von ihren Leichen-Ceremonien zu schliessen: will ich hier die Beschreibung der Leich-Begängniß des Königs einrücken, welcher A. 1640

starb. Das Begängniß ward recht mit Königlicher Pracht vollenzogen. Auſſer einem groſſen Gefolg von Fürſten, Herren und Edelleuten, hatte man da mehr als 260 Elephanten, die mit ſeidenen Kleidern, göldenen und bordirten Stoffen bedeckt waren. Die Zähne derſelben waren mit ſilbernen oder göldenen Futteralen überzogen. Auf dem Rücken trugen ſie kleine viereckte Thürmer, an welchen viele mit Gold und Silber geſtickte Fähnlein hiengen. Man ſahe auch Naſe-Hörner und Perſianiſche Pferde in der Proceſſion, die mit köſtlichen Decken gezieret waren, und Zäume von Gold und Silber hatten. Die Proceſſion ward auch endlich von einer groſſen Menge von den Weibern des Königs begleitet, und die Königliche Leiche ward in einem Sarg von *Tombago Sooſa* (das iſt eine Materie von halb Kupffer und halb Gold) mit Göldenen-Stücken Leich-Tüchern bedecket, bey ſeinen Voreltern in dem hinterſten Garten des Hofes begraben; und daſelbſt von ſeinen Weibern und Kebs-Weibern mit heulender Stimme beklaget. Man brachte täglich Eſſen, Trincken und Toback dahin, gleich als ob er noch lebte, deſſen ſich die Weiber, wenn ihre Traur-Zeit, da ſie heulen muſten, um war, mit Luſt bedienten. Die Königliche Leiche war auch ſo bald nicht zur Erden beſtellt, ſo löſte man zwey Stücken Geſchütz, worauf von der Stadt aus mit Abfeurung aller Canonen geantwortet wurde. Solches daurte die gantze Nacht hindurch, wobey immer geruffen wurde; Lange lebe die neue Königinn; welche ſie nach langem Gezänck zur Beherrſcherinn des Reichs erkohren hatten.

Nachdem wir alſo einen ſo vollenkommenen Bericht von dem gegenwärtigen Staat der Sundaiſchen Inſuln gegeben haben, als wir nur aus gedruckten Büchern, und inſonderheit aus den Nachrichten derer jenigen, welche daſelbſt geweſen, haben zuſammen tragen können; unter welchen letztern einige ſich eine lange Zeit daſelbſt aufgehalten, und bey unſrer Engliſchen Oſt-Indiſchen Compagnie die vornehmſten Bedienungen bekleidet haben: So will ich kürtzlich den Staat der Nicobariſchen und Andomaniſchen Inſuln unterſuchen, welche gegen die Küſte von *Malacca* überliegen; Und von dannen will ich mich wieder nach dem feſten Lande von Indien wenden, von wannen ich mich abgewendet habe, um die Orientaliſche Inſuln zu betrachten.

(○)

Erster Anhang
Zu dem
Gegenwärtigen Staat
von
den Sundaischen Insuln,
in sich haltend
den
Gegenwärtigen Staat
der
Nicobarischen
und
Andomanischen Insuln.

Die Nicobarische Insuln liegen an der Einfahrt in die Bay von *Bengala* von dem 7 bis an den 10 Grad Norder-Breite, und zwischen den 92 und 94 Grad der Länge (*), und 120 Englische Meilen Nord-Nord-Westwerts von der Insul *Sumatra*. Die gröste von diesen, woselbst die Schiffe gemeiniglich gerne anlegen, und von welcher alle übrige benannt werden, lieget unter allen am weitesten gegen Süden. Diese Insul ist ungefehr 40 Englische Meilen lang, und 12 bis 15 breit. „Man „theilet die Nicobarische Insuln in südliche, grosse und nordliche ein; von „welchen die letztere die Canicubarische Insuln genannt werden, und, wie „man sagt, schlecht bewohnt seyn sollen. Die mittelsten haben schön flach Land, „und sind, eine ausgenommen, wohl bewohnt, und werden *Somereras*, von ei-

(*) Folgend *de L'Isle* zwischen dem 111 und 113 Grad. Der Herr *Salmon* aber rechnet nach dem Englischen ersten Meridiano über Londen.

„nem Berge, der oben einen Sonnen-Schirm gleichet, benennet. Von „den südlichen Insuln habe ich keine Nachricht gefunden.„

Die Insuln sind nicht in Königreiche und Provintzen eingetheilet, ich habe auch nicht vernommen, daß in diesen Insuln einige Städte seyn sollten. Man findet überhaupt vier oder fünff kleine Häuser an der See-Küste bey einer jeden Bucht oder Bay stehen. Selbige sind auf Pfeilern gebauet, und stehen ungefehr 10 Fuß hoch über der Erden, eben so als die Häuser der Maleyer an dem gegen überliegenden festen Lande. In diesen Häusern ist nur ein Zimmer ungefehr 8 Fuß hoch, welches oben nicht spitz zusammen geht, wie die Häuser in Europa, sondern zierlich mit geflochtenen Rotting gewölbet, und mit Palm-Blättern gedeckt ist.

Die Einwohner sind ein lang wohlgeschaffen Volck, von einer dunckel-gelben Farbe. Sie haben lange schwartze Haare, und schwartze Augen. Ihre Angesichter sind brav lang. Ihre Naase ist wohl gebildet, und recht proportionirlich, und ihre Gesichts-Züge und Lineamenten sind überhaupt ziemlich artig. Die Weiber allein haben die Gewohnheit, daß sie ihre Augenbranen bescheren, welches verursachet, daß sie bey weiten nicht so liebreitzend seyn / als sie sonsten seyn würden. Die Manns-Person tragen keine Kleider, sondern binden ein schmall Stück Leinwand um den Leib, an welches sie ein ander Stück Leinwand befestigen, und solches zwischen den Beinen herdurch ziehen; aber nur kaum ihre Scham damit bedecken. Die Weiber sind ein wenig züchtiger gekleidet, und schlagen ein Stück Leinwand um ihre Lenden, welches ihnen bis unters Knie reichet, und anstatt eines Rocks dienet. „Ihre Waffen sind Pfei„le von sehr hartem Holtz, welches sie im Feuer härten.„

Das Land ist mit Bäumen überflüßig versehen, und überall damit bewachsen; keine aber werden recht beschnitten, und gezogen. Sie halten nur einige Plantagen von Cocos-Bäumen an der See-Küste, aus welchen sie ihr liebstes Getränck den *Toddy* ziehen. Die Nüsse geben ihnen also Essen und Trincken; ich finde aber nicht, daß sie Reiß oder ander Korn im Lande bauen. Die Frucht von *Melory*-Baum dienet ihnen an statt des Brodts. Dieser Baum wächst wild, in den Wäldern. Er ist so groß als ein grosser Aepfelbaum, hat eine schwartze Rinde, und sehr breite Blätter. Die Frucht ist wie eine Birne gestaltet, und wo sie am dicksten ist, ungefehr 12 bis 13 Daumbreit im Umkreiß groß. Sie hat eine zähe, glatte, hellgrüne Schale, und die Frucht, so in derselben stecket, ist einem Apfel sehr gleich, aber voll von kleinen Zäsern und Fibern. Sie schaben das Fleisch mit einen höltzernen Messer von den Zäsern ab, und machen grosse Klumpen davon, in der Grösse eines Drey-Pfennig-

nig-Brodts, welches sie in irdenen Töpfen kochen. Eine Woche lang können sie dieses Essen aufheben, hernach wird es saur. Dieses ist ihre vornehmste Speise: denn sie haben kein Brodt-Korn, und auch keine Wurtzeln ausser etliche wenige *Yams*. Sie geben auch, allem Ansehen nach, nicht viel auf Schweine-Fleisch oder Vögelwerck, woran sie doch keinen Mangel leiden. Die Fische aber werden mehr gespeiset, und sie halten bey jedem Hause ein bis zwey Fischer-Böte.

Die Nicobarianer pflegen keine Gemeinschafft oder Handlung mit irgend einer andern Nation; wenn aber ein Schiff in der Gegend vorbey seegelt, kommen sowohl die Weiber, als die Männer am Bord, und bringen Schweine, Feder-Vieh, Früchte und andre Lebens-Mittel zu kauff. Unterweilen bringen sie auch Birn-Stein zu kauff: solches aber ist zum öfftern nur ein nachgemachtes Mengsel, welches dem Birn-Stein sehr ähnlich siehet, wodurch die Europäer unterweilen heßlich betrogen werden. Sie vertauschen ihre Wahren gemeiniglich gern gegen Eisen, Toback, Leinwand und etliche alte Lumpen, welche bey ihnen recht angenehm seyn.

Die Süd-Spitze der grossen Insul ist bergigt, und gegen die See-Küste hin mit etlichen steilen Klippen besetzt. Die übrige Gegenden der Insul sind niedrig, aber uneben und mit Wäldern bewachsen, in welchen sehr hohe Bäume in grossem Uberfluß wachsen, die zum bauen und andern Gebrauch sehr bequem sind. Das Erdreich bestehet aus einem fetten schwartzen Morast, und würde, wenn man es recht bebauete, allerhand Korn tragen, und die Cocos-Nuß Bäume, welche längst dem Ufer hin stehen, geben demselben ein sehr schön Ansehen. Die Insul aber bringt, soviel als ich vernommen habe, keine sonderbar kostbare Waaren hervor, dahero auch niemand meines Wissens, jemahls sich bemühet hat, sich unter ihnen zu setzen, und sie unter seine Bothmäßigkeit zu bringen. Die Einwohner sind ein sehr friedsam und gar nicht kriegerisch Volck. Von Mord und Dieberey hört man selten etwas unter ihnen. Sie sind auch gar nicht zancksüchtig, „ wiewohl sie doch, wie alle „Indianer, wenn sie beleidigt werden, eine ungemeine Rach-Begierde bezeugen.„ Sie behelffen sich mit einer Frauen, und leben mit derselben recht als Mann und Frau geziemet, obgleich kein Priester sie jemahls copulirt. Was ihren Gottesdienst anlanget, so sind sie weder rechte Heyden noch Mahometaner, und haben auch keine dem Gottesdienst geweyhte Tempel, ausgenommen, daß sie gewisse in den Felsen gemachte Höhlen gleichsam als ihre Kirchen ansehen, gegen welche sie, einige Andacht bezeugen, und sie fast anzubeten scheinen. Sonst muthmasset man auch, daß sie den Mond anbeten,

weil sie sich so ungemein frölich bezeugen, wenn sich der neue Mond zum ersten mahl wieder sehen läst. Sie sind nicht in Classen oder Stämme und Geschlechter eingetheilt, als die Völcker auf dem gegen über liegenden festen Lande von Indien; sondern sie essen und trincken, und gehen sowohl mit fremden, als mit einander unter sich, ohne einigen Scrupel und Bedencken um; bey welchen Stücken die Indianer vom festen Lande viele Schwierigkeiten machen, und selten mit andern Leuten, als die von ihren Stamm und Geschlecht sind, einige Gemeinschafft pflegen. Die Nicobarianer haben auch eine gantz besondre Sprache: Doch gebrauchen sie einige Maleyische und Portugiesische Wörter, welche ihnen hauptsächlich dazu dienen, daß sie mit den Fremden, die an ihren Küsten landen, handeln, und ihre Waaren verstutzen können.

Die Andomanische Insuln liegen auch in der Bay von *Bengala*; jedoch ein wenig weiter gegen Norden, als die Nicobarischen, und erstrecken sich von 11 bis an den 15 Grad Norder-Breite. Weil aber die Sitten und Gewohnheiten dieser Nation von den Manieren ihrer Nachbarn nicht viel unterschieden seyn, kan die Beschreibung, welche wir von jenen gemacht haben, für diese mit gelten. „Die Nachrichten, „welche der Herr *Hamilton* uns von beyden gegeben hat, sind den„noch sehr unterschieden. Denn gleichwie er die Nicobarianer als „gute und zum Kriege nicht geneigte Leute rühmet, welche sich gegen Fremde „und Schiffbrüchige getreu und Hülff-begierig erweisen, welches er mit aller„hand Exempeln, da sie verunglückten Leuten allerhand Wolthaten und Hülf„fe erwiesen, darthut: So erzehlet er von den Andomanern, daß sie theils „die Fremden scheuen, wie auch einige Einwohner der Süd-Länder thun, „theils gar denselben feind seyn: Sintemalen sie den Fremden mit ihren Waf„fen entgegen gehen, jährlich auch nach den Nicobarischen Insuln auf den „Menschen-Raub ausfahren, und man niemahls etwas wieder von denjenigen „vernommen hat, die bey den Andomanischen Insuln verunglücket seyn. „Er glaubet zwar nicht, daß sie Menschen-Fresser seyn; sie sind aber, nach sei„ner Meynung, vermuthlich Menschen-Räuber, wie die Einwohner von andern „benachbarten Insuln, welche ihre geraubte Menschen zu Sclaven verkauffen.“ Obgleich auch einige alte Scribenten nicht allein, sondern auch etliche von den heutigen, die Einwohner von diesen beyden Ländern beschuldiget haben, daß sie Menschen-Fresser wären, und uns weiß zu machen suchen, daß sie einen mehr als gemeinen Geschmack am Menschen-Fleisch haben, so ist doch nicht leicht jemanden gröſſer Unrecht wiederfahren als ihnen. Denn es fehlet so weit,

daß

daß sie Menschen-Fleisch essen sollten, daß sie beynahe gar kein Fleisch essen, und, wie die Menschen der ersten Welt, meist von Früchten leben. Das Volck ist auch so friedsam, und so ungeneigt jemand zu beleidigen, als eine Nation in der Welt nur seyn mag: da doch, wenn Menschen-Fleisch für ihnen ein Lecker-Bissen wäre, alle Leute, die daselbst landen, gewärtig seyn müsten, wie das Wild angefallen und gejagt zu werden. Unsre Scribenten aber, die sich mit den Erzehlungen von Cannibalen und Menschen-Fressern schleppen, bemühen sich gar nicht, uns zu berichten, ob Menschen-Fleisch ihre gemeine Speise, oder nur eine Rarität und seltener Lecker-Bissen sey, als auch, wie es zugerichtet, und ob es mit oder ohne einer Brühe gegessen werde. Wenn aber diese Leute sich beständig mit ihres Nächsten Fleische sättigen, und einer den andern so offt verschlingen wollten, als sie dazu Gelegenheit haben, so sollte man meynen, daß das Land gar bald wüste liegen würde. Welche Unsicherheit würde nicht daraus entstehen, welches Mißtrauen und Verdacht würde es nicht nach sich ziehen, wenn nicht nur Boßheit und Rachbegierde, sondern auch die blosse Lust und der leckere Appetit, Menschen-Fleisch zu essen, die Leute antriebe, einer den andern in die Pfanne zu hauen? Was mich anbelanget, so kan ich nicht sehen, wie eine menschliche Gesellschafft an dem Orte bestehen kan, da die Leute ihren Bauch mit solchen Speisen zu füllen suchen. Würde ein jeder nicht zehnmahl lieber in die Wälder und Höltzungen fliehen, als sich nur einmahl unter solchen Leuten schlaffen legen, von welchen er gewiß weiß, daß sie sich keine Schwierigkeit daraus machen werden, ihn zu tödten, und zu fressen, wenn ihnen nur der Hunger ankömmt? Denn es stehet nicht zu vermuthen, daß das Gewissen bey denjenigen werde sonderlich zart und empfindlich seyn, welche einen solchen unbarmhertzigen Magen haben. Man giebt zwar insgemein vor, daß diese Nation, ob sie gleich das Menschen-Fleisch für die allerdelicateste Speise hält, sich doch niemahls an ihren Freunden vergreiffe, und solche fresse: Darauf aber dienet zur Antwort, daß die besten Freunde auch unterweilen Feinde werden, und man also unter solchen Leuten sich immer befürchten muß, heut oder morgen einmahl zur Schlacht-Banck geführet zu werden, weil man weiß, daß ein jeder, mit dem man in Feindschafft verfällt, zween sehr trifftige Bewegungs-Gründe hat, einen zu tödten, daß er nemlich seinen Hunger stillen, und zugleich seine Rache vergnügen möge. Man sieht aber, daß in den meisten Ländern eine von beyden genug ist, die Leute zu den unmenschlichsten Thaten zu verleiten. Wenn wir aber ferner setzen, daß die Völcker, welche unsre Reise-Beschreiber für Menschen-Fresser ausgeben, nur an den Fest-Tagen und bey grossen Gast-Mählern

Men-

Menschen-Fleisch essen, und sich zu andern Zeiten mit Baum-Früchten und Kräutern behelffen, wie dann solches unfehlbar auf den Nicobarischen Insuln geschicht: So ist meinem Bedüncken nach, der Sprung von den Kräutern und Baum-Früchten zum Menschen-Fleisch so groß, daß es bey einem Menschen, der solches nur versuchen wollte, nothwendig einen grossen Eckel verursachen muß. Man lasse nur ein Kind, oder sonst jemand anders, der nicht gewohnt ist Fleisch zu essen, einmahl plötzlich zu dieser Kost schreiten, so wird man gewiß sehen, daß er sich sehr übel darnach befinden wird: Zugeschweigen, daß diejenigen, welche ihren Magen an Reiß, Kräuter und Früchte gewohnt haben, selten rechte Lust zum Fleisch bekommen. Es giebt verschiedene gebohrne Indianer, welche niemahls Fleisch essen, und gar keinen Appetit darzu haben, und unter denjenigen, welche es noch essen, sind ihrer sehr wenige, die mehr als 2 Untzen zugleich geniessen. Ja, die Leute auf dem festen Lande, welches nächst an die Nicobarischen und Andomanischen Insuln gräntzet, sind die aller mäßigsten Leute von der Welt, und fragen so wenig nach Fleisch, als sonst keine andre Nation auf Erden. Dem ungeachtet haben unsre wunderliche Voyageurs doch die Thorheit begangen, diese so nahe an Indien gelegene Insuln zu einem Wohn-Platz der Cannibalen zu machen. Man sieht aber gar wohl, daß die Nationen, von welchen die Welt die wenigste Nachricht hat, gemeiniglich gerne das Unglück trifft, daß sie den Namen der Cannibalen und Menschen-Fressern tragen müssen, obgleich die Beschuldigungen bloß darauf beruhen, daß man ihre Sitten nicht kennet, und die Reisende, weil sie nichts gewisses von ihnen sagen können, allerhand wunderbare Erzehlungen erdichten, darüber die gemeinen Leute mit Erstaunen das Maul aufsperren. Diese Herren bilden sich ein, daß man, wo sie sich schlechterdings innerhalb den Schrancken der Natur halten, und lauter wahrscheinliche Dinge erzehlen würden, ihren Reise Beschreibungen keinen Glauben beymessen, und selbige für abgeschmackt ansehen werde, deswegen fügen sie bey einer jeden Ezehlung etwas wunderbarliches hinzu. Nichts hat im Gegentheil die Reisen des Herrn *Dampier* mehr recommandirt, als die grosse Wahrscheinlichkeit, mit welcher er alles erzehlet, nebst der Mühe, die er sich giebet, die Wunder-Krämer, die er zu Vorgängern gehabt hat, gründlich zu widerlegen. Da nun dieser Mann in der That die weit entlegenste Winckel des Erd-Bodens durchkrochen, und unterschiedliche von den Ländern besucht hat, in welchen dem gemeinen Vorgeben nach Cannibalen, und die aller wildesten Leute unter dem menschlichen Geschlechte wohnen sollen, nirgends aber eine Nation von Menschen-Fressern angetroffen hat, und so gar aus seiner eignen

Erfahrung

Erfahrung uns versichert, daß einige von solchen Erzehlungen ungegründet seyn: So kan ein jeder verständiger Mensch leichtlich daraus abnehmen, daß dergleichen Nachrichten den Glauben nicht verdienen, welchen man gemeiniglich gerne denselben beyzulegen pfleget. Er führet zum Exempel die Indianer in *Florida* und den Cannibalischen Insuln an, mit welchen er Handlung getrieben zu haben vorgiebet. Diese, sagt er, sind so manierlich, als sonst eine Nation auf der Welt nur seyn kan. Es ist nicht ohne, daß sie in vorigen Zeiten gesucht haben, unsre Plantagien zu verwüsten, und unsre Nation aus den Insuln zu verjagen: Die Ursache aber war, weil sie meynten, dazu berechtiget zu seyn. Es folgt aber nicht, daß ein Volck, das uns feind ist, uns deswegen gleich fressen wolle. Obgleich aber alle Indianische Nationen, welche die Holländer (die Europäer sagt der Herr *D. van Goch*) zu ihren Sclaven gemacht haben, von letztern der Grausamkeit und Barbarey beschuldigt werden: so kan man diese Beschuldigung mit grösserm Recht auf diese letztere selbst retorquiren. Denn wo die Einheimischen etwa dergleichen etwas begangen haben, rühret solches gewiß davon her, daß ihnen erstlich von den Holländern (oder Europäern nach dem Herrn *D. van Goch*) übel ist begegnet worden, so daß diese fast immer jene zuerst gewalthätiger Weise angreiffen. Wie würden wir wohl mit einem Volck umgehen, welches sich wider unsern Danck und Willen im Lande setzen, eine bewehrte Kriegs-Macht hinein bringen, Festungen anlegen, und unsre Mit-Bürger schändlicher Weise tödten wollten, und solches alles aus keiner andern Ursache, als weil wir uns zur Beschirmung unsers Fürsten und unsers Landes gegen ihre barbarische Anfälle zur Gegenwehr stellen? Hiebey hat mich ungemein vergnüget, daß ich sahe, wie des Herrn *Dampier* (welcher wohl so viel Länder durchgereiset hat, als sonst ein Englischer *Voyageur* gesehen) seine Anmerckung mit der meinigen so wohl übereinstimmet. Er spricht aber: Es sey schwerlich ein Volck in der Welt zu finden, das jemanden das Geringste zu Leide thun sollte, es sey dann, daß es sich etwas gefährliches von ihm besorget, oder von jemand anders von derselben Nation mit einem barbarischen Tractament sey beleidiget worden. Es ist hier aber die Rede nicht von Dieben und Räubern, welche man in allen Ländern antrifft, sondern von dem grösten Hauffen der Nationen überhaupt. Was mich anbelanget, so bin ich mehr als einmahl in die Hände solcher Völcker verfallen, welche man unter uns am meisten fürchtet, und von welchen, dem Verlaut nach, kein Europäer jemahls lebendig soll zuruck gekommen seyn. Von diesen, bin ich mit verschiedenen von meinen Landsleuten, nach einem sehr scharffen Gefecht, gefangen genommen worden: Un-

geachtet aber wir sie hefftig gezerret hatten, wurden wir doch von ihnen mit aller nur ersinnlichen Freundlichkeit tractirt, und nicht wie die Gefangene in den Europäischen Kriegen mit Brod und Wasser, sondern mit den besten Speisen und Getränck, so man in ihrem Lande nur bekommen konte, bewirthet. Wir wurden zu ihren Spielen, Musicquen, Täntzen genöthigt, und uns ward alle Freyheit erlaubet, die wir in unsern eignen Ländern nur haben könten. Man muß auch bekennen, daß die Jndianer ein furchtsam und unstreitbar Volck seyn: Sie wissen, daß sie mit ihrer Macht gegen die Europäer nichts ausrichten können: Sie haben gesehen, daß verschiedene ihrer Nachbarn sich unter das Joch der Europäer haben bequemen müssen: Sie machen keinen Unterscheid zwischen den Europäern, und befürchten vielleicht [nicht ohne Ursache, setzt der Herr *D. van Goch* hinzu] daß die Engelländer eben so schlimm, als die andern mit ihnen verfahren würden, wenn es in ihrer Macht stünde. Folglich, wenn sie gesehen haben, daß unsere Leute mit bewehrter Hand an Land gegangen, so hat man wohl Exempel, daß sie selbige überfallen, und niedergesäbelt haben. Dieses Verfahren aber muß man nicht ihrem wilden Naturell zuschreiben, sondern es rühret solches her aus dem allgemeinen Satz des Rechts der Natur, daß ein jeder sich selbst vertheidigen muß. Es ist auch sehr zu vermuthen, daß der Sultan von *Borneo*, einer unter den Sundaischen Jnsuln, von welcher oben gehandelt worden, nicht würde so grausam mit den Engelländern verfahren haben, wenn diese nicht gar zu sehr und unvorsichtiger Weise auf die Macht der Compagnie gepocht hätten. Da ward dem Kayser bange, daß sie sein Land verschlingen, oder wenigstens die Handlung enger einschräncken würden, gleich wie andre Nationen in den benachbarten Ländern und Königreichen gethan haben. Es haben unsre Schiffe, welche jüngstens zu *Borneo* gewesen, erstlich versichern müssen, daß sie von Privat-Kauffleuten abgesandt wären, und mit der Compagnie nichts zu thun hätten: worauf ihnen endlich die Freyheit zu handeln ertheilet worden, welche man ihnen nicht würde zugestanden haben, wenn es kund geworden wäre, daß die Schiffe der Compagnie zugehöret. Man wird mir also verhoffentlich gerne zugestehen, daß einige von unsern Capitainen und Factoren, welche ausser Landes gesandt seyn, sich etwas unhöflich und unbescheiden aufgeführet haben, und daß es ihnen unterweilen an der Erziehung und Erfahrung mangelt, welche sie geschickt machen könnten, mit souverainen Printzen umzugehen, und mit ihnen Handlung zu pflegen. Ob es gleich auch den Asiatischen Fürsten an Muth und Courage gar sehr gebricht, so ist ihr Verstand und Capacität doch eben so groß, als bey den unsrigen. Es muß freylich einen solchen Herrn

verdriessen,

verdriessen, wenn er siehet, daß ein Holländischer [dieses Wort hat der Herr *D. van Goch* ausgelassen] Bauer oder stoltzer Matrose, Leuten von hohem Stande, auf die allergröbste Weise trotzet. Die Ehrerbietigkeit gegen die Ober-Herren scheinet der National-Character aller Asiatischen Völcker zu seyn; und dahero müssen sie sich freylich daran stossen, wenn sie sehen, daß der Abschaum von unsern gemeinen Leuten sich ihren Fürsten gleich stellet. Die Freundlichkeit und Höflichkeit dieser entfernten Nationen aber lässet sich genugsam aus der guten Aufnahme beweisen, welche sie uns wiederfahren liessen, als wir erst unter sie kamen, ehe und bevor jemand sie durch unvorsichtige Aufführung in den Harnisch gejaget hatte. Wenn auch die andern Europäer sich unterweilen eben so aufgeführt hätten, so würde ihnen gewiß eine gleichmäßige freundliche Begegnung wiederfahren seyn. Der Herr Franz Drake ward auf seiner Reise rund um die gantze Welt von den Einwohnern in Neu-*Albion* mit Geschencken empfangen, und nicht nur höflich, sondern auch gastfrey tractirt; Sie verlangten sogar seine Freundschafft, und daß sie in den Schutz desselbigen Königes, den er hatte, möchten aufgenommen werden. Ein gleiches Tractament genoß er auf *Ternate*, der vornehmsten unter den Moluckischen Insuln, nachdem er vorher auf der Insul *Baratue* wohl war empfangen worden. Als wir nach *Java* kamen, sagt derjenige, der diese Reise beschrieben hat, wurden wir sehr höflich und ehrlich empfangen. Vier von den 12 Königen, welche wir daselbst antraffen, kamen bey dem Admiral am Bord, ohne das geringste Kennzeichen eines Mißtrauens blicken zu lassen. Sie lebten als Freunde mit einander, sagt der Scribent, und hatten ein Hertz und eine Seele. Die Javaneser, spricht er ferner, haben in jedem Dorffe ein allgemeines Versammlungs-Haus, woselbst Männer, Weiber und Kinder täglich zweymahl zusammen kommen, Reiß und andre Speisen mitbringen, und sich in ihrer sämmtlichen Compagnie mit einander erlustigen. Der Schrifft-Steller, welcher die Reise des Herrn *Thomas Cavendisch* beschrieben hat, erzehlet, daß, als selbiger an die Ladronische Insuln gekommen, die Einwohner in ihren Havens mit allerhand Arten von Früchten und Fischen sich eingestellet, welche er von ihnen gegen Eisen, Fischer-Netze und Geräthe und andern Sachen an sich tauschte. Weil aber die Spanier diesen Insuln einen bösen Nahmen gegeben, und sie die Diebs-Insuln genennet haben, sahe er und sein Bots-Volck die Leute für wilde Menschen und vielleicht gar für Menschen-Fresser an. Dahero, obgleich die armen Leute, nach seinen eignen Bericht, ihm und den Seinigen nicht das geringste Leid zufügten, so gab er doch, nachdem er sich mit allen Nothwendigkeiten, die ihm fehleten, verse-

hen hatte, seinen Leuten Ordre, einige Musquetten auf sie abzufeuren, wobey vermuthlich unterschiedliche von den Einheimischen sind verwundet und gar getödtet worden. Welche Nation aber würde nicht eine solche Beleidigung empfindlich gerochen haben, wenn solches in ihrem Vermögen gestanden? Man kan sie nimmermehr der Barbarey und Unmenschlichkeit mit Recht deswegen beschuldigen, daß sie sich rechtmäßiger Weise zu rächen suchen, wenn man ihnen so ungeziemend begegnet. Wenn man Kugeln für Brodt, Schläge, Wunden und gar den Tod für die nach einer so langwierigen Reise angebotene Erfrischungen zahlet, das kan ja wohl für eine rechtmäßige Ursache passiren, darüber die Leute erbittert werden: Und die meisten unglücklichen Zufälle, welche unsern See-Fahrern in der Fremde auffstossen, sind wohl einer gleichen unvernünfftigen Aufführung, als diese war, zuzuschreiben. Ich weiß gar wohl, daß die Mannschafft von manchem Schiff ist in die Pfanne gehauen worden, und daß die Einwohner des Orts, da solches geschehen, gleich deswegen haben Wilde, wo nicht gar Menschen-Fresser heissen müssen: Wer weiß aber, wie viel Ursachen man ihnen dazu gegeben hat? Die Mißhandelungen, welche die Holländer [oder alle Europäer überhaupt, wie der Herr *D. van Goch* saget] an den Einwohnern an der See-Küste, wo sie nur hingekommen sind, ausgeübet haben, sind fast unzählig: doch kan ich auch unsre eigne Nation nicht gantz entschuldigen. Wenn dahero diese Völcker sich anitzo so wild und barbarisch gegen uns aufführen, so rühret solches eintzig und allein daher, daß etliche Europäer durch ihre Grausamkeiten und gewaltsame Unterdrückungen sie zu solcher Wuth gebracht haben. Sie waren bey weiten nicht so unmenschlich und grausam, als wir ihre Küsten zuerst besuchten. Ihre Unschuld und Leutseeligkeit mag vielleicht die unsrige eben so weit übertroffen haben, als die Leute von der ersten Welt es darin den itzigen zuvor gethan haben. Unsere Religion und Philolophie übertrifft die Ihrige in dem Punct, was das Wissen anlanget: ich zweiffle aber gar sehr, ob die Sitten der Indianer mit all schlechter als unsere sind. Damit ich aber die Nachricht, wie unsere Avanturiers in den Indianischen Insuln erstlich sind aufgenommen worden, weiter fortsetze: so hat der Herr *Candisch*, allem Ansehen nach, in den Philippinischen Insuln eine so gute Begegnung angetroffen, als er nur wünschen mochte. Er drang aber hart darauf, daß die Einwohner sich als Unterthanen der Königin von Engelland unterwerffen sollten, und aus dem Grunde nöthigte er sie, ihm würcklich eine Schatzung zu bezahlen. Ob er ihnen nun gleich ihr Geld wieder gab, und sie locken wollte, ein Bündniß wider die Spanier mit ihm zu schliessen, so stehet doch nicht wohl zu glau-

ben, daß die Einwohner, ein fremdes Volck, dergleichen gewaltsamen Anspruch an ihr Land und die Abdringung einer Schatzung, wohl aufnehmen werde. Es ist zwar an dem, daß wenn ein Volck sich selbst anbietet, sich einem Könige oder Fürsten zu unterwerffen, und in dessen Schutz sich zu begeben, so stehet nichts im Wege, warum man sie nicht annehmen sollte. Daß aber wir, oder sonst eine Europäische Nation ein Recht haben sollten, zu fodern, daß ein Volck, das von uns nicht dependirt, sich uns unterwerffen müsse, solches gehet über meinen Begriff; es sey denn, daß man auf die Meynung der Catholischen und der Preßbyterianer [der Herr *D. van Goch* giebt dieses bedencklich, etlicher Reformirten] verfallen wolle, daß die Gnade und das Christenthum ein hinlänglicher Grund sey die Oberherrschafft zu pretendiren. Als der Papst den Portugiesen alle Länder, die gegen Osten, und den Spaniern alle Länder, die gegen Westen würden entdecket werden, schenckte, war diese Lehre in grössern Ansehen: man kan aber nicht begreiffen, mit welchen Grunde der heilige Vater sich das Recht anmassen konnte, solche grosse Schenckung zu thun, ohne daß er sich einbildet ein Herr der Herrn zu seyn, da er doch ein Knecht aller Knechte des HErrn ist. Es scheinet aber, daß die Holländische Preßbyterianer auf gleiche Weise, wie die Papisten, gläuben, daß die Heiligkeit ihnen ein Recht geben kan, über alle Heyden und ketzerische Völcker zu herrschen, und, zu Folge dieses Rechts, machen sie alle Völcker zu Sclaven, welchen den Kopf zu bieten sie sich starck genug befinden, von dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, bis an das *Fretum Magellanicum*, welches ein grösserer Strich von der Welt ist, als in einer von den Bullen, die an Portugall oder Spanien von dem Papst gegeben worden, begriffen gewesen. Verräther und Rebellen sind auch die gemeinsten Tituln, welche die Holländer diesen Nationen geben, wenn sie den Befehlen Ihro Hochmögenden nicht gehorchen wollen. (*) Von den Philippinischen Insuln kam der Herr *Candisch* nach der Insul *Java*, woselbst er mit Früchten, Fleisch, Fischen, Vögeln

(*) Der Herr D. *van Goch* hat diese sehr harte Passage also kurtz gefasset; Einige Reformirten scheinen einiger maassen mit den Papst einerley Meynung zu seyn; solche nehmlich, die sich einbilden, daß die Heiligkeit ihrer Religion ihnen ein Recht giebt, über Heyden und Ketzer zu herrschen. Daß aber der Herr *Salmon* seinem Haß gegen die Holländer in obiger Passage den Zügel gar zu sehr habe schiessen lassen, wird kein unpartheyischer Mensch leugnen. Es ist keine Zeile richtig und ohne Irrthum in dem gantzen Raisonnement: die beliebte Kürtze leidet aber nicht, solches umständlich zu zeigen. Ein jeder Leser wird ohnedem leicht sehen, wo der Herr *Salmon* der Sachen zuviel gethan hat.

und allerhand Vorrath von Erfrischungen versehen wurde. Damahls hörte man noch gar nichts von der Treulosigkeit und Bosheit der Einwohner, über welche nach der Zeit so viel Klagen sind geführet worden, deswegen die Holländer hernachmahls einen Anspruch an das Land gemacht, viele Tausenden der Einwohner aufgeopfert, und den übrigen ein Stück von ihrem Lande weggenommen haben. Es scheinet also die Barbarey der Einheimischen, über welche man soviel klagens macht, in nichts anders zu bestehen, als darin, daß sie das ihnen erwiesene Unrecht wieder rächen wollen, und ihr verlohrnes Land wieder zu erobern trachten. Man müste aber erstlich eine rechtmässige Herrschafft über diese Leute haben, ehe und bevor man sie als Rebellen ansehen und straffen könnte. Die gast-freye und höffliche Begegnung, welche der Admiral *Lancaster* beydes zu *Achen* und *Bantam*, auf seiner ersten Reise vorfand, welche er für die Ost-Indische Compagnie hieher that, ist ein fernerer Beweiß von dem guthertzigen Naturell der Einwohner von den Sundaischen Insuln. Die Briefe von den Königen von *Achen* und *Bantam*, welche er mit nach Hause brachte, und die Freyheiten in der Handlung, welche ihm damahls gegeben worden, bezeugen genugsam, wie geneigt die dortige Nationen gewesen, ein gut Verständniß mit den Europäern zu unterhalten. Alles barbarische Verfahren, dessen sie sich nach der Zeit schuldig gemacht haben, hat man erstlich den ungetreuen Verhalten gewisser Europäischer Nationen zuzuschreiben, wozu sich die Gedancken jenes Poeten sehr wohl schicken: *Cælum, non animum mutant*, sie verändern zwar die Lufft, nicht aber ihren Sinn. Man darff sich auch nicht verwundern, daß solche Leute die in ihrem eignen Vaterlande unredlich zu Werck gehen, ausser Landes noch weit ärger seyn, da sie nicht unter so grossen Zwang stehen. Ich will schließlich noch ein Exempel von der Leutseeligkeit und Freundlichkeit der Orientalischen Völcker geben, damit sie uns bey unserer ersten Ankunfft in den Gegenden empfangen haben. Solches findet man in des Herrn *Capitain Saris* seiner Beschreibung von der Insul Japan. Es ist niemand leichtlich höfflicher aufgenommen, und mit mehrerer Gast-Freyheit von einer fremden Nation bewirthet worden, als dieser Herr, und die ersten Englischen Kauff-Leute / welche mit ihm hieher handelten. Dem ungeachtet aber, so ist es doch, durch den närrischen Aberglauben und wunderliche Auffführung der Portugiesischen Jesuiten an einer Seite, und durch die böse Verstellungen, welche die Holländer von andern Europäern machen, an anderer Seite, dahin gediehen, daß allen Christlichen Nationen, die Holländer alleine ausgenommen, der Zugang zu Japan gäntzlich verschlossen ist. Ja die Holländer selbst werden daselbst in einem kleinen Winckel von einer

Insul

Insul eingeschlossen, und dürffen gar nicht mit den Einheimischen umgehen, ausgenommen etliche wenige Wochen lang in jedem Jahr, wenn die Schiffe ankommen, und die Handlung erlaubet wird. Wenn ihre Schiffe daselbst anlanden, werden sie entwapnet, alle Canonen, Seegel, Thauwerck, Ruder von ihren Schiffen herunter genommen, und in gute Verwahrung gebracht, um allen feindlichen Anfällen auf solche Weise vorzubeugen. Wo rühret aber diese überflüssige Vorsichtigkeit, die sie gebrauchen, anders her, als von den üblen Tractamenten, die sie von etlichen Europäern genossen haben? Es ist dieses also gnugsam erwiesen, was ich so offt gesaget habe, daß wir diese Nationen nicht als Barbaren vorfinden, sondern sie selbst zu Barbaren machen; und wo sie itzunder in ihren Verfahren gegen uns etwas Anstößiges haben, so haben sie solches von uns gelernt, die wir, anstatt, daß wir das Christenthum und die wahre Religion unter ihnen fortpflantzen und ihre Sitten verbessern sollten, ihnen böse Exempel gegeben, und ihre Sitten verderbet haben. Was mich aber noch mehr bewegt, diese Erzehlung von der Reise des Capitains *Saris* hier einzurücken, ist dieses, daß dieser Mann uns die beste Nachricht von den Sitten und Gewohnheiten der Japaneser zu geben scheinet, die einer unsrer Lands-Leute davon verfertiget hat, welche also alles dasjenige zu ersetzen dienen kan, was etwa an meiner Nachricht von Japan fehlen möchte.

Den 11ten Junii An. 1613 ungefehr um drey Uhr Nachmittage, sprichter, kamen wir in Japan, ungefehr eine halbe Meile von der Stadt *Firando* vor Ancker zu liegen, weil die Fluth so sehr verloffen war, daß wir nicht weiter kommen konnten. Gleich darauf besuchte mich der alte König *Foyne Sama* nebst seinem Enckel *Tone Sama*, welcher damahls Gouverneur von der Insul unter dem alten Könige war. Sie wurden von 40 Böten oder Galleren begleitet, welche theils mit 10, theils mit 15 Rehmen an jeder Seite gerudert wurden. Als sie nahe an das Schiff kamen, befahl der König, daß sie alle, ausser den beyden, in welchen er und sein Enckel waren, hinten um das Schiff herum segeln sollten, und sie traten beyde in seidenen Kleidern mit Gürteln um ihren Leib, in einem leinen Hembde und leinen Hosen in das Schiff. Ein jeder hatte zwey *Cattans* oder Schwerdter an der Seite, deren eines 1½ Fuß lang, das andere aber um die Helffte kürtzer war. Sie tragen nichts um den Hals, und das Vordertheil des Hauptes ist bis an den Wirbel kahl geschoren. Die übrigen Haare aber lassen sie sehr lang wachsen, binden sie aber hinten im Nacken in einen Knoten zusammen; sonst tragen sie keinen Hut oder Turban, sondern gehen mit dem blossen Kopff. Der König war 72 Jahr alt, sein Enckel

ckel aber, der unter ihm die Regierung führte, war ungefehr 22 Jahr, und ein jeder von ihnen hatte seinen Hoffmeister bey sich, der über ihre Sclaven das Commando führte, die ihnen aufwarteten. Ihre Manier zu grüssen bestund in folgenden Ceremonien. Erstlich zogen sie ihre Schuhe aus; hernachmahls legten sie ihre rechte Hand in die Lincke, und liessen sie bis an die Knie herunter. Darauf webeten sie ihre Hände ein wenig hin und her, und traten mit gebückten Leibe und langsamen leisen Schritten seitwerts zu demjenigen hin, vor dem sie ihre Reverentz machen wollten, und rieffen dabey immer: *Augh, Augh.* Ich führte sie in meine *Cabine*, woselbst ich eine Mahlzeit für sie bereitet hatte, und dabey eine gute Music machen ließ, woran sie sich, dem Ansehen nach, nicht wenig ergötzten: Sie hiessen mich dabey willkommen seyn, und versprachen mir alle Willfährigkeit und Freundschafft wiederfahren zu lassen. Ich überlieferte auch dem König von *Firando* das Schreiben unsers Königes an demselben, welches er mit grossen Freuden annahm, sagend, er wollte selbiges nicht eröffnen, bis *Ange* käme, welcher es ihm verdollmetschen sollte. Dieses Wort *Ange* bedeutet in ihrer Sprache einen Schiffer; derjenige aber dem der König meynte, war *William Adams* ein Engels-Mann, der an den dasigen Küsten Schiffbruch gelitten hatte, und ungefehr 12 Jahr im Lande gewesen war. Als der König ungefehr anderthalb Stunden am Bord gewesen war, so kam sein gantzer Adel, unter der Begleitung von einer grossen Menge Soldaten, ins Schiff. Ein jeder vornehmer Mann brachte sein Geschenck mit, etliche Wildprät, andere wild Geflügel (das so groß und so fett war, als einer unter uns es nur jemals gesehen hatte) und andere allerhand Früchte. Sie verwunderten sich sehr über unser Schiff, und stellten sich an, als wenn sie sich nicht satt daran sehen könnten. Weil wir aber wegen der Menge solcher Visiten sehr übel daran waren, so sandte ich an dem Könige, und ließ ihn bitten, daß er Befehl ertheilen möchte, daß ein jeder sich nach Hause verfügen sollte, damit keine Unordnung paßiren möchte. Der König sandte darauf einen Officier, der einer von den vornehmsten unter seiner Leib-Garde war, und befahl ihm, am Bord zu bleiben und zu schlaffen, damit uns kein Leid wiederführe. Er ließ ebenfalls in der Stadt ausruffen, daß niemand sich an uns vergreiffen sollte. In derselben Nacht kam Heinrich Brower, das Oberhaupt der Holländischen Factorey allhier, bey uns am Bord, uns eine Visite zu geben, oder vielmehr zu sehen, was zwischen uns und dem Könige passirte.

Den 12 des Morgends ward eine solche Menge von Fischen, als wir nur immer verlangen möchten, und so wohlfeil, als nur zu erdencken war,

am

am Bord gebracht. Wir wunden damahls unser Ancker auf, und seegelten in den Strohm und Haven hinein. Endlich aber sandte der König 60 grosse Böte oder Galleren, welche uns in den Haven hinein bringen sollten. Ich wuste die Ursache ihrer Herannäherung nicht, und sandte daher die Chaloupe aus, um ihnen zu sagen, daß sie dem Schiff nicht zu nahe kommen sollten: weil aber der König in dem ersten Schiff war, gab er ein Zeichen mit seinem Schnuptuch, daß die übrigen warten sollten. Er kam darauf selbst am Bord, und sagte mir, daß er Ordre gestellet habe, daß man unser Schiff über eine gewisse Land-Spitze herüber bogsiren sollte, welche wegen der Gewalt der Fluth schlimm zu passiren war, so daß wir, ob wir gleich einen durchstehenden Wind hatten, schwerlich darüber würden hingekommen seyn, wo man uns nicht zu Hülffe gekommen wäre. Denn wären wir einmahl in den Strudel hineingefallen, so würden wir gantz gewiß an die Felsen seyn geschlagen worden. Wir warffen ihnen derowegen gleich unser Thau zu, und sie griffen die Arbeit an: der König aber nahm indessen sein Verbleiben bey mir auf dem Schiff. So bald wir wieder vor Ancker lagen, wollte ich das Volck bezahlen, der König aber wollte nicht zugeben, daß sie etwas von uns nehmen sollten. Wir wurffen das Ancker an einem Ort vor der Stadt, da wir ungefehr 5 Faden Wasser hatten, und lagen so nahe am Ufer, daß wir mit den Leuten in ihren Häusern reden konnten. Wir grüsten die Stadt mit 9 Cannen-Schüssen, wurden aber nicht wieder gegrüst; Denn sie haben hier kein grob Geschütz, oder sonst einige Befestigungs-Wercke, ausser einer Brust-Wehre, welche aber nur den kleinen Geschütz zu widerstehen capable ist. Es kamen ferner unterschiedliche Edelleute, mich willkommen zu heissen, unter welchen zwey von grossem Ansehen waren, welche *Nobusane* und *Sunmadone* genennet wurden. Selbige hielten sich sehr propre, und erschienen öffentlich mit einem grossen Gefolge von Dienern und Aufwärtern: der eine blieb am Bord, unterdessen daß der andre an Land gieng, und ihre Kinder und die vornehmsten vom Gefolg machtens eben also. Es kamen auch immerfort so viel Leute am Bord, sowohl von Männern als Weibern, daß wir davor nicht auf dem obersten Verdeck gehen konnten. Rund um das Schiff herum lag es voll von Fahrzeugen, die mit Volck recht angepfropft waren, welche sich über die Steven und das Hintertheil am meisten verwunderten. Ich gab etlichen von den ansehnlichsten Frauen Freyheit in die Cajüte zu kommen, woselbst die *Venus* mit ihrem Sohn *Cupido* im Grossen recht zierlich gemahlt hienge. Sie gedachten es sey die Jungfrau *Maria* mit ihrem Sohn, fielen vor dem Bilde nieder, und beteten es an, wobey sie grosse Andacht bezeugten; und

sagten mir dabey sachte ins Ohr, daß einige von ihrer Gesellschafft (welche sich nicht so bezeugten) nicht hören müsten, daß sie Christen wären; woraus wir abnahmen, daß diese Leute von den Portugiesen bekehrte Christen seyn müsten. Der König kam wieder am Bord, und brachte vier vornehme Frauens-Personen mit sich, welche in seidenen Röcken gekleidet waren, die sie übereinander schlugen, und mit einem Gürtel zusammen bunden. Sie giengen mit blossen Beinen, und hatten nur ein Paar halbe Pantoffeln (oder vielmehr Pantoffel-Sohlen) mit einem Band an den Fuß fest gebunden. Sie hatten auf der Scheitel sehr schwartze und lange Haare, welche sie in einen Bund sehr artig zusammen geknüpffet hatten. Ihr Haupt hatten sie nicht beschoren, wie die Männer. Sie waren artig von Angesicht, Händen und Füssen, rein und weiß von Haut. Weil sie keine natürliche Röthe in den Wangen haben, bringen sie solche durch Schmincke zuwege. Sie sind kurtz von Statur, aber sehr fett; und höfflich in ihrer Conduite; und wissen gar wohl, welche Ehrerbietigkeit einem jeden nach seinem Stande gebühret. Der König bath, daß niemand in der Cajüte bleiben möchte, als ich und mein Dollmetscher alleine; welcher letzterer ein gebohrner Japaneser, und von *Bantam* mit uns hieher gekommen war, der auch die Maleyische Sprache sehr wohl inne hatte, in welcher er mir alles erklährete, was der König sagte. Die Weiber des Königs schienen etwas blöde zu seyn, er wollte aber, daß sie sich frölich und lustig bezeugen sollten. Sie sungen unterschiedliche Gesänge, und spielten auf allerhand Instrumenten, unter welchen eines unsrer Laute sehr ähnlich war; Denn es hatte eben einen solchen Bauch als die Laute, aber einen längern Hals. Es war auch eben so bezogen, als unsere Laute, jedoch nur mit vier Saiten von Gedärme; sie greiffen mit den Fingern an der lincken Hand sehr hurtig, eben wie wir: aber mit der rechten Hand schlagen sie dieses Instrument mit einem Helffenbeinen Stöcklein, so wie wir etwa bey der Zitter thun. Sie belustigten sich selbst gar sehr mit ihrer Music, schlugen den Tact mit der Hand, und spielten und sungen nach einem Buch, welches mit Linien und dazwischen gesetzten Puncten bezeichnet, und also unsern Noten-Büchern sehr ähnlich war. Ich tractirte sie, und beschenckte sie mit allerhand Englischen Waaren: sie kehrten aber nach einen halbstündigen Verweilen wieder zurück. Ich sprach den König um ein Haus an, welches er mir gerne bewilligte. Er nahm zwey Kauffleute mit sich, und wieß ihnen drey bis vier Häuser an, unter welchen sie die Wahl haben sollten, und den Eignern so viel dafür zahlen, als sie mit ihnen accord werden konnten. Den 13ten gieng ich an Land, von den Kauffleuten und vornehmsten Schiffs-Bedienten begleitet, und überliefferte dem König

die

die Geschencke, welche ungefehr 140 Pfund Sterling und darüber wehrt waren. Selbige nahm er mit grosser Freundlichkeit an, und tractirte mich und mein gantzes Gefolg mit allerhand Früchten und Geflügel. Er ließ sich noch ins besondre einem Pocal langen, der mit unter den Geschencken war, und füllete denselben mit den hiesigen Land-Wein, welcher von Reiß abgezogen wird, und so starck als unser Brandwein ist. Obgleich auch der Pocal mehr als anderthalb Nössel hielt, nahm er ihn doch in die Hand und sagte, er wolle den Becher auf die Gesundheit des Königs von Engelland gantz ausleeren, welches ich selbst, und alle seine Edelleute mit mir, ihm nachthun musten. Weil niemand mehr von uns als ich und die vornehmsten Kauffleute in dem Zimmer des Königs waren, und der Rest von unserer Compagnie in einem andern Gemach sich aufhielt, so befahl der König seinem Secretaire, daß er hinaus gehen sollte, und zusehen, daß jedermann diese Gesundheit bescheid thäte. Der König und die Edelleute sassen mit creutz-weiß übereinander geschlagenen Beinen zu Tisch, wie die Türcken thun. Ihre Matten waren kostbar bebrämet, einige mit Güldenstück, andre mit Sattin, Damast und Sammet. Den 21sten kam der König wieder am Bord, und brachte unterschiedliche Weiber mit sich, um sich zu erlustigen. Diese waren Comoediantinnen, die daselbst von einer Insul in die andre lauffen, ihre Comoedien zu spielen, so wie unsere Comoedianten aus einer Stadt in die andre ziehen. Damit die Comoedien desto grössern Beyfall bekommen mögen, spielen sie gemeiniglich gerne von Kriegen, Liebes-Geschichten, und dergleichen Historien, und haben auch verschiedene Veränderungen von Kleidern. Diese Weiber sind alle Sclavinnen eines Mannes, der einen gewissen Preiß setzet, wie viel ein jeder, der sie mißbrauchen will, für eine jede von ihnen bezahlen soll. Mehr darff er bey Lebens-Straffe nicht nehmen, im Fall einer, der übersetzt worden, über ihn klagen sollte. Er kan anfangs auf eine jede einen Preiß setzen, hernach muß er aber nicht mehr für sie fodern; er kan aber wohl den Preiß vermindern. Der Courtisan darff auch nicht mit der Dirnen accordiren, sondern muß mit dem Herrn den Kauff schliessen, dessen Befehlen sie gehorchen muß. Die vornehmsten Edelleute halten es für keine Schande, wenn sie auf Reisen begriffen seyn, diese Huren-Wirthe zu sich in ein Wirths-Hauß entbieten zu lossen, und mit ihnen wegen der Huren einen Kauff zu schliessen, daß sie entweder ihnen bey der Taffel das Getränck einschencken (denn ein jeder vornehmer Mann läst sich über Taffel von Weibern einschencken) oder auch in andern Stücken zu Diensten stehen sollen. Wenn einer von diesen Huren-Wirthen stirbt, wird er vor unehrlich gehalten, und darff nicht bey andern Leuten be-

graben werden; ob sie gleich bey ihrem Leben mit den Allervornehmsten umgehen. Sie binden dem todten Cörper einen Strick von Stroh um den Kopff, so wie man einem Pferd einen Zaum anleget, und schleppen selbigen in denselben Kleidern, in welchen er gestorben ist, durch die vornehmste Strassen der Stadt aufs Feld hinaus, und werffen ihn auf einen Misthauffen hin, daß Hunde und Vögel ihn fressen können. Den 29sten kam eine *Soma* oder *Jonke* der Holländer von *Siam* und *Nagasaki* hieselbst an, welche mit Brasilien-Holtz und allerhand Fellen beladen war. Man gab vor, daß sie Engelländer wären, es ward aber bald offenbar, daß sie aus Holland kamen. Denn vor unserer Ankunfft paßirten sie gemeiniglich gerne unter dem Nahmen der Engelländer, weil der Nahme der Englischen Nation schon lange unter ihnen bekannt war; welche die Jesuiten aber, als See-Räuber sehr übel beschryen hatten, so daß die Einheimische ein eigen Lied davon machten, die Englische *Chrofonia* genannt, in welchem sie erzehlten, wie die Engelländer die Spanische Schiffe wegnehmen. Wenn sie dieses singen, machen sie mit den *Cattans* die sie an der Seiten tragen, auch solche Geberden. Den ersten Junii geriethen zwey von unsern Leuten in Streit miteinander, und dürfften bald zu unsrer aller augenscheinlichen Gefahr aufs Feld miteinander zum Duell gegangen seyn. Denn hier ist die Weise eingeführet, daß einer, der im Zorn sein Gewehr zücket, zur Stund in Stücken zerhauen wird, wenn er gleich nichts böses damit thut. Wo er aber jemanden auch nur eine geringe Wunde beybringt, wird er und mit ihm sein gantzes Geschlecht zum Tode verdammt. Den 7benden kam der König von der Insul *Goto*, welche nicht weit von *Firando* lieget, den König *Foyne* zu besuchen, und sagte, daß er von einem schönen Englischen Schiff gehört habe, welches in seinem Lande angekommen, und daß er sehr begierig sey, am Bord desselbigen zu gehen. Der König *Foyne* ließ mich ersuchen, daß er am Bord gelassen werden möchte, weil er ein sehr guter Freund von ihm war. Er ward auch am Bord wohl tractirt, vor ihm ein Banquet angerichtet, und bey seinen Abzug mit etlichen Canonen-Schüssen beehret, welches alles er sehr gnädig aufnahm. Er sagte mir auch, daß es ihm sehr lieb seyn würde, wenn er etliche von unsern Lands-Leuten auf seiner Insul sehen könte, und daß selbige ihm recht von Hertzen willkommen seyn würden. Den 8ten wurden 3 Japaneser zum Tode gebracht, nemlich zween Männer und eine Frauens Person. Ihr Verbrechen bestand darinn: Die Frau war nicht eben eine von den ehrlichsten, und hatte in Abweseuheit ihres Ehe-Mannes diese beyde Courtisans auf verschiedene Stunden zu sich beschieden. Der letzte

wuste

wuste nichts von dem ersten, und gedachte, daß die gesetzte Stunde schon eingebrochen, kam also vor der Zeit, und traff den ersten bey ihr an. Darüber ergrimmte er, und zückte seinen *Cattan*, mit welchem er sie alle beyde hart verwundete, so daß er dem Mann beynahe den Rücken durchgehauen hatte. Dieser aber risse sich so gut als er konnte wieder von der Frauen loß, und griff auch zu seinem *Cattan*, mit welchem er den andern wiederum einen schweren Streich versetzte. Als die Nachbarschafft in der Strasse dieses Gefechtes inne ward, versicherten sie sich aller dieser Personen, und setzten sie gefangen: Darauf gaben sie dem König *Foyne* Nachricht davon, und erwarteten seine Ordre (denn nach des Königes Willen müssen die Verbrecher gestrafft werden) er aber resolvirte damahls, daß man sie zur Stunde enthaupten sollte. Als solches geschehen war, kam ein jeder, der dazu Lust hatte, mit seinem *Cattan*, dessen Schärffe an den todten Cörpern zu probiren, so daß sie alle drey in Stücken von einer Hand groß zerhauen waren, ehe die Leute auseinander giengen: ja sie liessen sie so noch nicht einmahl mit Frieden, sondern legten die Stücke über einander, und versuchten, wie viele sie miteins durchhauen könnten. Zuletzt liessen sie die Stücken den Vögeln und Hunden zum Raube liegen. Den toten wurden drey andere auf gleiche Weise gestrafft, weil sie zu *Firando* eine Weibs-Person gestohlen, und schon vor langer Zeit zu *Nagasaki* verkaufft hatten. Zween von ihnen waren Brüder, und der dritte hatte ihnen geholffen. Wenn jemand zum Tode gebracht wird, führet man ihn auf folgende Weise zur Stadt hinaus: Voran geht einer mit einem Beil; darauf folget einer mit einer Schauffel, ihm sein Grab damit zu machen, wenn ihm solches erlaubet ist; der Dritte trägt ein Brett, auf welchem sein Verbrechen geschrieben stehet, welches hernachmahls über dem Grabe aufgerichtet wird; der Vierte ist der arme Sünder selbst, welchem man die Hände mit einem seidenen Strick auf dem Rücken fest bindet, und ihm ein klein Fähnlein von Papier, welches unsern Wind-Fahnen sehr gleichet, an dem Kopff hefftet, auf welchem sein Verbrechen ebenfalls geschrieben stehet. Der Büttel folget nächst nach ihm mit seinem *Cattan* an der Seiten, und hält das Seil in der Hand, mit welchem der Missethäter gebunden ist. An einer jeden Seite des Büttels geht ein Soldat mit seiner Pique, deren Spitzen sie dem armen Sünder auf dem Rücken legen, um zu verhüten, daß er nicht entlauffe. Ich habe einen auf solche Weise zum Tode führen gesehen, welcher so unerschrocken und sonder Furcht einher trat, daß ich mich nicht genug darüber verwundern konte, weil ich nirgends in der Christenheit seines Gleichen gefunden habe. Sein Verbrechen war, weil er einen Sack Reiß, der zween Englische

Schilling und 6 Pence werth seyn mochte, von seinem Nachbarn, dessen Haus damahls im Brand stunde, gestohlen hatte. Den 12ten des Morgens ward einer von den Gouverneuren des jungen Königes auf seine Ordre auf der Strasse in Stücken zerhauen, weil er, wie man meynte, mit seiner Mutter sich gar zu gemein gemacht hatte. Einer von seinen Sclaven muste auch sterben, weil er seinen Herrn zu beschirmen getrachtet hatte. Den 3ten August ließ der König *Foyne* vernehmen, wie groß die Geschencke des Königs von Engelland an dem Kayser wären, und wie viel Leute ich mitnehmen wollte, damit er die Fahr-Zeuge zur See und das Fuhrwerck zu Lande auf unsrer Reise nach Hofe darnach besorgen könte. Am 7den sandte er mir eine von seinen Galeeren, welche mit 25 Rehmen an jeder Seite gerudert, und überdem mit 16 Mann besetzt wurde; welche ich mit mir nahm, und also mit 10 Engelländern und neun andern Personen von *Firando* nach dem Kayserlichen Hof aufbrach. Wir ruderten zwischen verschiedenen Insuln herdurch, welche meist alle wohl bewohnt waren, und mit wohl gebauten Städten versehen. Eine derselben, *Fucate* genannt, hatte insonderheit ein starck Schloß von gehauenen Steinen, und war mit einem Graben von fünff Klaffter tieff, und zweymahl so breit, umgeben. Uber dem Graben liegt eine Zug-Brücke, und das gantze Gebäude wird in gutem Stande gehalten. Ich gieng bey dieser Stadt an Land, und speiste daselbst. Sie war in guter Ordnung also gebauet, daß man von einem Ende bis ans andre durch die Strassen sehen konte. Die Stadt war volckreich, und die Leute ungemein artig und höflich. An der gantzen Küste bis an *Osacca* hinan funden wir viele Leute, die mit ihrer gantzen Familie auf dem Wasser lebten. Die Weiber fiengen im Tauchen Fische, wenn sie mit ihren Netzen nichts fangen konnten, und zwar an solchen Orten, da das Wasser bey acht Klaffter Tieff war. Die Augen dieser Täucherinnen sind so roth, als Blut, woran man sie von andern Weibern unterscheiden kan. Hernachmahls kamen wir an eine andere Stadt, woselbst ein Schiff oder Joncke von 800 bis 1000 Tonnen in einer Bucht lag, welches mit einer eisernen Haut bekleidet war. Selbiges war schlecht gebauet, und diente, wie die Leute sagten, bey Kriegs-Zeiten die Soldaten von einer Insul auf die andre überzusetzen. Den 27ten August langten wir zu *Osacca* an, einer Stadt, die innerhalb ihrer Mauren so groß ist, als *London*, und an einem Fluß lieget, der so breit als die *Themse* ist, über welchen verschiedene Höltzerne Brücken geschlagen seyn. Hier sind einige aber nicht gar viele gute Gebäude, obgleich der Haven einer der besten in *Japan* ist. Die Stadt hat ein sehr groß und fest Casteel. Die Mauren desselben waren alle von gehauenen Steinen, 6 bis 7 Englische *Yards*

oder

oder etwa 21 Fuß dick, und mit Thürmern auf eine bequeme Distantz besetzt. Die Stadt war auch mit einem sehr breiten Graben umgeben, über welchem unterschiedliche Zug-Brücken geschlagen waren, die jede an ein besonderes Thor anschossen. Die Thore aber waren mit eisernen Platten beschlagen. An der andern Seite des Strohms gegen diese Stadt über lieget die Stadt *Saccay*, welche nicht so groß als *Osacca* ist, sie treibet aber doch grosse Handlung. Zu *Osacca* wurden mir 19 Pferde auf des Kayfers Kosten zur Reise gegeben, um mein Gefolg und die Geschencke gen Hofe zu bringen, vor meine Person aber hatte ich einen Trag-Sessel und ein Hand-Pferd. Der Bediente, der mich nach Hofe führen sollte, fand die Pferde bey einem jeden Ruhe-Platz so richtig und wol gerüstet stehen, als nur an einem Ort in *Europa* geschehen mag. Ich hatte auch einen Sclaven mit einer Pique, der vor mir hergehen muste, eben so wie die vornehme Herren im Lande, wenn sie reisen. Der Weg war im übrigen sehr eben, und wo wir an einen Berg kamen, war der Weg herdurch gehauen. Bey jeder Meile liegen zween kleine Hügel am Wege, und auf einem jeden ist ein Fichten-Baum, um die Entlegenheit der Oerter von einander also zu bemercken. Die Wege sind immer voll von Leuten, und die Städte, Flecken und Land-Häuser stehen sehr dick bey einander. Ihre Tempel oder *Fotoques* liegen gemeiniglich gerne in der angenehmsten Gegend des Landes. Sie bauen solche gerne mitten in einem Baum-Garten, und die Priester logiren in Cellen rund umher, daher diese Oerter einem Kloster sehr ähnlich seyn. Wenn wir nahe an die Vorstädte einer grossen Stadt kamen, funden wir etliche Cörper von Malefi cauten an Creutzen gehefftet, welches die gewöhnliche Straffe der grösten Verbrechen in diesen Ländern ist, die Leiber bleiben auch so lange am Creutz hängen, bis sie vermodert, oder auch aufgefressen seyn, welches einen unerträglichen Gestanck verursachet. Den 6ten October langten wir zu *Surunga* an, woselbst der Kayser damahls seine Hof-Staat hatte. Wir legten gemeiniglich täglich 16 Stunden Weges zurück, drey Englische Meilen auf eine Stunde gerechnet. Ich hatte, wenn der Weg eben war, sechs Mann, meine Sänffte zu tragen: Wenn wir aber über ein Gebürge passirten, gaben sie mir zehn Mann, und diese konten mich so fertig tragen, als wenn ich zu Pferde gesessen hätte. Die Stadt *Surunga* ist so groß als *London* mit den Vorstädten. Alle Handwercker wohnen in der äussersten Gegend der Stadt; Die Mitte ist vor Leute von Condition aufgehoben, und daselbst müssen gar keine Handwercker wohnen. Sobald ich in der Herberge angelanget war, ließ ich meine Ankunfft durch den Herrn *Adams* melden: und ward darauf ersuchet, einen Tag oder zween in Gedult zu stehen, alsdenn sollte ich zur Audientz

bey

bey dem Kayser gelassen werden. Den 7den brachten wir hin, die Geschencke in Ordnung zu bringen, und kleine platte Bretter zurecht zu machen, auf welchen sie nach Landes-Manier sollten getragen werden. Den 8ten ward ich in meinem *Palankin* nach dem Schloß zu *Surunga*, woselbst der Kayser wohnet, getragen, und von meinen Kauffleuten und andern Personen begleitet, welche die Geschencke vor mir hertrugen. Als ich ins Casteel kam, muste ich über 3 Zug-Brücken passiren, deren jede mit einer Schild-Wacht versehen war. Nachdem ich ferner ein paar nette, breite steinerne Treppen hinaufgestiegen war, ward ich von zween ehrbaren und ansehnlichen Männern empfangen, deren der eine *Cods Kedona*, oder des Kaysers Geheimer-Secretair war, der andre ward *Fungondono* titulirt, und war der Admiral. Diese führten mich in ein feines mit Matten belegtes Zimmer, woselbst wir auf den Beinen nach ihrer Manier sitzen musten. Hernachmahls führten sie mich zwischen sich in dem Audientz-Saal, woselbst des Kaysers Stul stand, in welchem er bey prächtigen Solennitäten zum Staat zu sitzen pflegte, vor diesen Stul baten sie mich meine Reverentz zu machen. Selbiger aber war von Gülden-Stück ungefehr 5 Fuß hoch verfertiget, und hinten sowohl als an beyden Seiten sehr köstlich gezieret; er hatte aber keinen Himmel über seinem Haupte. Nach verrichteten diesen Cermonien giengen meine beyden Führer wieder zurück nach dem Ort, da sie zuerst sassen. Als wir eine viertel Stunde gewartet hatten, ward uns angesagt, daß der Kayser komme. Meine Führer stunden darauf beyde auf, und leiteten mich zwischen sich bis an die Thüre des Zimmers, woselbst der Kayser mir ein Zeichen geben sollte, daß ich hinein kommen dürffte, sie selbst aber dürfften nicht ins Audientz-Gemach hinein treten. Die Geschencke, welche unser König an den Kayser übersandte, wie auch diejenige, welche ich nach dasiger Landes-Manier für meine eigne Person dem Kayser presentirte, wurden in dem Audientz-Saal in schönster Ordnung auf den Matten hingelegt, ehe und bevor der Kayser hinein trat. Ich machte mein Compliment und Reverentz auf Englische Manier, und überliefferte dem Kayser das Schreiben unsers Königes, welches er mit eigner Hand annahm, und an seine Stirne drückte. Er befahl darauf seinen Dollmetscher, welcher sehr weit hinter ihm saß, daß er mir durch Herr *Adams* sagen sollte: daß ich nach meiner mühseeligen Reise bey ihm sehr willkommen sey. Ich möchte mich ein paar Tage ausruhen, alsdenn sollte seine Antwort an den König fertig seyn. Weiter frug er mich: ob ich nicht willens wäre, seinen Sohn zu *Jedo* zu besuchen; Worauf ich antwortete: daß ich solches allerdings thun wolte. Der Kayser versprach darauf, daß er Ordre stellen wolle, mir

Menschen und Pferde zu dieser Reise zu geben, und wenn ich würde wiederkommen, solte sein Antwort-Schreiben an unsern König bereit seyn. Ich nahm darauf meinen Abschied von dem Käyser und verfügte mich nach der Thüre, woselbst ich den Geheimen-Secretair mit den Admiral gelassen hatte, welche gleich bereit waren, mich wieder bis an die Treppe zu begleiten, woselbst sie mich vorher empfangen hatten. Daselbst setzte ich mich in meinem *Palankin*, und kehrte mit meinem Gefolg nach meiner Herberge zurück. Den 12ten traten wir die Reise nach *Eddo* oder *Jedo* an, um den Printzen des Kayfers die Reverentz zu machen, und wurden, wie zuvor, auf gemeine Kosten mit Menschen und Pferden bedienet. Den 14ten kamen wir zu Jedo an, welche Stadt weit grösser gebauet ist, als *Surunga*. Der Ort præsentirt sich sehr herrlich, wenn man nahe hinan kommt, weil die Spitzen und Ort-Ziegel an den Dächern alle gelb vergüldet oder glasurt seyn, und daher mit ihren Glantz die Augen blenden, wie die Sonne. Die Pfosten an ihren Thüren und Fenstern sind auch vergüldet und lacquirt, gleichwie die Japanische Cabinetter, sie haben aber keine gläserne Scheiben in den Fenstern. Den 16ten hatte ich Audientz bey dem jungen Könige auf dem Schloß zu Jedo, und überlieferte meine Geschencke. Das Haupt-Schloß ist weit stärcker befestiget, und weit schöner gebauet, als das Schloß zu *Surunga*. Dieser Fürst empfieng unsers Königes Schreiben sehr freundlich, und befahl, daß ich mich erlustigen solte, bis seine Antwort und Geschencke an den König von Engelland fertig wären. Den 19ten sandte der König mir zwey vollständige Rüstungen mit allem Gewehr zum Geschenck für den König in Engelland, und ein lang Schwerdt, nebst einem *Waggerdash* für mich selbst. Den 21ten reisete ich zu Wasser von *Jedo* ab, und kam am 29ten wieder zu *Surunga* an. Diese Nachricht von der freundlichen Begegnung, welche der Capitain *Sarls* in Japan genossen, will ich mit dem Briefe beschliessen, welchen der dortige Käyser bey dieser Gelegenheit an unserm König geschrieben hat. Dieser sowol, als die Privilegia, welche der Ost-Indischen Compagnie damahls sind zugestanden worden, werden genugsam beweisen, daß der Abscheu, welchen diese Nation anitzo gegen alle Europäer heget, vielmehr von unfrer stoltzen und unvorsichtigen Aufführung, als von dem Barbarischen Naturell derselben herrühre.

An den König von Groß-Britannien.

EW. Majestät freundlichen Brief, der mir durch dessen Diener, den Capitain *Saris*, (welcher, so viel als zu meiner Kenntniß gekommen, der erste ist, der in meine Herrschafften gekommen) zugesandt worden, nehme ich von Hertzen an, und vergnüge mich nicht wenig darüber, daß ich von Eurer Weißheit und Macht Kundschafft bekommen habe, als die Ihr drey ansehnliche Königreiche unter Eurem mächtigen Gebiet habet. Ich erkenne Ew. Majestät Gutheit, indem sie mir ein so unverdientes Geschenck von vielen Raritäten, die mein Land nicht hervor bringt, und niemals von mir gesehen worden seyn, übersandt haben. Ich empfieng diese nicht als von einen Fremden, sondern als von Ew. Majestät selbst, welche ich so hoch als mich selbsten schätze, und ersuche Ew. Majestät um Dero beständige Freundschafft, wie auch, daß sie, wo es Ihnen gefällt, Ihre Unterthanen nach allen Plätzen und Havens meiner Herrschafften senden mögen, woselbst sie von Hertzen willkommen seyn werden; und ich preise sie auch sehr, daß sie in der wunderbaren Kenntniß der Schifffahrt so weit vorwerts gekommen seyn, daß sie nach so weit entfernten Landen haben hinseegeln, und sie richtig finden können, und sie weder durch die grosse Entfernung der Oester, noch durch die Grösse solcher unendlichen Wolcken und Stürme haben abschrecken lassen, von einer solchen herrlichen Unternehmung, weit entlegene Länder zu entdecken, und Kauffmannschafft zu treiben, worinn sie nach ihrem Verlangen finden sollen, daß ich ihnen hülffliche Hand bieten werde. Ich sende Ew. Majestäten ein geringes Kennzeichen meiner Liebe durch Ihren obbenannten Unterthanen zurück, und ersuche dieselben, solches anzunehmen, als von einem, der aus ihrer Freundschafft viel Vergnügen schöpffet. Ich habe Ihr Begehren nicht nur eingewilliget, sondern auch, damit alles desto mehr befestiget würde, solches mit meinem Siegel bestärcket. Gegeben auf meinen Schloß zu *Surunga*, am 14 Tage des 9 Monahts im 18 Jahr unsers *Dairi* nach unsrer Rechnung. Ich bleibe Ew. Majestät Freund, der Ober-Befehlshaber in dem Königreich Japan. Unterschrieben

Minna Mottono. Xei. Xe. Xeas.

Privilegia, welche *Ogos Hosoma*, Käyser von Japan/ dem sehr achtbaren Herrn *Thomas Smith*, Schild-Knappen, und Gouverneur, und den übrigen geehrten Kauff-Leuten auf Ost-Indien zugestanden hat.

Erstlich geben wir den Unterthanen von Groß-Britannien, nahmentlich Herrn *Thomas Smith*, dem Gouverneur, und den Kauff-Leuten und Reisenden der Ost-Indischen Compagnie völlige Freyheit, daß sie in allen Havens von unserm Käyserthum Japan, zu allen Zeiten mit ihren Schiffen und Kauffmannschafften sicher kommen mögen, ohne daß sie oder ihre Güter einiger massen sollen gehindert werden: und daß sie daselbst wohnen, kauffen, verkauffen und tauschen mögen, eben so als sie gewohnt seyn mit andern Nationen zu thun; wie auch, daß sie hier so lange bleiben mögen, als ihnen gut düncket, und auch nach eignem Belieben wieder wegziehen.

Zum andern geben wir ihnen Freyheit von Zöllen für alle Kauffmanns-Waaren, sowol die sie itzunder ins Königreich gebracht haben, als auch künfftighin bringen, oder von dannen in andre Länder verfahren werden. Wir geben auch den Schiffen, welche nach diesen aus Engelland hieher kommen werden, die Macht, daß sie sofort ihre Waaren feil bieten dürffen, und ferner nicht nöthig haben sollen vorher bey Hofe zu erscheinen.

Sollte drittens eines von ihren Schiffen Gefahr lauffen, Schiffbruch zu leiden, so wollen wir nicht nur, daß unsre Unterthanen ihnen beystehen sollen, sondern auch, daß alle Stücke von den Schiff und Gütern, welche gerettet werden, ihrem Capitain, oder dem Kauffmann des Schiffs und ihrem Gevollmächtigten, wieder sollen zugestellet werden. Wir wollen auch, daß sie sich ein Hauß oder auch mehr bauen sollen und mögen, an einem Ort unsers Käyserthums, wo sie ihnen solches am gelegensten zu seyn erachten, und daß sie solches bey ihrem Abzug nach Gefallen wieder verkauffen mögen.

Viertens, wenn einer oder andrer Englischer Kauffmann in unsern Landen etwa sterben sollte, so sollen die Güter des Verstorbenen unter der Disposition des Ober-Kauffmanns verbleiben. Alle Verbrechen, die sie begehen, sollen auch von obgedachtem Ober-Kauffmann nach seiner Be-

scheidenheit gestrafft werden, und unsre Gesetze sollen ihre Personen und Güter nicht angehen.

Fünfftens wollen wir, daß eure Leute, wenn sie mit unsern Unterthanen einen Kauff geschlossen haben, dieselbige ohne Aufschub und ohne ihnen ihre Waaren wiederzugeben, nach Innhalt des Contracts bezahlen sollen.

Zum sechsten wollen wir auf solche Kauffmanns-Waaren, als sie itzund hieher gebracht haben, und die sie künfftighin bringen werden, entweder zu unserm Dienst, oder zu ihrem eignen Gebrauch, keinen festen und beständigen Preiß setzen; Sondern der Preiß mag mit den Kauffleuten des Schiffs verdungen werden, gleichwie sie selbige an andre verkauffen, und bey Uberlieferung der Güter soll die baare Bezahlung erfolgen.

Zum siebenden, wenn sie etwa in Entdeckung andrer Länder zum Dienste der Handlung, oder bey der Wiederkehr ihrer Schiffe sollten Mannschafft oder Proviant vonnöthen haben, so wollen wir, daß unsre Unterthanen ihnen vor ihr Geld alles, was ihre Nothdurfft erfordert, sollen zukommen lassen; wie auch

Zum achten, daß sie, ohne einen andern Paß zu nehmen, die Reise zur Entdeckung von Yeadzo (Jedo) oder eines andern Landes unter unserm Gebiet mögen unternehmen.

Gegeben auf unserm Schloß zu *Surunga*, am 1 Tage des 9 Monaths im 18 Jahr von unserm *Dairi* nach unserer Rechnung, und versiegelt mit unserm breiten Siegel. 2c. 2c.

war unterzeichnet

MINNA MOTTONO. Yei. Ye. Yeas.

Also habe ich nunmehro dargethan, welche Freundlichkeit und Gast-Freyheit die Einwohner der Orientalischen Insuln den Europäern erwiesen haben, als sie erst zu ihnen kamen, und daraus erhellet, wie wenig sie die böse Benennungen verdienen, damit man sie insgemein beleget, und daß sie

bey

bey weiten nicht solche barbarische und verrätherische Völcker seyn, als man sie
ausgemein beschreibet. Wir haben aber selbst sie zu unsern Feinden gemacht,
und sie brauchen nun solche listige Streiche gegen uns, als die Feinde in allen
Theilen der Welt gegen einander zu gebrauchen pflegen, um sich gegen alle un-
gerechte Gewaltthätigkeiten und Unterdrückungen zu vertheidigen. Die Por-
tugiesen und Holländer (*D. van Goch* hat diese Worte also gegeben; Etliche
Europäer, als die Spanier und Portugiesen) nach welchen sie alle ihre übri-
ge Nachbarn beurtheilen, sind an solchem Frevel und Grausamkeit an allen
Orten schuldig, wo sie sich nur niedergelassen haben: so daß man sich nicht
verwundern darff, daß die Europäer in diesem Theil der Welt mit der äuser-
sten Vorsichtigkeit tractirt, und unterweilen als allgemeine Feinde des
menschlichen Geschlechts angesehen werden. Wenn die Orientalische Völcker
uns auch anfallen, und solche Unordnungen in den Europäischen Städten be-
treiben wollten, als viele von unsern Lands-Leuten in dem Theil der Welt ge-
than haben: so würden wir kein Bedencken tragen, die Gerechtigkeit an ihnen
auszuüben, und es darauf ankommen lassen, ob man von uns sagen wollte,
daß wir Barbarn wären, mit denen kein Mensch umgehen könte. Wenige
von uns würden leiden, daß man uns den Hals abschnitte, uns zu
Sclaven machte, und uns unser Land abnehme, wenn
wir es verhindern könten.

Andrer Anhang
Zu dem
Gegewärtigen Staat
von
den Sundaischen Insuln,
in sich haltend
den
Gegenwärtigen Staat
des
Landes der Papuas
und der
in den Orientalischen Ocean daherum liegen-
den Insuln/

aus dem Holländischen Original des Herrn *D. van Goch*
ins Teutsche übersetzt
von
A. H.

IN der Beschreibung von den Molucischen Insuln ist von der Handlung, die von der Insul *Banda* auf etliche auf der Höhe von *Java* und ein wenig weiter ostwerts gelegene Insuln getrieben, dasjenige angeführet, was die dahin gehende Handlung betrifft: anitzo aber wollen wir alles ausführlich erzehlen, was wir sonst merckwürdiges von diesen Insuln gefunden haben. Doch können wir nicht alle Insuln nahmentlich nennen, und jede ins besondere durchgehen, welche entweder vor sich alleine, oder um die Insuln, die wir theils beschrieben haben, theils noch beschreiben wer-

werden, so dick, als wenn sie gesäet wären, liegen. Obgleich unsere Ost-Indische Compagnie schon mehrmahlen Schiffe ausgesandt hat, die Süd-Länder zu entdecken, und es auch noch nicht gar zu lange her ist, daß zwey Schiffe der Ost-Indischen Compagnie längst der Küste hingesegelt sind, so ist das Land doch noch nicht recht bekannt, und man weiß wenig mehr davon, als daß etliche Küsten und Insuln desselben sind entdecket worden. Aus diesen Entdeckungen erhellet, daß das Land bewohnt sey, ob aber die Einwohner Riesen seyn, wie etliche vorgeben, kan ich nicht sagen. Sie sind wenigstens Menschen, und gehen halb nackt. Pfeile und Bogen sind ihre Waffen, und man kan ihnen nicht sonderlich trauen. Sie leben von Indianischen Früchten und Fischen, welche zu fangen ihre meiste Bemühung ist. Man hat aber nicht entdecken können, ob man mit einigem Vortheil dahin handeln könne. Weil aber die Keffinger, Ceramlawer, und die von *Banda*, welche alle Unterthanen unsrer Ost-Indischen Compagnie seyn, nach den Papuasischen Insuln und Neu-*Guinea*, welches ein Stück von den Süd-Ländern ist, fahren, und Sclaven, *Massoy*, allerhand Paradieß- und Königs-Vögel von dannen hohlen, können wir selbige nicht gantz übergehen. Es liegt dieses Land, nebst den oberwehnten Insuln, ostwerts von *Gilolo*, und nicht über 84 Meilen von *Banda* und 22 Meilen nord-ostwerts von *Keffing*. Nach *Abel Tasmans* Reise-Charte scheinet es eine Insul zu seyn: es ist aber noch nicht gnugsam bekannt, daß solches ausgemacht, und die Gräntzen recht gesetzt werden könnten. Bey der Nord-Küste herum findet man auch eine brennende Insul. Auf der Höhe von drey Grad Süder-breite ungefehr, findet man auch eine gewisse Landschafft, welche *Onin* genannt wird; selbige scheinet mit kleinen Dörfern bebauet zu seyn, die unter ihren besondern Herrn stehen. Man findet daherum ebenfals etliche andre bewohnte Insuln, und hat daselbst guten Acker-Grund. Das Land ist wüste, wie es sich von aussen präsentirt, und an vielen Orten sehr steil und voller Klippen, die mit etlichen Frucht-tragenden Bäumen bewachsen seyn. Längst dem Strande hin findet man auch gut trinckbar Wasser. Die Lufft ist hier auch vielfältig dunstig und nebelicht. Im August Monath hat man hier Vormittags klar Wetter: des Nachmittags aber stellen sich Nebel und Wolcken ein, welche gemeiniglich gerne auf einen Regen ausfallen. In diesem Lande sind zwey Ober-Befehlshaber, und ein jedes Dörfflein hat seinen eigenen Herrn. Die Dörffer *Fanga* und *Rocina Rati* sind Haupt-Flecken und Residentzen der obbenannten beyden Ober-Befehlshaber. Ihr vornehmstes Geschäffte bestehet in dem Handel mit *Massoy* und Sclaven; der gemeine Mann aber muß sich mit Fischen nähren.

ren und behelffen. Von ihren Gottesdiensten hat man nicht viel Spuhren gefunden, ohne daß man sagt, daß sie einen kleinen Stein mit grün und rothen Streiffen, oder auch eine gelbe glänzende Materie, als wann es ein Metall wäre, beständig bey sich tragen, und demselben eine solche Ehrerbietigkeit erzeigen sollen, als wenn etwas Göttliches darinnen wäre. Das Volck ist von Gestalt, Naturell und Umgang ziemlich gut, doch sind sie nicht gar zu verschlagen, wiewohl nicht alle gleich grossen Mangel an der Verschmitztheit haben; man kan ihnen aber nicht viel trauen. Es hat unterschiedlichen das Leben gekostet, daß sie sich in dem Stück nicht wohl in acht genommen haben. Mit ihren Kleidern giebt es gar keine Weitläufftigkeit, denn Männer und Weiber haben daran genug, daß sie ihre Scham mit Baum-Rinde, oder mit einem Stück grauen Tuchs, bedecken. Der Zierath der Weiber besteht in einer Schnur von Corallen um den Hals und mitten um den Leib, und ihr Angesicht mahlen oder beschmieren sie vielmehr mit einer Schwärtze von zerstossenen Schmiede-Kohlen. Ihr Gewehr besteht in allerhand Sorten von Schwerdtern, Pfeilen, Bogen, Lantzen und Hassagayen, oder Piquen mit Wiederhaken. Ihr Fischer-Geräthe ist ein Aal-Stecher, oder eine Gabel mit vielen Zähnen und Widerhaken. Sie gebrauchen *Coracoras*, womit sie nach *Keffing Goram* und andre Oerter fahren: Auch haben sie Fischer-Netze von einem Stück Holtz mit zween Flügeln, die da verhindern sollen, daß solche nicht umfallen. Die Bewohner der hier herum liegenden Insuln ziehen wider ein ander aus auf Menschen-Raub, und verkauffen die geraubte Menschen zu Sclaven. Sie begraben ihre Todten nicht, sondern lassen sie an der freyen Lufft auf den Klippen an der See-Küste liegen und vermodern. Warumb diese Länder von den Keffingern und denen von *Banda* besucht werden, ist schon oben erwehnet, und zugleich gesagt worden, welche Waaren hier fallen. Hier muß ich noch nur dieses hinzufügen, daß daselbst eine gewisse Art von Nüssen gefunden wird, welche den Muscat-Nüssen nicht unähnlich, aber etwas länger und dicker von Schalen ist, und auf einen Baum wächst, dessen Blätter etwas grösser, als an den echten Muscat-Bäumen sind, auch, wenn sie gerieben werden, nicht nahe so lieblich riechen. Die Bluhme sowohl als die Nüsse sind den Bandischen zwar etwas ähnlich, aber auch in vielen Stücken von denselben unterschieden. Sonst findet man hier auch den Indianischen *Amandel*- oder *Canari*-Baum, wie auch Eben-Holtz. Ihre Büsche sind voller Vögel, und ihre Gewässer sehr Fischreich. Diese sind die Nachrichten, welche wir von den Süd-Ländern, oder vielmehr von Neu-*Guinea*, welches vor ein Theil der Süd-Länder angesehen

wird,

wird, vorgefunden haben. Der Leser aber beliebe zu mercken, daß man von den übrigen annoch unbekannten Ländern in dieser Gegend wohl hier und dar den Strand entdecket hat: sonst aber weiß man nichts mehr von selbigen zu sagen, wenigstens ist nichts bekannt, daß der Mühe werth wäre, hier anzuführen.

Wir müssen nun ferner die nordlichsten unter diesen Insuln des Orientalischen Oceans, die ungefehr auf die Höhe von *Java* liegen, vornehmen, und zwar also, daß wir erst von Osten anfangen, woselbst wir auf den 5ten Grad Süden der Linie die Insul *Key* antreffen, welche auf dem 150 Grad der Länge lieget, und nun zuerst von uns wird beschrieben werden. Es werden in dieser Gegend noch wohl verschiedene andere Insuln gefunden, von welchen man aber wenig Nachricht hat, und die mit dieser in vielen Stücken übereinkommen, deswegen wir auch von denselben insbesondere nicht handeln werden. Wir haben zwey Insuln unter dem Nahmen von *Key*, welche mit dem Zusatz die Grosse, und die Kleine, von einander unterschieden werden. In der letztern ist eine Bay, welche ungefehr 4 Stunden in die Weite groß, und sehr tieff ist, und von dem mit vielen Buchten versehenen Ufer gegen Osten, Westen und Süden umfangen und eingeschlossen wird. Sonst ist die Insul kaum 9 Meilen lang, und nicht nahe so breit. Die erste erstrecket sich wohl auf 19 bis 20 Meilen in die Länge, die Breite aber wird kaum fünff Meilen betragen. Diese Insul bestehet aus hohen Gebürgen, und ist das Land in dem Stück nicht viel von *Leytimor* auf der Insul *Amboina* unterschieden. Man findet auch verschiedene Flüsse daselbst. Die Insuln sind mit verschiedenen Dörffern bewohnt, welche unterweilen Krieg miteinander führen, entweder einander unter sich, oder auch die Einwohner der benachbarten Insuln und des Landes der *Papuas* zu helffen, welche hieher kommen, Sclaven zu machen. So gehts auch mit denen von *Aroe*, denn sie machen alle Kriegs-Gefangene zu Sclaven, und die werden hernach an die von *Banda* für ein Spott-Geld, als 10, 12, 15 bis 20 Reichsthaler verkaufft. Ja sie sind ihren eigenen Freunden nicht einmahl recht getreu, sondern verkauffen sie und liefern sie offt als Sclaven an fremde Leute, gleichwie sie auch bey andern Leuten von diesen und den übrigen Indianischen Insuln thun. Ein jedes von diesen Dörffern hat 3 bis 4 *Orang-Cajas* oder Dorffs-Herrn über sich, deren jeder über seine Unterthanen das Gebiete führet, und ihnen das Recht spricht. In ihrer Kleidung aber und Staat haben sie vor den gemeinen Mann nichts voraus, ausgenommen, daß etliche unter ihnen 9 bis 10 güldene Ringe in den Ohren tragen, und ein Kleid von Baumrinde oder eine blaue *Badjoe*, wie sie es nennen, an haben.

Diese *Orang-Cajas* haben keine Einkünffte, und sind sowohl als der gemeine Mann genöthiget, ihre Kost mit Fischen zu gewinnen, und sich von den *Clappus*-Bäumen, Pommerantzen, *Piesangs*, Limonien, und andern Früchten zu nähren, wozu sie doch meist ihre Sclaven gebrauchen. Wie ungeschickt diese Leute sonst seyn, so leben sie doch nicht gantz ohne Gesetzen. Man sagt, daß diejenigen mit Critsen niedergestossen, oder mit Pfeilen todt geschossen werden, welche jemand ohne Ursache ermorden. Wenn aber jemand damit entschuldiget werden kan, daß er eine Ursache gehabt hat, so wird es dem, der erst Hand anlegt, nimmer daran fehlen; denn man erlebet fast niemals Streit, da derjenige, der dem andern zu nahe thut, nicht sollte vorwenden, Recht zu haben. Der Ehebruch wird auch nach dem Belieben des geschimpfften Theils mit dem Tod gebüsset. Eine grosse Dieberey, wo solche sonst unter diesen durchgehends armen Leuten paßiren kan, wird mit dem Verlust von 4 Fingern, eine geringere mit Verlust eines Ohrs, und wo sie gar geringe ist, mit gelindern Straffen gebüsset. Der älteste Sohn erbet die Regierung, sonst aber theilen die Kinder gleich durch mit einander. Man sagt auch, daß sie ein Gesetz haben sollen, nach welchem die aus einem Dorffe mit Reusen, die aus dem andern mit Fisch-Körben, die aus dem dritten mit Angeln, und sonst nicht fischen dürffen: und daß unterweilen Kriege zwischen ihnen entstehen, weil eine Dorffschafft etwa sich in diesem Stück etwas wider das Recht zu der andern Nachtheil anmasset. Was ihren Gottesdienst anlanget, so sind sie Heyden, der Herr *Valentyn* beschreibet ihren Abgott an einem Ort, und kurtz darauf leugnet er, daß sie Götzen-Bilder haben. Was sie von ihren Göttern vorgeben und glauben, ist nicht sonderlich bekannt, man meynet aber, daß sie durch die Tradition gelernet haben, und beständig glauben, daß GOtt ihr Land geschaffen habe. Es ist auch gewiß, daß sie sich müssen einbilden, daß dieser Gott, oder wenigsten diejenigen Götter, welchen sie dienen, sich um die menschliche Dinge bekümmern, weil sie, ehe sie etwas unternehmen, allemahl mit vielen Grillen und Grimassen nach gewissen Häusern oder Tempeln gehen, um einen guten Ausschlag von den Göttern zu erbitten. Sie fallen dabey bald einmahl auf ihre Knie nieder, bald bestreichen sie einmahl ihr Angesicht mit der Hand, bald erheben sie beyde Hände übers Haupt. Wir müssen aber nicht vergessen zu sagen, daß sie vor Verrichtung solches Gebets Schweine und Böcke schlachten, und eine grosse Mahlzeit vor das gantze Dorff anrichten, auch ein Theil der Speisen in dieses Bet-Hauß oder Tempel bringen, welche, wenn sie daselbst einen halben Tag gestanden haben, von gewissen Leuten, die vermuthlich die Priester des Tem-

pels

pels seyn / weggenommen werden, weil sie davon leben müssen. Den Nachrichten nach, müssen sie im übrigen sehr abergläubisch seyn. Denn sie unternehmen nichts, ohne vorher, wie sie sich einbilden, mit einer gewissen Frauen, die vier Augen haben soll, Rath darüber zu pflegen. Diese aber soll einem Geist über ihr Glück und Unglück befragen, den Geist sehen sie nicht, sie hören aber seine Stimme. Ihre Gestalt ist also beschaffen: Sie sind braun von Haut, brav lang, wohl gebildet von Leibe, und haben lange krause Haare. Von Naturell sind sie dienstfertig und guthertzig, nicht diebisch, sondern getreu und veränderlich. Sie gehen meist nackt, und die Männer sowohl als die Weiber bedecken nur ihre Scham. Sie bewapnen sich mit Schild, Schwerdt, Pfeil und Bogen und *Hassageyen*, welche sie alle wohl zu gebrauchen wissen. Sie wissen auch etwas von metallenen Bassen, oder kleinen Stücken, mit welchen sie ihre *Corucas*, oder Schifflein, besetzen. Ihre Häuser machen sie von *Gabba Gabba*, und decken sie mit *Atap*. Selbige sind vier bis fünff Fuß über den Grund erhaben, oder werden auch auf Felsen an der See-Küste gebauet. Ihr Haus-Rath bestehet auch in wenigen Dingen: ihre Schätze sind Gold, Elephanten-Zähne und einige Kleider, welche ihnen von den Macassaren und andern gebracht werden, und die hiesigen Einwohner für Oel, *Sagoe* und andern Waaren an sich kauffen. Ihre Speise ist meist *Sagoe*, *Piessang*, *Oebis* und Wurtzeln, und zum Getränck brauchen sie *Towac* und Brunnen-Wasser. Die Männer nehmen so viele Weiber, als sie ernähren können: doch dauret diese Verbündnisse nicht länger als ihnen beliebet. Bey der Schliessung der Heurath wird auch wegen des Heurath-Guts ein Contract gemacht, und das gantze Dorff macht sich bey einer guten Mahlzeit frölich. Es wird auch gesagt, daß sie die Leichen der ansehnlichsten Leute mit Oel und wohlriechenden Kräutern balsamiren, in einem Sarg am Dach des Hauses aufhangen, und wenn sie also ein Jahr oder ein halb Jahr durch über einem Feuer gedörret worden, begraben sollen. Sie geben auch der gantzen Dorffschafft ein Todten-Mahl und ein Spiel-Gefecht. Auch verehren sie ihnen Gold und Kleider, daß sie die Leiche einen Monath lang beweinen sollen. Der gemeine Mann aber wird zur Stund begraben. Zur Bezeugung ihrer Trauer, pflegen sie auch das Haupt-Haar abzuscheeren, Ringe von Rotting um den Leib, Arme und Beine zu tragen, biß sie von selbst herabfallen, und sich gewisser Speisen zu enthalten. Von ihrer Handlung haben wir schon etwas gesagt. Sie kommen, gleichwie auch die von der Insul *Aroe* und andern hier umgelegenen Insuln thun, ungefehr im Herbst-Monath, oder um das Ende des östlichen Passat-Windes mit 80 bis 100 guten Fahrzeugen zu *Banda*

an, um daselbst Handlung zu treiben. Die Sclaven sind indessen doch das vornehmste, was die von *Banda* von hieher bekommen. Sie haben sonst auch Bohnen, und ausser dem *Sagoe*, *Oebi* und *Bambili*, eine gewisse Art von Wurtzeln, und andere solche Gewächse mehr. Ebenfalls haben sie viel gut Zimmer-Holtz, weil das Land voller Wälder ist. Man findet hier, damit ich auch etwas von ihren Vieh rede, Schweine und Ziegenböcke, Rind-Vieh, aber Büffeln und Pferde sind nur vor kurtzen hinüber gebracht worden. Man kan leicht gedencken, daß die nahe daran liegende Insuln nicht viel von dieser werden unterschieden seyn: ob aber die Reisende, bey welchen die Begierde, was wunderliches zu erzehlen, recht eine Seuche geworden, hier nicht etwas hinzugesetzt haben, ist ungewiß, und nicht leicht auszumachen, weil wenig Leute hieher kommen.

Obgleich die Aroische Insuln nur noch einen Grad östlicher liegen, als die von *Key*, und in vielen mit diesen übereinkommen, so finde ich doch folgende besondere Dinge davon aufgezeichnet, welcher bey den erstern gar nicht gedacht wird. Diese Insuln (welche *De L' Isle* in seiner Charte als eine eintzige vorstellet, Valentyn aber so beschreibet, daß ihrer viele seyn) sind Volckreich, und werden in vielen Dörffern bewohnt, welche immer Krieg mit einander führen, und auf den Menschen-Raub ausgehen, eben so wie alle diese Insuln, die Einwohner der Süd-Länder, und selbst der weiter abentlegenen Insuln, immer wider ein ander auf den Raub ausgehen. Diese Gefangene machen den grösten Theil der Sclaven aus, welche die von *Banda* hier hohlen, oder die Aroer zu ihnen hinüber zu kauff bringen. Es giebt hier keine Ströhme oder frisch Wasser, und der Ort ist wenigstens für die Europäer gantz ungesund, deren viele hier sterben, oder ungesund von dannen kommen. Auf einer dieser Insuln, in der Gegend ungefehr wo die Meyerey *Wokam* stehet, hat unsere Compagnie eine Schantze, in welcher sie einen Sergeanten, einen Corporal und 10 bis 12 Soldaten hält. Das Volck auf diesen Insuln ist boshafftig, und man kan ihnen gar nicht trauen. Es hat einigen Bedienten der Compagnie das Leben gekostet, daß sie sich auf die Treue dieser Leute gar zuviel verlassen haben. Es wohnen immer etliche Familien von ihnen unter einem Dach: sie dörren ihre Todten auch. Eines von ihren besten Dörffern, *Workey* genannt, hat eine Perlen-Banck, welche sie, ob sie gleich etwas weit von dem Ort entfernet ist, mit ihren Fahrzeugen, deren wohl 70 bis 80 an der Zahl seyn, gegen Fremde, die sie bestehlen wollen, vertheidigen. Es fallen hier zwar meistentheils Staub-Perlen: man findet aber noch wohl einige darunter, welche so groß, als eine Erbse, und noch wohl grösser, doch bey

schön von Wasser seyn. Hier wissen wenig Leute, ausser denjenigen, welche mit den Holländern gehandelt haben, etwas von Gold und Silber. Ihre Schätze sind grösstentheils Elephanten-Zähne und *Gongen*.

Die meisten Indianischen Früchte werden hier auch gefunden, und unter andern *Catsjang*, *Sagoe*, *Obis*, *Atap*, Holtz zum Schiff-Bau, *Cocos*, *Pinang*-Bäume und andre Wurtzeln, Reiß und *Padi*. Der Fisch-Fang ist hier so reichlich, daß sie denen von *Banda* von ihrem Uberfluß durch die Handlung ein hauffen überlassen können. Sie haben insonderheit viele See-Schnecken. Damit ich auch von den Thieren, die auf dem Lande leben, etwas sage, so findet man daselbst Schweine, *Koes Koessen*, *Pilandoks* (welches eine Art von Caninchen ist mit kurtzen Vorder-Pfoten) Paradieß- und Königs-Vögel, und andre mehr.

Von den Insuln, welche ein wenig weiter gegen Westen liegen, haben wir nichts merckwürdiges gefunden, ausser daß auf der Insul *Damme* ein Feuer-speyender Berg ist. Die Lufft soll auch daselbst so ungesund seyn, daß unsre Compagnie, welche vormahls eine Festung daselbst gehabt hat, Nahmens *Wilhelmsburg*, aus dieser Ursache, und vielleicht auch, weil man daselbst keinen Vortheil schaffen, oder Schaden wehren konte, ihre Leute von dannen weggezogen hat. Dem ungeachtet wird diese Insul, deren Einwohner in Berg- und Strand-Leute, gleich denen in andern Insuln von diesen Seen vertheilet sind, von den Schiffen vielfältig besucht. Weil wir also die ostwerts liegende Insuln beschrieben haben, wollen wir die Beschreibung von *Timor*, welche man am ersten gegen Westen antrifft, und von dem Herrn *Salmon* in dem Stück von *Java* ist beschrieben worden, der Ordnung halber hier beyfügen.

Timor ist die gröste von diesen Insuln. Die Einwohner sind den Einwohnern der übrigen an Gestalt, Manieren und Gewohnheiten sehr ähnlich. Wenn ich also diese beschreibe, kan solches für eine Beschreibung ihrer aller passiren. Die Insul liegt fast von Nord-Ost gegen Süd-West, und die Mitte derselben ist auf dem 9 Grad Süder-Breite, und nach der Mittags-Linie von *London* im 124 Grad der Länge, nach dem Herrn *de L' Isle* aber im 142. Das Land ist beynahe 200 Englische Meilen lang, und durchgehends 50 Meilen breit. Es sind weder fahrbare Flüsse oder Havens auf derselben, sondern nur verschiedene Meer-Busen, in welchen die Schiffe zu gewissen Jahrs-Zeiten,

ten, nachdem die Wechsel-Winde lauffen, sicher vor Ancker liegen können. Der Strand ist sonder Gefahr, sonder Klippen und Untieffen, ausser etliche wenige, welche man sehen kan; Und eine Stunde vom Lande ab trifft man nicht mehr Ancker-Grund an. An der Küste ist das Land flach bis 3, 4 Meilen landwerts ein, alsdann fängt das Gebirge an allmählig sich in die Höhe zu erheben. Das Land, welches nächst an der See lieget, ist ungefehr 70 Ruthen weit, mit langen geraden Bäumen als Fichten-Bäumen bewachsen: Und ungefehr 3 Englische Meilen weit ist das Land eben und morastig, und wird allemahl von der Fluth überschwemmet. Die Spitzen und Seiten der Berge sind mit Wäldern und Weide-Land bekleidet, und das Land ist sehr wohl und häuffig mit Brunnen und kleinen Flüssen befeuchtet. Die Bay von *Rabao*, welche ungefehr 5 Meilen von der Holländischen Festung *Concordia* lieget, ist die sicherste Rhede vor die Schiffe auf der gantzen Insul. Daselbst hat man vom Westen gegen Süden bis Ost-Nord-Osten Land zu seiner Bedeckung, und die übrige Winde wehen daselbst nicht sonderlich starck. Das gröste Ungemach, welchem man daselbst unterworffen, ist der Wurm, welcher ein Schiff in gar kurtzer Zeit verderben kan. Diese Insul ist in unterschiedliche kleine Königreiche abgetheilet, von welchen *Copang*, *Amabie*, *Lortribie*, *Polumbie*, *Namquinal*, und *Anabao* die vornehmsten sind; Der Herr *Valentyn* aber macht nur die beyden ersten nahmhafft. Die Holländsche Festung *Concordia* (welche der Herr *de l'Isle* in seiner Charte fälschlich an der Ost-Ende setzet, so wie er auch die Portugiesische Festung ohne Grund an der West-Ende gezeichnet hat) liegt an der West-Ende des Königreichs *Copang*, und ist an einer Bay gebauet, welche gerade gegen die kleine Insul oder das Königreich *Anabao* über lieget. Die Holländische Festung ist von Steinen aufgeführt. Sie ist nur klein, und von schlechter Wichtigkeit. Sonst liegt sie auf einem Felsen an der See, und ist zur Handlung sehr bequem, weil sie an der Ost-Seite mit einem Strohm versehen ist. Ungefehr 300 Schritt von der Festung hat die Compagnie einen schönen Garten, in welchem man sowohl beynahe alle Sorten von Kräutern und Wurtzeln findet, die man in den Küchen-Gärten in Europa antrifft, als auch die meisten Indianischen Früchte. Man hat hier auch eine gute Art von Europäischem Vieh. In diese Festung liegen ungefehr 50 bis 60 Soldaten, und in der Stadt sind ungefehr 60 Häuser. Die Holländer haben einen Bund mit den Leuten von *Copang* und *Anabao* gemacht, und gebrauchen die Kunst-Griffe sich zu mainteniren, die man anderwerts auch an vielen Orten practisirt: Daß sie nehmlich die Einwohner des Landes gegen einander aufhetzen, dabey sie denn zu dieser Schaden ihren Vortheil

theil zu machen wissen. Die Handlung der Holländischen Ost-Indischen Compagnie an diesem Ort wirfft nicht so viel ab, daß die Unkosten, die zur Behauptung dieses Handel-Platzes müssen angewandt werden, davon können gestopfft werden. Man hält diese Festung nur wegen dem Handel mit Sclaven und Sandel-Holtz, welches letzteres mit gutem Gewinnst in *China* und in den Indianischen Staaten abgesetzet wird. Jemehr sie also in *China* davon absetzen können, je grössern Vortheil bringet ihnen diese Handlung. Inzwischen müssen sie hier gegen die einheimischen Bewohner des Landes sehr auf ihrer Hut seyn. Auf der Nord-Küste, ungefehr 50 Meilen von der Holländischen Festung, liegt eine Portugiesische Colonie *Lafao*, oder *Leifa* bey *Hamilton* und *Liffitau* bey *Valentyn* genannt. Ungeachtet die Einwohner des Orts noch Portugiesisch reden, sind sie doch mit den Einheimischen von der Nation durch Heurathen so vermischet und vermenget, daß man sie itzunder nicht wohl unterscheiden kan. Sie prahlen sehr davon, daß sie noch den Nahmen von Portugiesen führen, und haben den Römisch-Catholischen Glauben angenommen, sich aber dennoch von der Regierung der Portugiesen losgerissen, und gewegert, die Gouverneurs anzunehmen, welche man ihnen von *Goa* zusandte. Sie haben zwar keine rechte Festung, ihr Gebiet aber erstrecket sich weit weiter landwerts hinein, als das Holländische, welche daselbst nur ein klein Stück Landes haben. In diesem ihren Gebiet sind sie einiger massen mit den Einheimischen vermenget, welche der Römischen Religion durch eine grosse Strecke der Insul zugethan seyn. An etlichen Orten ist das Heydenthum und der Mahometanische Irrthum noch im Schwange und Flor, und die Anhänger dieser Religionen ergreiffen gemeiniglich gerne die Parthey der Holländer wider die Portugiesen. Die Holländer haben doch auch den Christlichen Glauben in dieser Insul ausgebreitet, und halten daselbst beständig einen Krancken-Tröster, lassen auch die Gemeine unterweilen von einem Prediger besuchen. Die Portugiesische Stadt *Lafao* liegt an der See-Küste, und besteht nur in 40 bis 50 niedrig gebauten Häusern, welche mit Palmblättern gedeckt seyn, und einer kleinen Kirchen, durch welche der Wind durchstreichen kan, ausser an der Ost-Seiten, woselbst sie mit Brettern gedeckt ist. Sie haben auch eine kleine Loge, in welcher etliche alte Canonen auf einer verfallenen Batterie stehen, und auf vermoderten Lavetten liegen, mit welchen sie wenig zu ihrer Wehre gegen einen Feind ausrichten können. Ihre gröste Stärcke scheinet in der grossen Anzahl der Einheimischen zu bestehen, welche sie aus dem Lande zusammen bringen können. Es wohnen hier auch etliche Chineser, und weil die Joncken jährlich nach *Lafao* seegeln, ist der Ort der beste Handel-Platz auf der

Insul nächst *Porta nova*, welche Stadt an der Ost-Seite der Insul lieget. Der Portugisische Gouverneur hat auch seine Residentz allhier. Man sagt, daß die Portugiesen hier innerhalb 24 Stunden 500 mit Feuer-Röhren bewapnete Leute aufbringen können. Dem aber ungeachtet ist ihre Stadt vor wenig Jahren von den See-Räubern geplündert und verbrannt worden, eben so wie es der Holländischen Festung *Concordia* ergangen. Die einheimischen Leute des Landes haben lang schwartz Haar, und sind so schwartz von Haut, daß die Europäer sie gemeiniglich gerne die Schwartzen nennen, so wie sie wieder die *Bugios* also nennen. Sie sind von mittelmässiger Grösse, dünn vom Leibe, mager von Gliedern, und länglicht von Gesicht. Diejenigen, welche weder unter den Holländer noch unter den Portugiesen stehen, sollen wenig Geneigtheit gegen Fremde haben, und, wie man sagt, allen Europäern, die auf ihrer Küste ankommen, wären sie auch sogar Portugiesen selbst, den Hals brechen, wenn sie nur Gelegenheit dazu finden können; Man hat sie aber vielleicht durch allerhand Mißhandlungen so lange gezerret, daß sie endlich zu diesem Entschluß gekommen. Die Einheimischen tragen weiter keine Kleider, als ein klein Stück Leinwand mitten um den Leib, welches zwischen den Beinen herdurch gezogen, und hernach fest gemacht wird, um die Scham zu bedecken. Ihr gröster Putz besteht in einer kleinen Krone von Perle-Mutter, oder von dünnen oval-runden silbernen und güldenen an den Kanten rauhen Platen, die so breit als ein Kronen-Stück seyn. Vier oder fünfe von solchen machen, vorne auf dem Kopff gesetzt, ein groß Ansehen. Die meisten aber tragen auf verschiedene Art von Palm-Blättern verfertigte Mützen. Sie gehen immer mit Schwerdtern, Pfeilen und Lantzen gewapnet. Hiemit gehen sie auf die Büffels-Jagd, welche sie mit ihren Pfeilen und Lantzen fällen, gleichwie sie auch bey den Schild-Kröten und andern Fischen im Wasser thun. Sie mögen Thiere oder Fische fangen, so machen sie allezeit ein Feuer, und dörren das Fleisch dabey auf einem höltzernen Rost, damit es desto länger dauren möge, und aufgehaben werden könne: denn sie kommen selten in zwey bis drey Tagen von dieser Ergötzlichkeit zurück. Sie säen auch etwas Indianisch Korn, Cocos-Nüsse, und Wurtzeln; Sie haben auch eine abergläubische Meynung, als wenn es verboten wäre, etwas zu essen, was die Natur hervor bringt. Es giebt auf dieser Insul sehr viele Büffel-Ochsen und wilde Schweine, und die Holländer und Portugiesen ziehen daselbst Pferde, Kühe, Ziegen und Schafe: Die Schafe wachsen und gedeyen daselbst nicht so gut, als in andern kältern Lufft-Strichen. Man findet hier auch Affen, *Guanos*, Eydexen, Tausend-Beine, und sehr viel Ungezieffer, gleichwie in allen heis-

sen

sen Ländern. In ihren Wäldern leben wilde Hahnen und Hennen, Tauben, Turtel-Tauben, Perrocquetten, Adler, Papagoyen, Habichte, *Cacatoes*, Amseln, Krähen, und vielerley kleine Vögel, deren Federn aus der Maassen schön seyn, unter welchen auch etliche artig singen sollen, welches in diesem Theil der Welt etwas seltenes ist. Denn die Vögel in den Orientalischen Ländern sind gemeiniglich gerne schöner vors Auge, als vors Ohr, indem ihr Gesang eben so unangenehm ist, als die Music der Menschen, welche diese Gegend des Erdbodens bewohnen. Unsere Voyageurs thun doch eines Vogels Erwehnung, den sie *Ringing* oder den wohlsingenden Vogel nennen, welcher just sechs Noten anstimmet, und solche gemeiniglich zweymahl nach einander wiederhohlet, indem er von der höchsten anfängt, und bey der niedrigsten wieder aufhöret. Der Vogel ist ungefehr so groß, als eine Lerche, hat blaue Flügel, eine bleich-rothe Brust und Haupt. Ihr zahmes Geflügel bestehet in Hahnen, Hennen, Gänsen und Endten, letztere aber haben die Europäer hier gebracht, daher sind solche nicht gar zu überflüßig. Die Wälder sind sehr voll von Bienen, welche viel Wachs und Honig bauen. See- und Strohm-Fische sind hier sehr überflüßig. Ausser etliche Arten, welche uns unbekannt seyn, haben sie Barben, Brassen, Mackrele, Hechte, Meer-Aale, Klipp-Fisch und Austern von unterschiedlichen Sorten, unter welchen etliche sehr groß seyn, man findet auch daselbst Meer-Schnecken, die so groß sind als eine Faust; Garnalen oder See-Krebse, Krabben, *Prauwys* (wie die Engelländer, oder *Langoutins*, wie die Franzosen sie nennen, welcher ein kleiner See-Fisch ist) und endlich grüne Schild-Kröten, welchen Nahmen ihnen die See-Leute gegeben haben. An *Alligators* und Crocodilen fehlet es auch nicht in den Bayen und Flüssen, welche nach meiner Meynung einerley Creaturen seyn, die aber nur in den verschiedenen Ländern, in welchen man sie findet, verschiedentlich benennet werden. Es können aber auch verschiedene Sorten in einem Lande seyn, so, wie man uns versichert, daß in den Philippinischen Insuln ihrer unterschiedliche Arten seyn sollen. Unter ihren Bäumen sind etliche Sorten zum bauen bequem, keine aber, die unserm Bau-Holtz gleichen. Eine von diesen, welche an der See-Küste wächst, ist den Fichten-Bäumen gleich, und hat ein hartes, rothes, sehr schweres Holtz, welches zum Zimmer-Holtz sehr gut ist. Man hat hier auch Cattun-Bäume, *Calabassen*, wilde Tamarinden, wilde Feigen-Bäume und Sandel-Holtz, womit die meisten Insuln in dieser Gegend überflüßig versehen seyn, und welches die

beste Kauffmanns-Waare ist, die man ausser dem Victualien hier hohlen kan. Hier sind auch verschiedene Sorten von Palm-Bäumen, deren einer mannigmahl 7 bis 8 Fuß im Umfang dick, und 80 Fuß hoch ist. Sie haben auch ihre Zweige nur im Gipfel, wie der Cocos-Baum. Ihre Frucht ist so gestaltet als eine Cocos-Nuß, aber nicht grösser als ein Hühner-Ey, und hat auch kein Wasser in sich, wie die Cocos-Nüsse. Sie haben noch eine Art von Palmen, welche so groß und hoch als die vorhergehende ist, und etliche Trauben mit kleinen Beeren trägt, die wie die vorigen an den Zweigen hängen. Der Baum aber hat keine Blätter noch sonst etwas grünes an sich. Es sind auch grosse Wälder von gemeinen Cocos-Bäumen hieselbst, welche den Indianern grossen Nutzen schaffen, wie schon ist angezeiget worden. An Pommerantzen, kleinen und grossen Limonien, *Mangos*, Indianischen Tann-Zapffen, *Jacs*, *Pieffangs*, Granat-Aepfeln, und allerhand andern Sorten von Indianischen Früchten gebricht es auch nicht, welche Früchte alle im September und October zu ihrer Reiffe gelangen. Man trifft hier auch allerhand Sorten von guten eßbaren Kräutern an, und insonderheit ein Kraut, welches wie die Spargeln gegessen wird. Portulac wächst hier wild auf dem Felde. Niemand hat an ein oder ander Stück Land ein mehrers Recht oder Eigenthum, als das Einnehmen und die Saubérung und Bebauung desselben ihm giebet. Wer ein Stück Landes reiniget und pflüget, wird in dem Jahr für den Besitzer desselben gehalten. Sie pflantzen ihr Indianisches Korn selten zweymahl an einem Ort, sondern nehmen immer neu Land dazu. Auf dem Lande, da sie es zu säen gedencken, brennen sie das Graß und die Gebüsche ab, um den Grund mit der Asche zu düngen, und bereiten das Land gegen die Regenzeit. Die Einheimischen aber leben meistens von der Jagd und von den Baum-Früchten, und nehmen sich nicht die Mühe viel Korn zu säen, so daß das Land bey ihnen in schlechtem Werth ist, und deswegen streiten sie nicht über das Eigenthum an dasselbe mit solcher Hefftigkeit, als wir in Europa thun. Die gemeine Sprache, welche hier zu Lande geredet wird, ist die Maleyische, zum theil reden sie auch verdorben Portugiesisch. Die Leute des Landes aber haben eine besondere Sprache, von welcher die Reisende uns weiter nichts berichten, als daß sie selbige nicht verstehen. Sie sind in Künsten und Wisschafften nicht sonderlich erfahren, Handwercker und Künstler brauchen sie auch wenig, weil die Materialien, Instrumenten und Einrichtung beym Bauen und in ihrer Kleidung nicht weit her seyn. Die Chineser versorgen sie

mit allen Dingen, die sie nöthig haben, und nehmen davor wieder Sandel-Holtz, Wachs und Gold von ihnen; Denn es scheinet, daß das Gold mannigmahl von den Bergen herunter gespühlet, und hernachmahls in dem Sande ihrer Ströhme gefunden werde, man hat aber bishero noch nicht versucht, Bergwercke daselbst anzulegen, und die Gold-Minen zu eröffnen. Dieses scheinet die eintzige Ursache zu seyn, welche die Holländer bewogen hat, auf dieser und etlichen benachbarten Insuln Festungen zu bauen, daß sie verhindern wollen, daß kein ander Volck sich hier niederlassen soll. Die Jahrs-Zeiten lauffen hier bey nahe eben so, als in den andern Indianischen Insuln südlicher Breite. Die schöne trockne Zeit beginnet im April oder Mayo, und hält an bis in den September oder October, alsdann fangen die Stürme und Orcanen an in diesen Gegenden der Welt zu toben. Das schlimmste Wetter aber haben sie mitten im December: alsdenn wehet der Wind so hart aus dem Westen und Nord-Westen, daß man nicht dagegen anseegeln, oder auch an den Nord-Küsten dieser Seen die See halten kan. Diese Winde werden auch von schweren Regen-Wolcken biß mitten in dem Februarium begleitet. Alsdann nimmt der Wind und Regen ab, und ungefehr zuletzt im April und im Anfang des Maji setzet sich der östliche Passat-Wind und die trockne Jahrs-Zeit recht fest. Obgleich aber die Jahrs-Zeiten nach den östlichen und westlichen Winden unterschieden werden, so ist solches doch nur von den Winden auf der offenbaren See zu verstehen. Denn auf den Küsten hat man täglich bey gutem Wetter See- und Land-Winde, mit welchen ein Schiff ost- und westwerts seegeln kan. Die nahe an *Timor* gelegene Insuln kommen mit dieser genau überein, wie leicht zu gedencken stehet. Weil also daß meiste, was oben gesagt worden, bey selbigen auch eintrifft, so wollen wir hier dasienige anführen was eine jedwede besonders merckwürdiges hat.

Die Insul *Lombatte* ist mit hohen Bergen und einem grünen Strande versehen, und hat auch einen überaus hohen Feuer-speyenden Berg, der sehr hoch über die Wolcken hervorraget, und aus seiner glühenden Spitze eine Menge von Feuer, Rauch, Schwefel-Dampff, und eine entsetzliche Flamme ausbläst, auch rund um sein gefährlich Schwefel-Loch herum mit weisser Asche bedeckt ist: Sonst aber ist der Berg wegen der schönen Bäume, die darauf wachsen, artig anzusehen. Die gantze Insul ist auch nicht nur mit sandigen Dümen, sondern auch mit schönen Thälern, lustigen Fel-

dern, welche von den braunen Lombatten bewohnet werden, und Flecken und Meyereyen besetzet.

Die Insul *Solor* liegt nicht weit von *Lombatte* gegen Westen, nicht über 4 Meilen von *Flores*, und ungefehr 1½ Meilen südwerts von *Serbite*. Sie ist nicht über 6 Meilen lang, und 5 Meilen breit, wo sie am breitesten ist. An der Süd-Ost-Seite liegt die Holländische Festung *Henricus* an einer grossen Bay. Die Festung ist auf einer Höhe angelegt, ist starck, und hat eine vortheilhaffte Lage: sie ist auch von gehauenen Steinen gebauet, und hat an jeder Seite tieffe und steile Thäler; Doch soll das östliche Thal weit tieffer und steiler als das westliche seyn. In diesem Lande hat man Exempel, daß die Weiber auch das Ruder des Regiments in Händen bekommen haben, wie wunderlich solches sonst an andern Orten in Indien den Leuten vorkommen mag. Wenigstens ist eine braune Königinn von *Solor* An. 1660, von vielen schwartzen *Orang-Cajas* und Edelleuten begleitet, in zweyen Indianischen Fahrzeugen, unter dem wunderlichen Geschrey ihrer Sänger, und dem rasenden Schall ihrer Flöten, Pfeiffen und Paucken, an unsere Flotte gekommen, um Frieden von uns zu bitten, und uns dahin zu vermögen, daß wir eine Festung auf ihrer Insul anlegen möchten, damit sie unter diesem Schutz desto sicherer für die Portugiesen seyn könnten. Das Beste was hier, wie auch auf den ostwerts von *Solor* gelegenen Insuln *Loolana*, *Panterra* und *Miskomby* zu hohlen ist, bestehet in Lebens-Mittel, Sandel-Holtz, und, wie der Herr *Hamilton* schreibet, etwas *Cassia lignea*.

Die lustige, obwohl kleine Insul *Serbite* ist durch eine sehr schmale Meer-Enge von *Solor* abgeschnitten, und lieget nordwerts von dannen; ist auch 7 Meilen ungefehr lang, und 3 bis 4 breit. In derselben liegt ein überaus hoher Berg, der bis über die Wolcken reichet, und rund umher mit vielen schönen Ländereyen, Aeckern, und grünenden Plantagien, bis oben in die Lufft hinein besetzt ist. Die Meyereyen, welche man allhier findet, sind mit kleinen Palisaden umzäunet, und gegen einen feindlichen Anfall gesichert. Auf solche Weise sind die Weiler und Dörffer vermuthlich auf mehrern von diesen Insuln gebauet, ich finde aber niemanden, der sie also beschrieben hat. Es giebt hier auch hübsche Ströhmlein und sauber Wasser, welches, wiewohl nicht an allen Orten, von dem hohen Berge herunter rinnet.

Die

Die meisten Serbiter giengen zu Walther Schultzen Zeiten nackt, und waren sehr scheu vor Fremde, so daß sie niemand in ihre Flecken hinein liessen, sondern ausserhalb derselben gegen alt Eisenwerck, Messer, Löffeln, und Corallen, allerhand Eß-Waaren und Früchte an sie vertauschten. Ihre Einfalt war damahls noch so groß, daß sie von dem Werth des Silbers, Goldes und Geldes keine Kenntniß hatten, und lieber zinnerne als silberne Löffeln annahmen. Sie giengen meist nackt, wie in den übrigen Insuln und bedeckten nur ihre Scham. Ihre Waffen waren Pfeil und Bogen, welche sie überall mit sich führeten.

Westwerts von diesen Insuln liegt die Insul *Floris* oder *Ende*, welches ungefehr 50 Stunden lang und 18 breit ist. Folgends *Valentyn* aber ist die Insul nur 43 Meilen lang, und in der Mitte nur 13 breit. Die Insul lieget, das östliche Theil ausgenommen, welches sich ein wenig weiter nach Norden beuget, gegen Osten und Westen, und stehet, nach *Valentyns* Bericht, unter den Macassarischen Königen von *Boni* und *Goa*. Ausser der Mund-Provision sind daselbst wenig Waaren, welche aus dem Lande können verführet werden, und also ist es auch mit *Cumbawa* und *Lambok*, welche Insuln Westen von *Floris* liegen, bewand. Von der grossen Insul *Floris* habe ich noch folgende Passage gefunden. Im Jahr 1703 ward ein Englischer Schiffs-Capitain durch Wind und Sturm an eine Stadt in dieser Insul, *Larentoeke* (*) genannt, verschlagen. Die Stadt lag an der West-Ende, und er fand daselbst einen sichern Haven drey oder vier Monden lang, weil der westliche Passat-Wind webet, daselbst zuzubringen. Er heurte sich daselbst ein Hauß, und brachte wechsels-weise ein Theil von seinen Leuten an Land. Ließ auch durch die Stadt ausruffen, daß niemand seinen Leuten borgen sollte. Die Matrosen aber kriegten doch auf guten Glauben bis gegen 100 Pfund Sterling Credit. Als er wegzog, wollte ein jeder das Seinige haben. Sie wüsten wohl, gab der Capitain ihnen zur Antwort, daß sie kein Recht an ihn hätten: Sie aber riethen ihm, wo er seine Gesundheit lieb hätte, würde er wohl thun, wenn er

(*) Der Herr *Valentyn* setzet auch einen Ort, Nahmens *Larentoeke* auf der West-Ende von *Flor*, und Walther Schultz giebet einem grossen Berge auf dieser Insul denselben Nahmen.

die Summe bezahlte, wo nicht gantz, doch wenigstens zum theil. Ein jeder war auch mit Bezahlung der Helffte seiner Forderung zufrieden, bis auf ein altes Weib, welches ihm den Tod drohete, wo er sie nicht gantz ausbezahlen würde. Der Capitain, welcher sehr wohl wuste, wie beschlagen diese Leute in der Gifft-Mischerey seyn, beschloß, um ihnen alle Gelegenheit, ihm zu schaden, zu benehmen, am Bord zu gehen, und zu bleiben, und selbst nichts mehr von den Früchten des Landes zu essen: Ob er aber gleich solches that, befand er sich doch mit Bauch-Schmertzen und Durchfall behafftet, ehe er noch vom Lande abseegelte. Sein Volck aber ward so starck damit befallen, daß sie nicht im Stande waren, das Ancker aufzuwinden, als sie auf der Rhede von *Batavia* ankamen, und Leute von einem andern Englischen Schiff zur Hülffe dazu nehmen musten: und der Capitain selbst war so entkräfftet, daß er weder alleine auf seinen Beinen stehen, noch seine Arme bis ans Haupt bringen konte. Allhier kam er bey einer Frauen, die von der Insul *Floris* gebürtig war, im Quartier zu liegen. Diese ermunterte ihn, daß er gutes Muths seyn sollte, denn sie wisse aus seiner Erzehlung von der Sache, daß ihm nicht Gifft beygebracht, sondern nur durch Zauberey etwas angethan worden. Er möchte sich nur einmahl besinnen, ob er nicht beym Ein- oder Ausgang in einem Hause über ein Stück Papier, oder ein Fähnlein getreten sey: dessen er sich auch nach einiger Bedenck-Zeit zu erinnern wuste. Nach eines Monaths Frist genaß er, so wie sie gesagt hatte. Diese Nachricht habe ich dem Leser nicht vorenthalten wollen, um ihm von den Künsten der Indianer, oder wenigstens von den Reden, die davon unter den Leuten gehen, einen Bericht zu geben.

Die Insul *Sumbawa*, welche westwerts von der Insul *Ende* lieget, ist durch eine schmale Meer-Enge von derselben abgeschieden. Die Regierung von dieser Insul ist unter verschiedene Könige vertheilet, welche vormahls Vasallen von den Macassarschen Königen von *Boni* und *Goa* zu seyn pflegten. Itzund aber sind diese Könige Vasallen von der Holländischen Ost-Indischen Compagnie; Und diese hat durch Uberwindung dieser Könige die Fürsten auf der Insul *Sumbawa* einiger massen von ihrer Tyranney erleichtert, und thut noch ihr Bestes, sie vollends davon zu befreyen. Unterdessen hat sie mit den letztern eine Alliantz geschlossen, nach welcher sie der Compagnie Vasallen seyn, und zu Folge dessen hält die Compagnie daselbst Logien, Schantzen, und mit Garnisonen besetzte Posten. Die Com-

pagnie

pagnie aber kan auf die Treue dieser Nationen keinen sonderlichen Staat machen, ungeachtet sie so fest mit ihnen verbunden seyn. Die Könige halten ihre Reichs- und erste Staats-Räthe. Hier fällt viel *Sappan*-Holtz, Wachs, Reiß, Pferde und andre Waaren mehr.

Nun müssen wir den gegenwärtigen Zustand der westlichsten unter diesen Insuln beschreiben. Selbige wird *Baly* nach der Haupt-Stadt genannt, (allwo der König einen sehr grossen Hof oder Pallast haben soll) und wird durch die Meer-Enge von *Palimboang* von *Java* abgeschnitten. Von der Insul *Lambok*, welche ostwerts von dannen lieget, haben wir wenig mehr gefunden, als daß daselbst fast nichts weiter als Proviant zu holen ist. Die Insul *Baly* wird auch wohl *Java minor* genannt, welchen Namen die Insul *Sumatra* nach des Herrn *Valentyns* Meynung vordem getragen haben soll. Einige nennen die Insul *Madura*, welche an der Ost-Ende nordwerts von Groß-*Java* lieget, auch wohl *Java minor*. So unterschiedlich die Nachrichten von der Höhe, auf welcher diese Insul liegen soll, lauten, indem einige sie auf dem 7 Grad 5 Minuten, die andern auf dem 8 Grad 33 Minuten setzen, welchen letztern Herr *Valentyn* auch beystimmet, so ungleich wird auch von der Grösse derselben geredet, denn der eine sagt, sie habe nur 12, der andre 30, der dritte gar 60 Meilen im Umkreiß. Diese Insul ist voll von hohen und ungeheuren Bergen, wie auch hohen dicken Wäldern; Sie hat aber auch viele niedrige und fruchtbare Reiß-Felder. Die Insul ist durchgehends starck bewohnt, und auf den Bergen, und in den Wäldern sowol als längst dem Strande hin, mit Weilern und Dörffern reichlich besetzt, so daß man von einer Million Menschen sagen will, welche daselbst wohnen sollen: Die inwendige Gegenden des Landes aber sind noch fast gantz unbekannt. Jedes Dorff hat seine Könige oder *Orang-Cajas*. Die gantze Insul aber hat vormahls zween Ober-Herren und Fürsten gehabt, welche sich wohl einmahl unter sich wegen der Ober-Herrschafft zu schlagen pflegten; Itzunder aber hat sie nur einen Ober-Herrn, der sich wenig um andre ausländische Potentaten bekümmert. Dieser Printz, welchen die Vornehmsten selbst nicht anders als mit gefalteuen Händen und in der allerniedrigsten Positur anreden dürffen, führet eine unumschränckte Regierung über alle übrigen. Er hat einen Premier-Staats-Ministre, welcher die gantze Regierung unter ihm und in seinem Namen führet. Bey diesem Könige soll man so viel Gulden- und Silber-Geschirr gefun-

gefunden haben, als man sonst an einem Hofe in diesen Ländern nicht leicht findet. Als unsre Schiffe erstlich in diesen Insuln landeten, sahen unsre Leute den König auf einem künstlich geschnitzten Wagen fahren, der mit schönen Teppichen bedeckt, und von zween weissen Büffel-Ochsen gezogen wurde. Seine Leib-Wache gieng vor ihm her, und war mit langen Spiessen und Blaß-Röhren, die vorne an der Spitze vergöldet waren, bewapnet. Es ist mercklich, daß bey dieser Insul der Wagen endlich einmahl gedacht wird, da wir bey Betrachtung aller Orientalischen Insuln bishero nicht gefunden haben, daß dergleichen Reis- und Fuhr-Werck irgendwo bey den Indianern selbst im Gebrauch gewesen. Sonst lassen sich die Vornehmsten auf der Insul *Baly* in Trag-Bahren und *Palankins* von ihren Sclaven auf den Schultern tragen, und lassen unterweilen 20 Mann von ihren Gefolg vor sich hergehen, welche lange mit rothen und weissen Quästen gezierte Spiesse tragen müssen. Die Heydnische Abgötterey geht allein auf dieser Insul im Schwange, und man findet eben so wenig Nachricht, daß hier Mahometaner, als daß hier Christen seyn sollen. Sie beten nicht nur Sonn und Mond an, sondern auch Fische und Vögel. Ja sie verändern sogar ihre Götzen täglich, und beten dasjenige den gantzen Tag über an, was ihnen des Morgens am ersten begegnet. Endlich beten sie sonderlich einige viereckte Steine an, auf welchen sie nach ihrer Art opffern. Daß die Seelen derjenigen, welche ausser ihrem Lande sterben, in ihrem eignen Lande bey den Ihrigen wieder auferstehen, wird als eine ausgemachte Sache hier sowohl, als bey andern unverständigen Indianern sowohl in *Asia* als in *Africa* geglaubt. Wenn sie dahero in die Sclaverey verfallen, bringen sie sich mannigmahl selbst ums Leben, um sich also durch den Tod einen Weg zu bahnen, dadurch sie wieder zu den Ihrigen zu kommen vermeynen. Die Einwohner dieser Insul sind durchgehends weisser und blasser, auch besser proportionirt und nicht so breit von Angesicht, als die Javaneser. Sie sind den Macassaren etwas mehr ähnlich, haben aber eine weit erhabnere Nase. In ihrem Lande führen sie ein müssiges und lediges loses Leben, und werden durchgehends alt. Sie sind sehr diebisch, und machen sich kein Gewissen daraus, jemand zu ermorden, oder ihre Mit-Bürger, Landes-Leute und gar Bluts-Freunde treuloß zu verrathen, und als Sclaven zu verkauffen: Dem ungeachtet meynet man, daß die aus dieser Insul geholte Sclaven die besten, fleissigsten und getreusten in gantz Indien seyn sollen.

Die

Die Leute von *Bali* sind ferner sehr unverzagt, und daher recht gute Soldaten, ja sie übertreffen alle andre Indianer in der Klugheit; Dahero die Holländer auch ihrer viele in ihren Diensten halten. Die Weiber auf dieser Insul im Gegentheil werden für fleissig, arbeitsam, vernünfftig, getreu und guthertzig gehalten. Aus dieser Ursache nehmen die meisten Chineser Weiber aus *Bali:* Und den Balischen Sclavinnen zu *Batavia* wird eben deswegen mannigmahl die Aufsicht über die andre Sclavinnen, und über die besten Kostbarkeiten im Hause anvertrauet. Die Manns-Personen auf *Bali* wissen weiter von keinen Geschäfften, als daß sie brav waschen, von ihren Weiber sich *ramassen* und *oeroeten* lassen, das ist so viel gesagt, daß die Weiber ihnen die Gliedern sanfft reiben und klopffen, und mit Cocos-Oel und *Bobori* salben. Ferner gehen sie auch unterweilen mit ihren *Crits* an der Seiten spatziren, bringen einem oder andern jemand von seinen Leuten abhanden, um solche, wo nur möglich, als Sclaven zu verkauffen, wenn es auch gleich ihre eigne Brüder wären. Die Weiber müssen daselbst als Maul-Esel arbeiten, den Acker-Bau bestellen, Cattun spinnen, und so viel Kleider weben, als sie zur Nothdurfft gebrauchen. Weil die Balier eben so gekleidet gehen als die Javaner, wollen wir anitzo von ihrer Kleidung nichts erwehnen, als wovon man in der Beschreibung von *Java* Nachricht finden kan. Die Manns-Personen haben durchgehends einen kahlen Bart, weil sie sich die Bart-Haare mit einem Zänglein ausreissen. Sie tragen gemeiniglich ein *Crits* an der Seite. Sonst bestehen ihre Waffen fast, wie der Javaneser ihre, in kurtzen Piquen und Blaß-Röhren. Es giebt auch etliche unter ihnen, welche sehr wohl mit der Pique und dem Säbel umzugehen wissen. Man trifft unter den Baliern viele gute Handwercker an, als Zimmer-Leute, Schmiede, Schreiner, Mäurer, Gold-Schmiede, Stein-Brenner, Schneider, *Saguwees-* und *Towak-*Brenner. Ob sie aber so klüfftig seyn, daß sie solche Dinge in ihrem eignen Lande lernen können, oder ob sie es erstlich lernen, wenn sie zu Sclaven verkaufft, und von ihren Herren darzu angestrenget werden, lasse ich dahin gestellet seyn. Die Balier wissen zu schreiben, und zwar so schreiben sie, wie viele andere Indianer, mit einem Griffel auf Cocos-Blättern. Unter den Balischen Weibern sollen unterschiedliche recht gute Heb-Ammen seyn, welche durch ihre Verschlagenheit und viele Uebung zu der Erfahrung gekommen, daß sie in Heilung gewisser Kranckheiten recht glücklich seyn. Diejenigen, welche einige Verkehrung

in diesen Ländern gemacht haben, versichern uns, daß die Handlung allhier nur auf Lebens-Mittel gehe. Es stehet auch leicht zu erachten, daß unsere Ost-Indische Compagnie mehr Fleiß anwenden würde, hier einen Handel-Platz aufzurichten, wenn nur etwas mehr als die pure Mund-Provision von hier zu hohlen stünde. Aus dem *Frikio* erhellet dennoch, daß sie hier etliche Bedienten hält. Was für Waaren sie aber dahin bringen, und von dannen hohlen, habe ich nicht erfahren. Es wird vielleicht wohl alles auf Eß-Waaren und Zimmer-Holtz hinauslauffen, welches beydes, und insonderheit der Reiß, in diesem Lande sehr häuffig fällt: weswegen auch *Bali* gemeiniglich gerne von denjenigen besucht wird, die nach den Moluckischen Insuln fahren. Obgleich aber unsere Ost-Indische Compagnie nur einen gantz geringen und wohl gar keinen Handel hieher haben mag: so wird *Bali* doch von den freyen Leuten, die unter Compagnie Gebiet stehen, als von denen von *Amboina* und andern Moluckischen Insuln fleißig besucht, um daselbst theils Sclaven zu suchen, welche wider ihr Wissen mannigmahl selbst von ihren verrätherischen Freunden gefangen und verkaufft werden, theils aber Reiß und andere Victualien von dannen zu hohlen. Für die Balische Sclaven und Sclavinnen werden hernachmahls 70, 80 bis 100 Reichsthaler gezahlt, nachdem sie in Handwerckern unterrichtet seyn. Die Amboineser hohlen hier ebenfalls Kühe, welche weit schöner seyn als die Macassarsche, und kaum einen Reichsthaler das Stück gelten. Die Javaneser und Chineser suchen hier auch einige Sorten von Kleidern, welche hier im Lande fabriciret werden. Indessen will uns der Herr *Valentyn*, aus keinem andern Grund, wie ich mercke, als weil er es in dem Journal der ersten Holländischen Schiffe, die nach Ost-Indien seegeln, also gefunden, gäntzlich versichern, daß weder Gold noch Reiß aus *Bali* dürffe herausgeführet werden: weil der König verboten habe, die Gold-Minen zu öffnen, und der Reiß, der von einem Jahr übrig bleibe, an gewissen wohlverwahrten Oertern im Lande, bis eine Theurung einfällt, aufgehaben werde. Sonst findet man, wie er berichtet, und bringet auch von hier Kupffer, Eisen, Cattun, *Calembak*, Pferde (selbige aber sind sehr klein) Büffel-Ochsen, Ziegen, Ingwer, Calmus, *Bangle*, welches dem Ingwer ähnlich ist, und vortrefflich Oel. Die Chineser wissen sehr wohl, wie sie alle diese Waaren für

Porcellan, Säbel, und einige andere Waaren an sich tauschen sollen. Ihre Musicalische Instrumenten, damit wir auch etwas von ihren Ergötzlichkeiten reden, sind fast so wie der Javaneser ihre beschaffen, und bestehen in einer *Tateboang*, zu welcher zwey grosse *Gongen* gehören, nebst einem *Gindier*, welcher aus etlichen kleinen Stangen von Metall bestehet, die sie an etlichen nach Proportion immer kleinere und kleinere *Bambos*-Höltzern befestigen, und also darauf schlagen. Sie belustigen sich auch an Hahnen-Gefecht. Mit der Ehe wird es hier wie andern Orten des Theils der Welt gehalten; daß der Mann nehmlich seine Frau kauffen muß. Sie können mehr als ein Weib zugleich nehmen. Daß keine Boßheit so groß seyn kan, und kein Uebel so abscheulich, daß ein Mensch solches nicht gerne thun und willig daran gehen sollte, wenn die Gewohnheit erstlich bey ihm starck geworden, oder eine verkehrte Einbildung von der Ehre, oder ein ander Vorurtheil und falsche Meynung, seinen Verstand eingenommen hat, bezeuget insbesondere die grausame Trauer-Pflicht, welche eine getreue Frau, die in keiner Verachtung leben will, hier zu Lande ihren verstorbenen Mann zum Beweiß ihrer Liebe, und um ihm in der andern Welt Compagnie zu leisten, erweisen muß, womit es, nach dem Bericht des Herrn *Frikii*, welcher selbst alles gesehen zu haben versichert, also hergehet. Wenn der Mann gestorben ist, wird die Leiche in Cattunen Leinwand genehet, und oben auf den Hause auf vier Pfälern zur Schau ausgestellet. Unterdessen müssen etliche alte um Geld dazu gemiethete Weiber vor dem Hause so lange heulen und schreyen, bis diejenige von seinen nachgelassenen Weibern, welche für seine echte und vornehmste Frau gehalten wird, sich entschliesset, mit der Leiche des verstorbenen Mannes sich verbrennen zu lassen. Man gräbet also zu dem Ende eine tieffe Grube an einem Strohm, und füllet solche halb mit trocknem Holtz, und legt die Leiche mitten oben darauf. Wenn nun der Scheiter-Hauffen angezündet ist, und recht lichterlohe brennet, kömmt die Wittwe (welche vorher von ihren Freunden Abschied genommen, und von einem jeden mit Gold, Bluhmen und andern Dingen ist beladen worden, um solche an ihre Bluts-Freunde in jener Welt zu überbringen,) mit schnellem Lauff heran gerannt, und springet unter einem grossen Getöse von ihrer Music ins Feuer. Sobald sie diesen erschrecklichen Sprung gethan hat, kommen

etliche dazu bestellte Männer, und giessen etliche Krucken voll Oel in diese Mord-Flamme, damit das Feuer desto stärcker brennen, und diese elende Person desto eher ihr Ende erreichen möge. Wenn alles endlich zur Aschen verbrannt ist, wirfft man die Asche mit traurigen Geberden in den Strohm. Um auf die Waaren, die hier, ausser denjenigen, deren wir oben bey Beschreibung ihrer Handlung gedacht haben, zu finden seyn, zu kommen; so trifft man allhier allerhand eßbare Vögel an, als Hühner, Endten, Feld-Hühner, Pfauen, Reb-Hühner, Turtel-Tauben und andere mehr. Ihre Seen und einländische Gewässer sind überflüßig mit Fischen angefüllt, welche ein groß Theil ihrer Mund-Provision ausmachen. Weil die Balier auch den Acker- und Garten-Bau wohl verstehen, findet man daselbst Kohl, Radieß, Bohnen, Salat, Kürbis, Wasser-Melonen und andre Garten-Früchte mehr, ausser der grossen Menge von Indianischen Früchten, als Cocos, Pommeranzen, Citronen, welche daselbst in den Wäldern wild wachsen. Es soll auch *Mangas*, Ingwer, und *Galega* daselbst zu finden seyn. Die Insul soll auch Gold-Minen haben. Der König aber hat verboten, selbige zu öffnen. Weil die Einwohner von *Balamboang*, auf der festen Küste von *Java*, den Regenten von *Bali* für ihren Ober-Herrn zu erkennen scheinen, oder wenigstens doch ihm weit günstiger seyn, als dem Kayser von *Java*, und in ihrer Religion, Kleidern und Verbrennung der Leichen mehr mit den Baliern, als mit den Javanesern übereinkommen; können wir nicht umhin, die erschreckliche Leich-Bestattung ihres Printzens hier bey der Beschreibung der Balischen Leich-Begängnisse anzuhängen. Es ward also, wie die mir zu Handen gestossene Nachrichten lauten, der An. 1691 verstorbene Fürst, 16 Tage nach seinem Ableben, und also, nachdem der Leichnam vermuthlich erst war balsamirt worden, zur Erden bestättiget: Er hatte bey seinem Leben 400 Weiber gehabt, ob solche aber alle miteinander seine Kebs-Weiber gewesen, und ob nicht unter der Anzahl etliche Sclavinnen mit begriffen, wird nicht gemeldet. Von diesen aber wurden ihrer 270 laut seines Testaments, erstlich mit Kritsen niedergestossen, und hernachmahls sammt ihm verbrannt. Eine jede von ihnen ward zwischen zwey Schildwachten zum Tode geführet, und hielt eine Turtel-Taube in ihren Händen. Wenn nun der Dolch ihnen unter den kurtzen Ribben an der rechten Seite quer aufwerts, und bey der lincken Schul-

ter

ter quer unterwerts hinein gestossen wurde, liessen sie die Turtel-Taube fliegen, und rieffen dabey *Cami Soesoehoenam*! das heist, wir kommen, Kayser! gleich als wenn die Tauben ihre Seele zu der Seele des Kaysers hintragen sollten. Die übrigen Umstände dieser Leichbegängniß habe ich nirgends aufgezeichnet funden.

Es wird auch nicht unfüglich seyn, ehe wir uns von den südlichen Insuln in dem orientalischen Ocean, als dem eintzigen Vater-Land des weissen und gelben Sandel-Holtzes, abwenden, die natürliche Historie dieses Holtzes, in sofern als sie uns bekannt ist, oder wenigstens dasjenige, was man davon saget, zu beschreiben. Es wächst selbiges, wie schon erinnert worden, auf *Solor* und *Timor*, und etlichen daherum liegenden Insuln. Indessen soll die *Poolo Tsjindana*, das heisst die Insul *Tsjindana*, welche auf derselben Höhe als *Timor*, aber nicht über einen Grad weiter gegen Westen lieget, von den Wäldern von Sandel-Holtz, welche daselbst wachsen, diesen Namen empfangen haben. Bey den Timoresern und Maleyern wird es nach dem Zeugnis des Herrn *ab Horto*, *Chaudama* genannt: Es soll aber wohl *Tsjindana* heissen, wo wir sonst auf *Valentyn*, der die Maleyische Sprache verstanden hat, und seine Holländische Ausrede sicher fussen können. Der Name *Sandal* aber, welchen wir dem Holtz geben, ist von den Arabern entlehnet: Die Mohren, oder Mahometaner in Indien aber sollen es *Sercanda* nennen. *A Costa* aber versichert uns, daß die Einwohner der Malabarischen Küste noch eine andre Art von dergleichen Holtz gebrauchen, welches sie *Sambrana* nennen, und den gemeinen Leuten für Sandel-Holtz verkauffen. Doch müssen wir noch von dem Sandel-Holtz erinnern, daß alle drey Sorten, als das rothe, gelbe und weisse, nicht aus diesen Insuln verfahren werden, sondern, wie die Nachrichten lauten, nur die zwo letztere. Es waren vormahls drey Havens auf dieser Insul, aus welchen dieses Holtz gebracht wurde: Dasjenige aber, was von *Mena* kommt, ist das beste Holtz, weil es am minsten Holtz und viel Hartz an sich hat, weswegen die Portugiesen den Haven noch bewahren, und wohl besetzt halten. Nächst diesem ist dasjenige das beste, welches von *Matomea* gebracht wird, und das geringste ist endlich dasjenige, was von *Camanase* und

Serviage kömmt. An *Coepang*, welchen Ort die Holländer gegenwärtig besitzen, und dieses wohlriechende Holtz von dannen bringen, scheinet damahls nicht gedacht worden seyn. Man findet auch auf *Java*, wie *ab Horto* versichert, eine Art Sandel-Holtz, welche im Anfang starck genug riechet, aber balde alt wird. Von dem Ursprung des gelben und weissen Sandel-Holtzes wird unterschiedlich geredet; Der eine sagt, daß es von einem Baum genommen werde, an welchen das Gelbe inwendig, das Weisse aber auswendig sitzen soll. Andere sagen dagegen, daß es von einer Art von Bäumen genommen werde, deren etliche gelb, andere weiß Holtz haben. Andre wieder wollen, daß es zwo besondre Sorten von Bäumen seyn sollen, die aber so sehr mit einander übereinkommen, daß derjenige ein guter Kenner seyn muß, der eine von der andern unterscheiden soll, ja daß niemand leicht den Unterscheid zu machen wisse, als die Leute des Landes, die davon leben, daß sie die Bäume in den Wäldern fällen. Der Sandel-Baum, von welchem dieses Holtz gehauen wird, ist übrigens ein lustiger Baum. Er wächst von Gestalt so wie ein Wallnuß-Baum, trägt hoch grüne Blätter als ein Mastix-Baum, seine Blüthe ist braun-blau, und die Frucht so groß als eine Kirsche. Letztere ist erst grün, hernach schwartz und unschmackhafft, fällt auch leicht ab, und ist den Lorbeer-Beeren nicht ungleich. Es pfleget auch eine gewisse Art von Drosseln auf die Frucht dieser Bäume sehr erpicht zu seyn, und weil sie selbige gantz und unversehrt wieder von sich geben, wird der Baum unter ihrem Unrath auf Bergen und in den Thälern häuffig wieder ausgesäet, und auf solche Art sind so viele 100000 Bäume immer angepflantzet worden, welche die Portugiesen und Holländer in diesen Jahren, vormahls aber die Mohren oder Mahometaner, aus dem Lande weggeschleppet haben; Dem ungeachtet aber werden noch diese Stunde gantze grosse Wälder davon gefunden. Man will, daß dieser Baum erstlich zu einer gewissen Reiffe kommen muß, ehe und bevor das Holtz den Geruch bekömmt, welcher es in gantz Indien und auch in Europa so beliebt macht. Diejenige, welche sie fällen sollen, schneiden derowegen erst in die Rinde, und riechen genau zu. Sie wissen auch an dem Geruch zu unterscheiden, ob der Baum dienet gefället zu werden. Doch muß das frische Holtz nicht sonderlich starck riechen, weil *ab Horto* versichert, daß das Holtz, wenn es erstlich nach abgelöster Rinde ge-

trock-

trocknet wird, seinen rechten Geruch bekomme. Es ist mercklich, daß obgleich dieses Holtz wegen seines lieblichen Geruchs, und weil es den Leib sehr erfrischet und kühlet, in den heissen Ländern so häuffig gebraucht wird, dennoch aus der grünen Rinde desselben, wenn er erst gehauen worden, ein gifftiger und ungesunder Geruch hervorkommt, wie die Einwohner von diesen Insuln versichern. Dieser Geruch soll bey dem Menschen eine gewisse Art von einem hitzigen Fieber verursachen, dessen Paroxysmi vier Stunden dauren, und mit Raserey und Phantasien vergesellschafftet seyn. In dieser Raserey sind die Leute immer mit der Arbeit occupirt, mit welcher sie bey gesunden Tagen umgehen, und erzehlen alles, was sie ihr Lebenlang gethan haben. Sie haben dabey einen solchen grimmigen Hunger, daß sie alles, was ihnen nur vorkommt, und sogar eckelhaffte Sachen, mit gröster Begierde verschlingen. Es scheinet aber, daß *Jacobus Bontius*, welcher selbst auf *Java* gewesen, der Meynung sey, daß die dasige Lufft und die vielfältige Veränderungen der Hitze und Kälte an dieser Kranckheit Schuld seyn. Wieder aber auf das Sandel-Holtz zu kommen, so wird selbiges in allen Indianischen Provintzen, und sogar in *China* so häuffig abgesetzt, daß nur blut-wenig davon nach *Europa* herüber kommt: Und, welches wenige glauben, so soll dasjenige, was nach *Europa* verfahren wird, nicht das rechte Sandel-Holtz, wenigstens nicht das beste seyn, weil man solches weit theurer in *Indien* verkauffen kan. Die Indianer gebrauchen es, ihren Leib damit zu salben und zu schmieren. Die Salbe, welche sowohl die Weiber als die Männer gebrauchen, besteht aus einer gleich grossen Quantität von gemahlenem Sandel-Holtz, *Tsiampak* und *Moegri*-Blumen, welche beyde letztere *Ingredientia* lieblich riechen, und fast das gantze Jahr herdurch daselbst gefunden werden. Ferner nehmen sie zu einer Hand-voll von jeder von diesen Speciebus 2 Untzen *Curcuma*, und so viel Kampffer, als nöthig ist, der Salbe einen Geruch davon zu geben. Diese Species werden zusammen in einen steinernen Mörsel gethan, und so viel *Cocos*-Oel darauf gegossen, als genug ist eine Salbe davon zu machen, und alles endlich wohl durch einander gerieben. Die Krafft der Salbe besteht darinn, daß die *Curcuma* ihren Leib färbet, die andern *Ingredientien* aber demselben einen guten Geruch geben. Sie haben auch den Nutzen davon, daß es den Leib, wenn er entweder durch die Sonnen-Hitze verbrannt, oder von einer febrilischen Kranckheit erhitzet

hitzet ist, erfrischet, wider die Schlaffloßigkeit hilfft, und, über den Magen geschmiert, die *Boore* heilet.

Wir haben im Anfang dieses Haupt-Stückes von dem Lande der *Papuas* oder Neu-*Guinea*, als dem nordlichsten unter allen Südländern gesprochen: itzunder wollen wir das südlichste Antheil, welches den Nahmen von Neu-Holland träget, nach den Nachrichten des Herrn *Dampier*, als eines berühmten See-Mannes, der daselbst gewesen, beschreiben. Denn die Einfalt und das natürliche Wesen seiner Erzehlungen, und die lange Zeit, die er in dem Lande zugebracht hat, macht, daß wir ihm mehr Glauben zustellen, als anderer Leute künstlichen Erzehlungen, welche von einem Lande, von welchem sie nach Maaßgebung ihrer eigenen Reise-Beschreibungen wenig Bericht haben einziehen können, doch viel zu erzehlen wissen wollen. *Dampier* war in der Gegend des Landes, welche auf den 16 Grad 50 Minuten südlicher Breite lieget. Er sagt Neu-Holland sey ein groß Land, man wisse aber noch zur Zeit nicht gewiß, ob es eine Insul, oder ein festes Land sey. Indessen versichert er, daß es weder an Africa noch an America Land-fest sey. Wo aber *Abel Tasmanns* Reise-Charte nicht trieget, können wir noch über dem versichern, daß es eine Insul sey. Die Gegend des Landes, welche er befahren hat, war flach nnd niedrig, und, etliche Landes-Spitzen ausgenommen, mit Sand-Bäncken umgeben, wie auch etliche Insuln in der Bay, in welche er einlieff. Hier fand er einen trockenen sandigten Grund sonder Wasser, welches zu haben man Brunnen graben muste. Doch wuchsen daselbst allerhand Art Bäume, die Wälder aber waren ebenfalls nicht dicht, und die Bäume nicht sonderlich dick. Die grösten, und auch die häufigsten, die sie sahen, waren die Drachen-Bluts-Bäume. An Dicke und Höhe gleichen diese einem Apfel-Baum. Die Rinde ist schwärtzlich, und etwas raube, und die Blätter dunckel von Farbe. Aus den Knoten und den Ritzen des Baums treuffelte ein Safft heraus, der dem Drachen-Blut ähnlich war. Sonst funden sie keine Bäume, die da Beere oder Früchte trugen. Sie funden auch weder Kräuter, noch Wurtzeln, noch Erbsen, oder sonst was grünes daselbst. Sie sahen auch keine Thiere daselbst, sondern nur einmal die Fußstapfen eines

Thiers

Thiers, welches so groß als eine Englische Dogge schiene gewesen zu seyn. Auch traffen sie wenig klein Geflügel, und keinen grössern Vogel als eine Merle daselbst an. Die Fliegen aber sind daselbst so häufig, und so dreist, daß man sie, ohne beyde Hände dazu zu gebrauchen, nicht wegjagen kan, ja sie fliegen sogar den Leuten in die Naase und in den Mund hinein. Ausser den *Manatoes* oder See-Kühen und den Schild-Kröten ist die See auch nicht sonderlich mit Fischen versehen, und diejenigen, welche sich noch hier aufhalten, sind sehr scheu, obgleich die Einwohner weder Böthe noch Eisen-Geräht haben, sie mit zu fangen.

Die Leute in diesem Lande sind lang und hager von Leibe. Sie haben keine grosse Köpffe, eine runde Stirne, und grosse Augenbranen, ihre Augen-Lieder sind halb geschlossen, und sie können nicht in die Ferne sehen, ohne ihre Köpffe hinten über zu legen. Sie haben dicke Naasen, grosse Leffzen, und einen weissen Mund, die beyde vorderste Zähne oben im Munde fehlen ihnen allen, den Jungen sowohl, als den Alten, ob sie aber von Natur sie nicht haben, oder sie ausbrechen, ist ungewiß. Sie haben keinen Bart, und ein langes heßliches Angesicht. Ihr Haar ist schwartz, kurtz und krauß, wie bey den Negern, und sie sind auch gerne so Kohl-schwartz als die Negers von *Guinea*. Sie reden etwas durch die Gurgel, und sind sehr faul. Ob sie dieses von Natur an sich haben, oder zum öfftern von andern so feindseelig und grausam, als wohl gewöhnlich, sind angetastet worden, weiß ich nicht; so viel aber ist gewiß, daß sie die Fremden scheuen: wenn sie aber mercken, daß ihnen kein Leid widerfähret, gehen sie recht freundlich mit dem Fremden um. Kommen diese aber ihrer Fischerey zu nahe, so widersetzen sie sich mit drohenden Geberden, und ihrem Gewehr in der Hand. Vor dem Knall des Geschützes fürchten sie sich gar sehr, und wenn eine Trommel gerühret wird, lauffen sie gleich davon.

Sie wissen von keinen Kleidern, als von einem Stück Baum-Rinde, welches sie als einen Gürtel um ihre Lenden anlegen, und

eine Handvoll, oder drey, vier, lang Graß oder Zweigen von den Bäumen mit den Blättern daran, welche sie unter dem Gürtel befestigen, um ihre Scham zu bedecken. Sie haben keine Häuser, und der bloſſe Himmel ist ihr Dach, und die Erde ihre Schlaff-Stelle.

Wenn sie ihr Feuer angelegt haben, stecken sie etliche Zweige an der Seite in den Grund, da der Wind herkommt. Ob sie sich ehelich paaren, oder wie das Vieh unter einander herdurch leben, hat *Dampier* nicht vermercken können: wohl aber gesehen, daß ihrer 20 bis 30 Männer, Weiber und Kinder zusammen leben.

Obgleich nun die Hottentotten ein schlecht Volck seyn, so sind sie doch, was ihre Wohnungen und Güter, wie auch die Früchte ihres Landes anlanget, rechte Herren, gegen diese Leute zu rechnen. Alles was sie zu essen haben, ist eine Art von kleinen Fischen, welche sie in den Meer-Busen, die zu dem Ende mit Steinen umzäunet sind, und bey seichtem Wasser trocken stehen, fangen. Die kleine junge Fische sind das Beste bey ihren Fisch-Fang. Sonst haben sie kein ander Geräthschafft, um Fische zu fangen, und *Dampiers* Leute konten auch mit ihren Angeln und Netzen nichts daselbst fangen. An einigen Orten suchen sie auch See-Krebse und Muscheln, derselben aber sind hier wenige. Was sie fangen bringen sie an den Ort hin, wo sie ihr Lager haben, woselbst dann die Stein-Alte und kleine Kinder, welche selbst nicht auf ihre Kost ausgehen können, die übrigen erwarten, und sämmtlich dasjenige, was der Fang gebracht, auf glühenden Kohlen braten, und alles, es sey groß oder klein, verzehren. Unterweilen können sie eine gute Mahlzeit thun, sie müssen sich aber auch wohl unterweilen mit einem schmalen Bissen behelffen. Ein jeder kriegt indessen doch sein Antheil, auch diejenigen nicht ausgeschlossen, welche wegen Alter oder zarter Jugend unvermögend seyn, und der Vorrath reichet dann so weit, als er kan. Wenn sie gespeiset haben, begeben sie sich zur Ruhe bis das Wasser wieder abläufft, es mag sonst die Zeit des Tages oder der Nacht, oder das Wetter beschaffen seyn, wie

es

es will: Denn wenn sie darauf nicht genaue Achtung geben wollten, würden sie Hunger leiden. Sie haben weder Fahr-Zeuge noch Häuser. Doch haben sie noch Gewehr, nehmlich höltzerne Schwerdter, und eine Art von Pfeilen, die beym Feuer gehärtet seyn: Denn man findet daselbst weder Eisen noch Stahl. Weil es ihnen also an allen dazu tüchtigen Werck-Zeug gebricht, können sie weder Vögel noch Thiere zu ihrem Gebrauch fangen. Aus diesem allen aber erhellet, daß nirgends ein unschuldiger, ärmer und unvernünfftiger Volck als hier zu Lande zu finden ist. Denn was andre von ihnen gesagt haben, ist nur geschrieben worden, um ihren Zustand etwas ansehnlicher vorzustellen.

GOOD
GROW
DEO
GOOD

GOD
GIVE
DEO
GOD

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salmon, Thomas

Die Heutige Historie, Oder der Gegenwärtige Staat der Sundaischen Insuln, Als Borneo, Java und Sumatra Nebst einem Doppelten Anhang von dem Gegenwärtigen Staat I. Der Nicobarischen und Andomanischen Insuln, und II. Des Landes der Papuas, nebst den umliegenden Insuln

Altona 1733

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/4Hist.pol.68b#angeb.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11062197-9
VD18 10794905-004